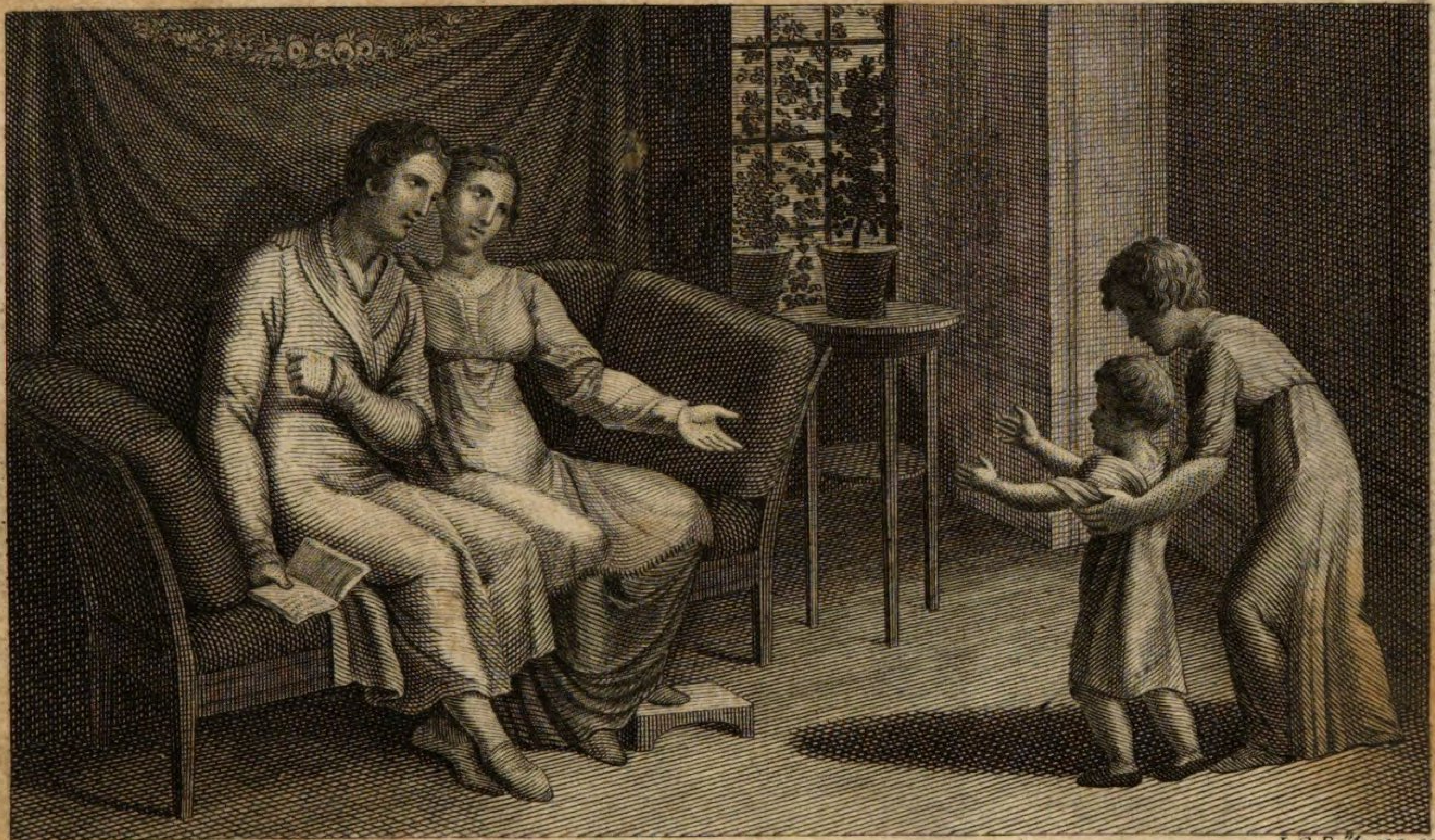
dos.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Philos. 17/2

~~III. 451.~~
Philos. 17. II

Zur
Königl. Bibliothek
zu
Regensburg.



Schnorr v. K. del. I. C. Böhme sc.

# Eheliche Verhältnisse
und
# Eheliches Leben,
in
## Briefen
von
Joh. Ludwig Ewald.

---

Fortsetzung
von
den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen
und Mütter sowol, als
für
Jünglinge, Gatten und Väter.

---

Zweiter Band. Mit 1 Kupfer.

---

Leipzig. 1810.
Bei Heinr. Büschler in Elberfeld.

Ich habe bei diesem zweiten Bande nichts zu sagen, außer, — wär's auch schon in der Vorrede zu dem Ersten Bande gesagt, — zu wiederholen, daß die Urtheile über Bücher, von Aeone, Wandulf ꝛc. und nicht gerade von dem Verfasser sind, daß sie also mehr, jene Menschen darstellen, als diese Schriften beurtheilen sollen.

Daß kein Rath gegeben ist, dessen Güte nicht die Erfahrung bestätigt hat, davon wird sich gewis der überzeugen, der ihn in einem ähnlichen Falle befolgt. Was die Übrigen davon denken, ist weniger bedeutend. Jeder hat natürlich, darüber sein freies Urtheil.

# Innhalt der Briefe im zweiten Bande.

Fünf und dreißigster Brief. Selane an Wandulf. Nachricht von einem Hausfreund. Er wird gerühmt und scheint doch lästig zu seyn. Ursachen davon.

Sechs und Dreißigster Brief. Wandulf an Selane. Er entdekt ihr, daß sie eifersüchtig auf diesen Hausfreund sey. Eifersucht auf Freunde des Gatten, eine Krankheit. Von welcher Art sie ist. Ihre Gefahr. Rath dagegen. Krüke für die Festigkeit bei einem schwer auszuführenden Entschluß.

Sieben und dreißigster Brief. Selane an Wandulf. Sie bekennt ihre Eifersucht, findet aber einen Grund dazu in ihrem geringen Werth. Sie will die böse Neigung still unterdrüken.

Acht und dreißigster Brief. Wandulf an Selane. Freude über ihre Geradheit und Kindlichkeit. Sie ist im Irrthum. Was Männer bei den Weibern suchen und nicht suchen. Er widerräth ihren Entschluß als unausführbar; räth aber zu offenem Bekenntniß.

Neun und dreißigster Brief. Selane an Wandulf. Sie hat den Rath befolgt. Unterredung mit ihrem Gatten, und ihr Erfolg. Der Hausfreund wird ganz in das Haus genommen.

Vierzigster Brief. Rosalie Grambold, an

ihre Mutter. Sie hat ihrem Gatten ihre Heftigkeit bekannt. Unterredung mit ihm, im Detail. Ueble Wirkung des Bekenntnisses, bei dem mißtrauischen Grambold. Rosalie ist darüber empört.

Ein und vierzigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold. Beschreibung der unglüklichen Männer, die allen Glauben an weibliche Tugend verloren haben. Sie soll Muth fassen und hoffen. Rath für ihr künftiges Betragen. Warnung vor Stolz, und vor dem gefährlichsten, Stolz auf Tugend.

Zwei und vierzigster Brief. Adelheid an Theophan. Ihre Wiederverheiratung. Geschichte derselben. Darum betet sie doch noch zu ihrem verstorbenen Gatten. Der zweite ist ihr nicht religiös genug, nimmt keinen rechten Theil an ihre Erbauungsstunden. Sie wünscht Rath, wie sie sich verhalten solle.

Drei und vierzigster Brief. Theophan an Adelheid. Billigung ihrer Heirat. Zweifel, ob der zweite Gatte weniger religiös sey, als sie. Gründe dafür. Verschiedene Arten von Religiosität. Weitsinnigkeit Jesus. Auf alle Fälle schadet das Aufdringen gewisser Erbauungsarten, und aller.

Vier und vierzigster Brief. Adelheid an Theophan. Ausdruk ihrer Unruhe.

Fünf und vierzigster Brief. Theophan an Adelheid. Stellen aus Fenelon zur Beruhigung und Warnung vor Unruhe.

Sechs und vierzigster Brief. Aeone an Wandulf. Nachricht, daß sie Mutter worden sey. Warmer Erguß über das Glük, ein Kind zu haben. Hohe

Würde der Mutter. Gottesdienst in Beobachtung eines Kinds.

Sieben und vierzigster Brief. Adelheid an Theophan. Zweifel über ihres Gatten Religiosität. Ueber die Nothwendigkeit, sich mit religiösen Gegenständen zu beschäftigen. Zweifel, ob sie recht thue, ihren Gatten gehen zu lassen.

Acht und vierzigster Brief. Theophan an Adelheid. Aufklärung über die Verschiedenheit, wie Religiosität entsteht, genährt wird und sich äußert. Die Nothwendigkeit der Erbauungsmittel wird zugegeben, gegen die Sitte der Zeit. Man muß sie aber Niemand aufdringen. Die Brautzeit der Religion. Warnung, nicht mit zu viel Enthusiasmus von dem verstorbenen Gatten zu reden.

Beilage. Die Reise nach der Quelle eine Parabel.

Neun und vierzigster Brief. Edelwald an Wandulf. Erzälung von einem Besuch bei Grambold. Dessen Lebensart. Die Klubbgängerei und die Pflichtfrau. Intereßante Morgen- Mittag- und Abendunterhaltung des Klubbgängers, mit Anmerkungen. Frage wegen Pflege der Kinder durch die Mutter, und über Familienfeste.

Fünfzigster Brief. Wandulf an Edelwald. Darlegung von Grambolds Sinn. Selanens Rechtfertigung. Große Vortheile, wenn die Mutter ihr Kind selbst verpflegt. Dann wird sie erst recht Mutter Vortheile der Familienfeste.

Ein und Fünfzigster Brief. Theophan an Adelheid. Hoher Werth der wahren Religiosität, bei schwerem Verlust. Beispiel von der Frau eines Schiffskapitäns, die ihren Gatten verlor. Der Art, wie es ihr

Theophan bekannt macht. Welche Weiber bedürfen am meisten Religiosität?

Zwei und funfzigster Brief. Rosalie Grambold an ihre Mutter. Schilderung ihrer Muthlosigkeit. Grambolds mißtrauische Versuche. Ihr Widerwille gegen die Menschen. Bittere Bemerkungen über einige Weiber. Medisanter Erguß über Medisance. Stelle aus Göthes Iphigenie über den elenden Zustand der Weiber.

Drei und funfzigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold. Gründe zum Hoffen auf Grambolds Besserung. Unwillkührliche Achtung, die reine Tugend einflößt. Reine Tugend besteht aber nicht mit Bitterkeit, mit Richten und Verdammen Anderer. Entschuldigung der bitter beurtheilten Personen. Ueber Medisance, ihre verschiedene Quellen, Arten und Nachtheile.

Vier und funfzigster Brief. Aeone an Wandulf. Urtheile und Anfragen, über die Corinne der Frau von Stael, den fils naturel der Frau von Genlis, und Ehrenbergs Schrift: weiblicher Sinn und weibliches Leben. Weibliche Duldenskraft. Ihre Art das Göttliche zu verehren, ist die ächt-menschliche. Ueber den Sinn der Marien und Marthen. Lob der Ehrenbergischen Schrift.

Fünf und funfzigster Brief. Edelwald an Wandulf. Etwas von seinem häuslichen Leben. Häusliche Projekte. — Sie gleichen oft den Anordnungen des Pater Brieg. Häusliche Musikpartheieen. Was könnte Musik seyn, den Kindern, den Weibern, dem Volk? Eine Stelle aus Pestalozzis Monatsschrift. Werners Luther. Gesang. Aeonens Reinlichkeit, Ordnungs-

liebe, Geschmak. Ueber Freundlichkeit, mürrisches Wesen, Unreinlichkeit.

Sechs und fünfzigster Brief. Hugo an Wandulf. Der Hausfreund stört das ganze eheliche Verhältniß, ohne Liebelei, Liebe und Eifersucht. Er verläßt das Haus freiwillig, bleibt aber Hausfreund. Ein junges Mädgen soll ins Haus genommen werden.

Sieben und fünfzigster Brief. Wandulf an Hugo. Nachtheilige Folgen der Aufnahme einer dritten Person in den Eh= und Familienbund. Darstellung derselben in Göthes Wahlverwandschaften. Sie sind sehr natürlich, in einer recht guten Ehe; vielmehr in einer gewöhnlichen.

Acht und fünfzigster Brief. Rosalie Grambold an ihre Mutter. Frohe Nachricht von Grambolds Annäherung und geschwundenem Mißtrauen. Lezte Probe, die er mit Rosalien macht. Ihr musterhaftes Betragen dabei. Die Eisrinde um sein Herz schmilzt. Rosaliens Jubel.

Neun und fünfzigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold. Freude über Grambolds Sinnesänderung. Sie ist Folge der Achtung gegen Tugend. Ihr Glaube an das unauslöschlich=Göttliche in dem Menschen. Sie widerräth ihrer Tochter das heftige Andrängen an Grambold. Rath, wie weit sie sich näheren solle. Ueble Folgen einer unnatürlichen Annäherung.

Sechzigster Brief. Adelheid an Theophan. Nachricht von dem Tod ihrer Einzigen, religiösen Freundin Theodore, die Unzerstörbarkeit ihrer beiderseitigen Freundschaft. Theodore hatt' allein davon das Verdienst. Wie sie einem Bruch zuvorkam. Verse von ihr.

Mittel, die Freundschaft zu erhalten, kleine Mißverständnisse zu beseitigen. Sie vertheidigte ihre Freundinnen, war nicht eifersüchtig, offen über ihre Fehler. Ihre Feinheit, nicht blos zu geben, sondern auch zu nehmen. Ideal von weiblicher Freundschaft.

Ein und sechzigster Brief. Aeone an Wandulf. Frage wegen Eduards Erziehung. Kraft und Liebe muß bei ihm gleichen Schritt halten. Fehler der alten Erziehung, daß man keine Liebe merken ließ. Bekenntniß darüber von dem Marschall von Monluc. Fehler der neuen, daß man die Jugend gar nicht erziehen will.

Beilage. Ein Pröbgen von Aeonens Lebensphilosophie, über Aufspannung, Genußfähigkeit, Umgang, Zutrauen, Lebensgenuß, trauliche Malzeiten, Benuzung aller Tags- und Jahrszeiten, moralische Wichtigkeit des ächten Lebensgenusses, vielbedürfende Menschen, drüken und gedrükt werden, Offenheit und Verschlossenheit gegen Gattinnen, und das lezte Gefül, das in dem Weibe ausstirbt.

Zwei und sechzigster Brief. Rosalie Grambold an ihre Mutter. Grambold eine männliche Kokette. Seine Trokenheit zu Hause. Sein Mißmuth, wenn er kein Aufsehen erregt. Was sie dabei thun solle.

Drei und sechzigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold. Sie begreift Grambolds Stimmung. Er genießt nur noch durch den Kizel der Eitelkeit. Was Rosalie dagegen thun solle. Liebe zu weken suchen, ihm sein Haus angenehm machen. Vortheil davon. Den großen Kreiß zu einem

traulichen, nach und nach verengen. Im Nothfall sein Mitleid in Anspruch nehmen lassen.

Vier und sechzigster Brief. Adelheid an Theophan. Ihr Gatte Külthal ist kein Christ. Entdekung seines Religionssystems. Klage darüber. Frage, was sie thun soll.

Fünf und sechzigster Brief. Theophan an Adelheid. Natürliche Erklärung von Külthals Deismus. In ihm sind keine höhere Bedürfnisse aufgeregt. Er will vielleicht die Dinge an sich erkennen, und die Gottheit ohne menschliche Vorstellungsart. Die komponirte Gottheit. Külthal ist nicht strafbar, weil er redlich ist. Er kann noch Christus Verehrer werden, vielleicht hier, dort gewis. Sie soll nichts thun, nur treflich handlen.

Sechs und sechzigster Brief. Selane an Wandulf. Ob ihre siebenzehenjährige Nichte, einen vierzigjährigen Witwer heiraten soll?

Sieben und sechzigster Brief. Wandulf an Selane. Er will den Witwer erst kennen lernen.

Acht und sechzigster Brief. Wandulf an Selane. Er hat ihn kennen gelernt. Ueber ungleiche Heiraten überhaupt. Hier scheint Ausnahme zu seyn. Sein Rath.

Neun und sechzigster Brief. Aeone an Wandulf. Beschreibung einer Reise nach Hannover, Bremen und auf den Harz. Der Roßtrapp, der Broken. Einige Verse aus dem Brokenbuche. Das, durch des Grafen Stolbergs Humanität erbaute Brokenhaus. Söder. Die St—ische Familie. Wie die Kinder von

der Mutter zur Religiosität gebildet wurden; blos durch Liebe, Beispiel und Gewohnheit.

Siebenzigster Brief. Aeone an Wandulf. Fortsezung der Reisegeschichte. Pädagogische Verkehrtheiten. Ein gräfliches Kind, von der Wache feierlich salutirt. Respektswidrige Aeußerungen darüber. Folgen einer solchen Erziehung. Aristokratenstolz, und Bürgerkriecherei im Wechselverhältniß. Spott über eine Stelle in Reichards vertrauten Briefen.

Ein und siebenzigster Brief. Wandulf an Aeone. Auf bessere religiöse Bildung denken, ist jezt allgemein = anerkannte Nothwendigkeit. Billigung der Methode einer weisen Mutrer. Macht des Beispiels. Naive Antwort eines Mädgens. Urtheil über den sechsjährigen Machthaber. Entschuldigung des Aristokratenstolzes. Urtheil über die Erziehung zum Thier und zum Sklaven.

Zwei und siebenzigster Brief. Selane an Wandulf. Die siebenzehenjährige Lermi ist an den Witwer verheiratet. Dialog mit ihr, über diesen. Es entdekt sich, daß sie ihn liebe. Vortheilhafte Schilderung des Witwers.

Drei und siebenzigster Brief. Edelwald an Aeone. Tadel ihrer Aengstlichkeit. Thörichte Furcht vor Möglichkeiten. Herrschaft über Phantasie. Mittel dazu. Verweisung auf eine Schrift von Ewald. Einiges, was er nicht berührt hat.

Vier und siebenzigster Brief. Aeone an Wandulf. Noch einige pädagogische Verkehrtheiten. Ein Vater, der seine Kinder unartig nekt, und ein Anderer,

der bei Tisch ihnen immer predigt, sie warnt vor Vergehungen, die sie nicht kannten, auch vor Lügen. Rauhe Außenseite und zarter Sinn bei einem Manne, zarte Außenseite und rauher Sinn, bei einer Frau. Die Kinder müssen ihre Künste produziren, und werden vergiftet durch Lobsprüche von den Aeltern.

Fünf und siebenzigster Brief. Wandulf an Aeone. Sein Urtheil über diese Verkehrtheiten. Ihre unglüklichen Folgen. Mittel dagegen.

Sechs und siebenzigster Brief. Aeone an Wandulf. Fortsezung der pädagogischen Reisegeschichte. Die Mutter nimmt den Sohn in Schuz gegen den Vater. Folgen davon in einem Dialog dargestellt. Verschiedene Erziehungssysteme debattirt zwischen Vater und Mutter. Es wird über Erziehung gelesen, raffinirt, disputirt, aber die Kinder werden nicht erzogen. Anekdote davon. Ein zwölfjähriger ausgebildeter Kammerherr.

Siebenund siebenzigster Brief. Wandulf an Aeone. Sein Urtheil über diese Verkehrtheiten. Wahrscheinliche Folgen derselben.

Acht und siebenzigster Brief. Aeone an Wandulf. Ueber Brandes Haß gegen das Du, zwischen Aeltern und Kindern. Es soll die democratie royale und den Sansküllotisma herbeigeführt haben. Aeonens Urtheil darüber. Ob das: Unser Vater, wol ruchlose Menschen gemacht habe?

Neun und siebenzigster Brief. Wandulf an Aeone. Lob der Schrift von Brandes. Der klassisch-gebildete, ächt-teutsche Geist darin. Widerlegung

seiner Gründe gegen das: Du. Vortheile des vollen Zutrauens der Kinder zu den Aeltern.

Achtzigster Brief. Wandulf an Edelwald. Klage über unterlassenen Briefwechsel. Inhumanität einer solchen Trägheit. Man mordet sich selbst in Hinsicht auf seine Freunde.

Ein und achtzigster Brief. Edelwald an Wandulf. Seine Entschuldigung, Sündenbekenntniß und Versprechen. Schilderung und Vortheile einer glüklichen Ehe.

## Fünf und dreißigster Brief.

---

### Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

Wären Sie nicht so gut, wie Sie sind, so müßten Sie sich ordentlich fürchten, sobald Sie einen Brief von mir sehen. Denn ich benehme — benahm mich wenigstens bisher gegen Sie, wie sich die Menschen, gegen Gott benehmen. Ich wendete mich blos in der Noth zu Ihnen. So ist es aber doch heute nicht. Mich drükt keine Noth. Ich lebe glüklich mit meinem Hugo. Er ist so gut, so liebevoll und scheint selbst so glüklich. Wie solt' ich's nicht seyn? Wer glüklich ist, beglükt auch gern', und wer beglükt, wird selbst glüklich. Das erfuhr ich schon oft, so wie das Gegentheil. Unser Glük ist noch erhöhet, unser Genuß noch vielseitiger geworden, durch einen Jugendfreund meines Manns, Namens Prallow, der hier in Staatsdienste getre-

ten ist. Er hängt mit voller Liebe an meinem Mann und dieser an ihm. Sie sind voneinander unzertrennlich, einander unentbehrlich. Jede halbe Stunde, die Beide geschäftslos sind, bringt er bei uns zu. Bei uns! das hat mein guter Hugo so veranstaltet, damit ich den Umgang mit genieße, damit er nichts dabei verliere, wie er sagt. Freilich kann ich ihn denn weit weniger allein haben. Die meisten unserer einsamen Spaziergänge gehen verloren: aber dafür hat Hugo auch vielseitigeren Genuß, als wenn er mit mir allein gienge. Sie reden von so manchen schönen Gegenden, die sie sahen; — Prallow hat viel gereiset — von seltenen Erd- und Steinarten und Pflanzen, von Gebirgslagen und — ich mußte recht lachen! — von Physiognomieen der Gebirge, aus denen man auf ihr Inneres, auf ihren Gehalt soll schließen können. Oft bin ich denn eine überflüßige Person dabei, wiewol beide bald wieder einlenken, und mir etwas Intereßantes erzälen. Bei dem Allem macht michs oft wehmütig, daß ich meinem Hugo, das Alles nicht geben, daß ich ihm nicht Alles seyn kann, was er bedarf. Mich dünkt dann,

die Männer seyen unersättliche geistige Lüstlinge, und ihr Weib stehe immer jedem, für sie interessanten Wesen nach. Denken Sie: es ist mir schon begegnet, daß ich verdrießlich darüber wurde, und die beiden Freunde nicht begleiten, sie nicht stören wollte. Aber dann streichelte mir Hugo die Wangen und schlug vor, daß wir Alle zu Hause bleiben, und Prallow uns etwas vorlesen solle, und ich solle etwas spielen und singen. Da schämt' ich mich freilich, und gieng mit. Alles kommt aber daher, daß ich Hugo so unaussprechlich liebe, und mich seiner Liebe unwerth füle, und fürchte, er möge irgend ein anderes lebendes Wesen lieber haben als mich. Nicht wahr? so ists, lieber Wandulf! Ich fürchte nur, Prallow hat manchmal meine üble Laune bemerkt. Und das wollt' ich doch um Alles nicht! denn bei all seiner Zudringlichkeit ist er doch so unterhaltend, so herzlich, so natürlich, so liebenswürdig! Aber das ists eben, was ich fürchte. Man sollte sich doch eigentlich nicht so ganz an die Männer hängen, sie nicht so ausschließend lieben. Sie können's doch nicht

erwiedern. Aber in der Freundschaft sind sie Helden. Das ist wahr! — Weib und Kinder könnten sie verlassen und an ihren Freunden hängen. Wir sind eben arme Geschöpfe, wir Weiber! Nicht wahr?

## Sechs und dreißigster Brief.

### Wandulf an Selane.

Grenzau.

Wie liegt Ihre Stimmung, so offen vor mir da, liebe Selane; und wie verborgen ist sie vor Ihnen selbst! Es ist doch wol von allen Leidenschaften wahr, was man von der Liebe sagt: der, in dem sie sich rege, sey gleich jenem Vogel, der wähne, man seh' ihn nicht, weil er den Kopf verbirgt, also selbst nichts sieht. Ich muß Ihnen die Augen öffnen; denn ich bin Ihr Freund. Ich muß Sie erschreken; denn Ihre Ruhe ist in Gefahr.

In Ihnen regt sich wieder Eifersucht, liebe Selane! Eifersucht auf Prallow, den Freund Ihres Manns und wenn Sie wollen, gewis auch den Ihrigen. Leugnen Sie mirs nicht, was Sie gewis sich selbst noch nicht gestanden. Ich blike tiefer in Sie hinein, als Sie selbst. Ihr

offener Brief verriet mir Ihr ganzes Herz. Diese Aengstlichkeit bei Prallows vielseitiger, interessanter Unterhaltung; diese Verlegenheit darüber, daß Sie das Alles nicht Ihrem Hugo geben können; dieß „nicht stören wollen," bei einem projektirten Spaziergang, und nun gar die Verdrießlichkeit, die üble Laune, die Sie selbst vor Prallow nicht verborgen zu haben glauben: das Alles sind unverkennbare Spuren einer entstehenden Eifersucht. Daß Prallow ein Mann und kein Weib ist, das ändert an der Sache nichts. Eifersucht ist Widerwille gegen Alles, was sich dem Geliebten nähert, dem sich der Geliebte nähert, — gegen Alles, was ihm etwas giebt, ob man es gleich selbst nicht geben kann. Eifersucht auf Freunde ist die nemliche Krankheit, nur in einem Wesen mit gesunden Säften. Man wird eher davon geheilt, aber man kann sehr krank dabei seyn. Reine Liebe war vielleicht der Quell, aus dem sie bei Ihnen entstand. Nein; reine Liebe wol nicht; denn diese will blos des Geliebten Glük, ist nur glüklich in dessen Glük. Aber doch Liebe, Sehnsucht nach der inneren Nähe, dem trauten Um-

gang, dem innigen Zusammenfließen mit dem Geliebten. — Natürlich, daß Sie manchmal auch eine Stunde ganz allein mit Ihrem Hugo seyn wollten. Wären Sie unbefangen genug gewesen, ihm das offen zu sagen; hätten Sie ihm dann ein andermal wieder einen rechten Geistes- und Herzensschmaus mit seinem Freunde, selbst bereitet; hätten Sie die Beiden manchmal, unter einem natürlichen Vorwand allein gelassen: so waren alle Bedürfnisse befriedigt, und der Dreiklang floß in eine zarte Harmonie zusammen. Aber das unbefriedigte Bedürfniß verstimmte Sie; Sie wurden befangen; ein inneres Gefül, das nicht recht zum Bewußtseyn kam, sagte Ihnen, daß Sie etwas verbergen mußten, daß sich etwas, Ihrer Unwürdiges in Ihnen regte, — und so verbargen Sie Alles, und rechtfertigten Alles, wie so Manches gerechtfertigt wird, durch einen andern Namen, den man ihm giebt. Mir wollten Sie blos klagen, und haben sich selbst angeklagt.

Aber zum Glük! denn noch ist es Zeit, Herr zu werden über Ihre Eifersucht, die in der Folge, Ihr eheliches Glük wieder stören könnte.

Sie ist ein Gestein, es sind Schlaken, die sich nur um edles Metall finden, im rohen Zustand, von denen aber das Metall gereinigt werden muß. Diesen Eifersüchteleien liegt eine Selbstsucht zum Grund, die doch der wahren Liebe fremd ist, — die dem Geliebten Alles selbst geben und seyn, Alles allein von ihm haben und genießen will, die ihn am Ende lieber darben ließ, wenn sie ihm etwas nicht geben kann. Der Hang zu solchen Eifersüchteleien gleicht gewissen Arten von Lungengeschwüren, die sich von Zeit zu Zeit anfüllen, ausleeren und wieder anfüllen. Sie bewirken zwar keine Krankheit zum Tode; aber man ist den größten Theil seines Lebens krank.

Und Sie sollen gesund bleiben, liebe Selane; Sie und Ihr treflicher Hugo, und sein edler Freund. Sie sollen sich wechselsweise den Lebensgenuß erhöhen, und Sie könnens, wenn Sie stark und weise sind. Sie irren, wenn Sie in Ihrer Besorgtheit wähnen, daß Ihr Hugo Ihnen weniger seyn werde, wenn sein Freund ihm recht viel ist. Im Gegentheil! das Herz kann mehr geben, in dem Maaße, wie es von

mehreren Seiten berührt wird. Durch den trauten Umgang mit einem Freund wird alles Zarte, Innige in dem Mann aufgeregt, das dann der Gattin sicher zu gut kommt, wenn sie diesen Umgang hegt und pflegt. Ließen Sie Ihren Hugo fülen, daß seine innige Verbindung mit Prallow Ihnen weh thue; müßt' er fürchten, daß dadurch seine häusliche Glükseeligkeit wieder gestört würde, wie sie ehemals gestört war: ich trau' es ihm zu, er würde seinen Umgang mit Prallow einschränken, oder, — wär' es nöthig, ihn ganz abbrechen. Aber Sie würden dadurch unendlich verlieren in seinem Herzen. Nie würd' er es Ihnen recht vergeben, daß Sie ihn zu diesem Opfer genöthigt hätten, der Unmuth darüber würde sich immer neu in ihm regen, so oft er das Bedürfniß eines männlichen Freunds fülte, was bei einem so vielseitigen, vielbedürfenden Manne, wie Hugo, nicht fehlen kann. Nähm' er auch die Lage noch so nachsichtsvoll und liebevoll: so würd' er es doch beseufzen, daß Ihr Sinn nicht weit und gros genug wäre, um zu verstehen, was zu seinem Frieden dient und zu dem Ihrigen. Aber dieß Beseufzen ent-

fernt ihn von Ihnen, ohne daß er es will oder weiß. In dem Maaße, wie sein Freund edler war, edler sich zurükzog, edler aufopferte seinen Freundschaftsgenuß; in dem Maaße muß es Ihrem Hugo weh thun, daß er ihn zu diesem Opfer zwingen mußte, — lassen Sie mich es bei dem rechten Namen nennen, — um Ihrer Beschränktheit, Ihrer Selbstsucht willen. Nein, liebe Selane; diesem Fall dürfen Sie sich nicht aussezen. Diese Eifersüchtelei ist unverzeihlicher, als Ihre Erste, weil sie weniger Schein hat, weil eine Gattin allenfalls erwarten kann, ihrem Gatten geben zu können, was ihm ein anderes Weib, aber nicht, was ihm ein anderer Mann giebt. Sie ist ein Rükfall in die alte Krankheit des Mißtrauens; und Sie wissen, daß alle Rükfälle gefährlicher sind, als die Krankheit selbst. Ihr Hugo hat Ihnen damals, so viel wahre, selbstlose Liebe gezeigt; er hat Ihnen so manchen Genuß geopfert, mit einer Willigkeit, einer stillen, männlichen Resignation, daß er auf Ihre hohe Achtung Anspruch machen kann, und auf Ihr festes Zutrauen. Wenn Sie nun seiner Liebe wieder mißtrauen; wenn Ihre

Liebe ihm so selbstsüchtig erscheint, daß Sie ihm durchaus allein geben wollen, was Sie doch nicht haben: was muß er von Ihnen denken? Müssen Sie nicht verlieren in seiner Achtung? Und liebe Selane; ein Mädgen, das geliebt wird, kann etwas verlieren in der Achtung des liebenden Jünglings, ohne daß er sie weniger liebt, in dieser Zeit: aber eine Gattin darf nichts verlieren in der Achtung ihres Gatten. Sie hat sonst auch von seiner Liebe verloren. An einem neuen Gebäude merkt man die Fehler des Fundaments nicht gleich. Aber das ganze Gebäude senkt sich in der Folge, wenn es hier fehlt.

Was ich Ihnen hier rathe, wissen Sie schon, oder können es leicht wissen. Zeigen Sie Ihrem Hugo, wie das Vorigemal, volles Zutrauen. Legen Sie ihm Ihr ganzes Herz, Ihre Stimmung, Ihre Furcht, Ihr Mißtrauen, Ihren Mißmut offen hin. Verbergen Sie ihm nichts, und er vergiebt Ihnen Alles, und hilft Ihnen zurecht mit Liebe. Dem Glauben wird Alles vergeben und gegeben, bei Gott und bei guten Menschen. Der Glaube wekt Liebe, bei dem,

an den man glaubt; wie bei dem Glaubenden. Noch heut' zu Tage versezt er Berge, schafft Hindernisse weg, die unübersteiglich wären, ohne ihn. Sie haben sich über sich selbst erhoben, wenn Sie Ihrem Hugo bekannt haben Ihre Schwachheit. Es wird Ihnen dann auch leicht werden, sich selbst zu besiegen, oder vielmehr, diese Schwachheit, die nicht zu Ihrem Ich gehört. Bestimmen Sie sich einen Tag, eine Stunde, in der Sie es thun wollen, und sagen Sie mir den Erfolg. Doch; diesen weiß ich voraus. Sie werden Ihrem Hugo näher kommen, als Sie ihm je waren. Sie werden sich Beide besser verstehen, inniger lieben, als je; und der Freund Ihres Gatten wird auch der Ihrige werden. Schon freu' ich mich zum voraus, über das häusliche Glük, das Ihrer wartet.

Leben Sie wol.

## Sieben und dreißigster Brief.

### Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

Fülbar-roth bin ich worden, wie eine beschämte, überwiesene Sünderin, als ich Ihren Brief las, lieber, fürchterlicher Wandulf. Und bin ich denn nicht auch so etwas? Ja; ich fürchte sehr, Sie haben recht. Eifersucht regt sich wieder in mir; diese gehässige, hassenswerthe Leidenschaft, die gleich einer Knospenraupe, die üppigsten Blüten des häuslichen Glüks, in ihrem Innersten zerstört. Wie viel doch darauf ankommt, ob etwas bei seinem rechten Namen genennt wird! Alle Kennzeichen der häßlichen Leidenschaft fült' ich in mir, und machte mir keinen Vorwurf darüber; und jezt, da Sie mir es genannt haben, was in mir ist, bin ich mir selbst gram.

Und doch thun Sie mir etwas Unrecht. Es

ist nicht Mißtrauen in meinen Hugo, was mich so besorgt macht. — Wie könnt' ich so ungerecht seyn? — Es ist Mißtrauen in mich selbst. Ich kann ihm nicht genug, nicht Alles geben, was sein Wesen bedarf; und ich mögt' es doch so gerne! Wenn ich dann sehe, daß er es anders wo sucht, suchen muß: so werd' ich verstimmt. Mir bangt, seine Liebe zu verlieren; und dann hätt' ich ja Alles verloren! Solt' ich da nicht ängstlich werden? Ach! wär' ich mehr, als ich bin; könnt' ich ihn immer so gut unterhalten, Ideen und Empfindungen so mit ihm wechseln, wie Prallow es kann; wüßte ich so viel von der Geschichte, von den Staatsverfassungen, von Ländern, Naturmerkwürdigkeiten und Naturkräften: dann sollte mir nie bange seyn. Das Gefül meiner Schwäche macht mich schwach. Ich traue mir selbst nichts zu; darum trau' ich der Liebe meines Hugo nicht recht. Oft dünkt mich, er könne mich nicht anhaltend lieben; er habe nichts an mir; ich sey seiner nicht werth. Und dann bin ich recht unglüklich, lieber Wandulf. Das begreifen Sie leicht.

Aber ich habe Alles vor Hugo verborgen und will Alles vor ihm verbergen. Er soll mir nichts aufopfern; keine halbe Stunde Genuß mit seinem Freund. Ich will nicht blos glüklich scheinen, — das bin ich ja! — ich will auch immer heiter seyn. Hugo wenigstens, soll mich nie anders sehen. Nicht umsonst sollen Sie mir die Augen geöffnet haben. Ich will redlich kämpfen und bittend auf Gott bliken, der alle redliche Bekämpfer ihrer selbst unterstüzt. Dann werd' ich siegen. Mir ists, als hab' ich schon gesiegt.

Dank indeß, mein väterlicher Freund, für Ihre Warnung, für Ihren Rath, für Alles.

## Acht und dreißigster Brief.

### Wandulf an Selane.

Grenzau.

Sie sind und bleiben doch ein gutes, kindliches Wesen, liebe Selane; so sehr Sie auch manchmal Rath und Warnung bedürfen. Dann zeigt sichs eben am deutlichsten, wenn Sie diese bedürfen. Wie der Mensch hört, so ist er, und wie er ist, so hört er. Sie hören so ganz, geben der Wahrheit so leicht und gerne recht, auch gegen sich selbst, daß ich wenigstens, mich mehr für Sie interessire, weil Sie sich manchmal verirren und sich so zurecht finden, als wenn Sie sich nie verirrt hätten.

Also: durchaus wahr in Ihnen ist Alles, was Sie in Ihrem lieben, traulichen Briefe von sich sagen. Redlich ist Ihr Vorsaz, und ich schäze Sie, weil Sie ihn faßen konnten. Aber doch hab' ich noch Manches zu erinnern, gegen

Ihre Ansichten und gegen Ihren Vorsaz. Es mag seyn, daß Sie ein gewisses Mißtrauen in sich selbst haben, und daß auch daraus, die Besorgniß entsteht, Sie mögten Ihrem Hugo nicht genug geben und seyn können. Aber darum sollten Sie es um so viel lieber sehen, wenn ihm ein Freund diesen Mangel ersezte. Mißmutig darüber werden, wenn ein Anderer dem Geliebten giebt, was man ihm selbst nicht geben kann, das ist nicht Liebe. Sie sollten Ihrem Hugo diesen Genuß bereiten, ihm einen Freund zuführen, der seine geistige Bedürfnisse befriedigte; das wäre Liebe! Aber Sie irren sich auch, wenn Sie glauben, Hugo suche bei Ihnen eine solche Art von Unterhaltung, wie er sie bei Prallow findet. Als Ihr väterlicher Freund darf ich offen reden, weil ich es hier muß: die Unterhaltung eines weiblichen Wesens genügt nie einem gebildeten, denkenden Manne, wenn von wissenschaftlichen Gegenständen die Rede ist, wenn bedeutende Ideen gewechselt werden sollen. Er sucht anch so etwas nicht bei dem Weibe, und es macht ihm Langeweile, wenn Eins ihn auf diese Art unterhalten will. Ueberhaupt kann

kein Weib dem vielbedürfenden Mann einen Freund ersezen, so wenig der Freund ihm ein Weib entbehrlich machen kann. Bei dem Weibe sucht er die feinen Bemerkungen, die ihr der Augenblik eingiebt; das richtige Urtheil, das sich nicht auf lange Beobachtung, auf reifes Nachdenken, sondern auf einen gewissen Takt für das Wahre und Gute gründet; das feine Gefül für alles Schöne, und Wolanständige, und jene Anmuth, durch die jede Kleinigkeit gewürzt und interessant gemacht wird. Sieht er denn dieß Alles noch dabei in dem verklärenden Licht der Liebe; wird diese Liebe erwiedert durch holdes Anschmiegen an seinen Sinn, seinen Geschmak, sein Herz; bemerkt er überall, daß das Weib ihm gefallen, ihm das Leben süß machen will: Glauben Sie mir, Selane; dann vergißt er, welchen Werth das Weib etwa an sich habe; er fült nur, welchen es für ihn hat. Er vergißt alle ideenreiche Unterhaltungen über Naturkräfte, Naturerscheinungen und Volkscharaktere. In solchen Augenbliken, Stunden, Tagen, entbehrt er nichts.

Lächlen mußt' ich über Ihren Vorsaz, Ihrem

Hugo Alles zu verbergen, und in der Stille sich selbst zu überwinden. Nicht, als mißbilligt' ich ihn; als ehrt' ich weniger den Sinn, aus dem er floß. Aber das machte mich lächlen, daß Sie Ihren Vorsaz für ausführbar hielten; daß Sie glaubten, Ihrem scharfsehenden Gatten, die Stimmung Ihres Gemüths verbergen zu können. Ich getraute zu wetten, daß er sie schon bemerkt hat; denn Eifersucht verbirgt sich so wenig wie Liebe. Sie spricht sich aus, in jedem Blik, in jeder Miene, in dem Ton der Stimme, selbst in der aufgeklebten Freundlichkeit, mit der man redet zu dem Gegenstande seiner Eifersucht. Und als Sie nun gar Ihre Begleitung auf dem Spaziergang ablehnten, — o! ich höre den Ton, mit dem Sie sagten, Sie wollten nicht stören. Der zehente Theil des Scharfbliks Ihres Hugo hätte hingereicht, Sie durch und durchzusehen. Dessen bin ich gewis. Sie selbst fürchten, daß Prallow Ihren Mißmuth bemerkt haben möge; und Sie wollen ihn vor Ihrem Hugo verbergen, der Sie so viel besser kennt?

Nein, liebe, kindliche Seele; das geht nicht.

Bleiben Sie sich selbst gleich. Entdeken Sie sich Ihrem Hugo ganz. Sie wissen ja, wie treflich es das Vorigemal gewirkt hat; es wird jezt nicht anders wirken. Käm' er Ihnen zuvor; dräng' er in Sie, ihm Ihre Eifersucht zu gestehen: so müßten Sie schon viel bei ihm verlieren. Säh' er ja, daß Sie kein Zutrauen zu ihm hätten! Und wenn er gar, so handelte, wie Sie handlen wollen; wenn er schweigend, Ihnen den Umgang mit seinem Freund aufopferte: dann wär' Alles zu spät, was Sie thun könnten. Also je eher je lieber! Nichts zurükgehalten! Niemand darf Ihr Zutrauen in höherem Grade besizen, als Ihr Hugo. Auch ich nicht. Das ist wenigstens der bestimmte Rath Ihres väterlichen Freunds.

## Neun und dreißigster Brief.

### Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

O! Wandulf, wie hatten Sie recht! Wie weit hat der Erfolg noch Alles übertroffen, was Sie mir vorausgesagt haben! Ich lebe jezt in einem Paradiese von Zutrauen, Liebe und Seeligkeit, und mein Hugo auch und Prallow nicht weniger. Hören Sie, wie sich Alles machte!

Freilich hatte mein Hugo Alles bemerkt! Freilich wollt' er mir zuvorkommen! Aber hören Sie!

Als ich Ihren Brief einigemal überlesen hatte, fand ich, daß Sie recht hätten, wie es denn immer der Fall ist. Ich nahm mir also vor, Ihrem Rath zu folgen, so schwer es mir auch eingieng. Ich dachte mir für den folgenden Morgen eine Stunde aus, in der ich Hugo ge-

wis allein treffen würde und gieng zu ihm, fest entschlossen, ihm mein ganzes Herz zu ergießen.

„Ich habe Dir eine Schwachheit zu bekennen, lieber Hugo,“ — fieng ich mit bebender Stimme an.

Er horchte hoch auf, merkt' aber gleich, wohin ich wollte.

„Und ich dir eine große Undelikatesse, liebe Selane.“ Er reichte mir die Hand, und zog mich neben sich auf den Sofa. „Wer hat uns all unsere schöne, einsame Stunden genommen?“

Wie er mir mein Bekenntniß erleichterte! O! es ist ein sehr edler Mensch, mein Otto.

„Das hat er wol manchmal. Aber ich hab' es verdient, durch meine Verschlossenheit, durch mein Mißtrauen durch meine — Eifersucht auf Prallow.“ Hier verbarg ich mein glühendes Gesicht an seiner Brust.

„Ich hab' es wol bemerkt, liebe Selane, und bin fest entschlossen, das Verhältniß zu ändern.“

„O mein Hugo! so hart wirst Du mich ja nicht strafen. Bekenn' und bereu' ich ja meine Verkehrtheit, und will mich gewis bessern.

Mehr fodert ja Gott nicht von dem Menschen!“

„Nein; nicht Strafe, liebes, liebes Weib, (er umarmte mich mit warmer Liebe) sondern eigener, innerer Trieb, eigenes Gefül ist es, daß ich uns zu viel raube, was mich zu diesem Entschluß bringt.“

— „Den Du aber nicht ausführen darfst, wenn Du Deine Selane nicht unglüklich, sehr unglüklich machen willst.“ — Meine Thränen flossen.

„Nein; das will ich gewis nicht. Aber es muß anders werden. Wir verlieren Beide zu viel dabei.“

„Nun; so höre meinen Vorschlag. Prallow hat keine Haushaltung. Ich will ihm vorschlagen, die Kost bei uns zu nehmen.“ —

„Auch diese Stunde soll dir noch genommen werden? Nein Selane —“

„Höre mich nur aus. Diese Stunde soll uns gewis recht angenehm verfließen. Dafür gönnst Du mir manchmal eine traute, einsame Stunde, einen einsamen Spaziergang. Du siehst, daß ich nichts überspannen will.“

Er sah mich wieder scharf an, mit seinen großen eindringenden Augen.

„Nun gut, du Herzensseele! (So hatt' er mich lange nicht genannt.) Ich sehe, daß es dir Ernst ist. Thue das. Schlage du es Prallow vor. Desto eher nimmt er es an. Aber Eins mußt du mir versprechen.“

„Alles, lieber Hugo!“

„Daß du mir es gleich, offen sagst, wenn dir die Tischgesellschaft oder irgend etwas in meinem Umgang mit Prallow weh thut.“

„Der Fall wird sicher nicht kommen: aber ich verspreche Dirs.“

Ich sagt' ihm nun noch Alles, — meine Ansichten, meinen Vorsaz und Ihren Rath. Und ich hörte von Hugo, daß Sie in Allem recht gehabt hatten. Ich machte Prallow den Vorschlag, bei uns zu essen, wir bestimmten uns gewisse Stunden zum einsamen Genuß, ohne uns darum sklavisch zu binden. Prallow ist heiterer, unterhaltender, interessanter wie je. Meinem Hugo blizt das Vergnügen aus den Augen. Kurz: wir sind sehr glüklich. Und das verdank' ich Ihnen, lieber Wandulf, dem ich schon so

viel verdanke. Das Bewußtseyn, drei gute Menschen glüklich gemacht zu haben, sey Ihre Belohnung. Dann brauch' ich nicht zu wünschen, daß Sie wol leben mögen. Der Wunsch ist erfüllt, eh' er ausgesprochen ward.

## Vierzigster Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

Ich habe lange gezögert, liebe Mutter; es ist hart eingegangen: aber ich habe Ihren Rath befolgt. Ich habe Grambold freiwillig meine Heftigkeit bekannt. Und wie hat er es aufgenommen! O! ich ahnete, fürcht' es vorher, daß er es nicht gerade nehmen, daß er wieder irgend einen Plan von Koketterie, von Täuschung, irgend eine schlechte Absicht dahinter finden würde. Immer werd' ich es vor mir sehen, das lauernde, schlaue, hämische Gesicht, mit dem er mich ansah, als er von seinem Erstaunen zurükgekommen war und begriffen hatte, was ich wollte. Eine — nein! es war keine Engelsfreude — entwikelte sich nach und nach, auf dem Gesicht. Und wäre mein Leben damit zu retten gewesen, mit dem Bekenntniß, ich hätt' es ihm jezt nicht

mehr gethan. O liebe Mutter; solche Männer, die sich selbst nichts rein-Gutes bewußt sind, trauen es auch Anderen nicht zu; können es ihnen nicht zutrauen. Der Mensch hat gar keinen Sinn für das, wovon gar nichts in ihm ist. Nur der ähnliche Sinn kennt den ähnlichen; also auch nur der Edle den Edlen.

„Und der Wunsch, den du mir nun zu eröffnen hast?“ sagt' er mit einer tükisch-lächlenden Miene, als er mich ganz ausgehört hatte.

„Ich hatt' und habe keinen Wunsch, Grambold, als den, Dir mein Unrecht zu bekennen.“

„So? Ich soll also nur vorbereitet werden. Ich soll dich für eine recht gewissenhafte Frau nehmen, damit ich kein Arges daraus habe, wenn es mir scheint, als würde das Gewissen zum Stillschweigen deklamirt und ästthetisirt. — Nun; ich will sehen, ob ich Ein Auge zu thun kann. Zwei, das wäre wol zu viel.“

„Grambold; Du verkennst mich auf eine“ — ich unterdrükte das heftige Wort — „auf eine unerwartete Art. Es thut mir leid für Dich.“

„Ich erwiedere die Theilnahme. Auch für dich thut mirs leid.“

Ich fülte, daß mir das Blut ins Gesicht trat, weil ich den Sinn seiner Worte aus seiner Miene erriet.

„Und warum, wenn ich fragen darf?“ Ich gesteh' es, daß mein Ton gereizt war, ob ich mich gleich sehr zurükhielt.

„O! weil ich nicht Alles für Gold nehme, was freilich recht schön glänzt.“

„Schreklich! schreklich!“ rief ich mit Heftigkeit; „so verkannt zu werden, von dem, der uns am besten kennen sollte.“ — Ich fassete mich noch einmal. „Grambold; was kann ich wollen mit diesem Bekenntniß, da ich mich zurükgezogen habe, von Allem, was Dir mißfällt, und mich durchaus ganz entfernt davon halten will? Um Alles zu thun, was mich mein Gewissen heißt, glaubt' ich Dir auch noch meine Heftigkeit bekennen zu müssen. Ich betheure Dir noch einmal, daß ich nichts Anders wollte, will und wollen kann.“

„Und doch könnt' Einem noch etwas einfallen, was du dann nicht zuerst, gewollt und

versucht hattest, was oft von Weibern, mit gutem Erfolg versucht worden ist. Hast du die Reise nach dem Deister gelesen?“

„Nun ja! und was soll sie hier?“

„Das will ich dir sagen. Nicht, als dächt' ich, du wüßtest es nicht; sondern damit du siehst, daß ich die Weiber auch kenne. Sieh, meine scharfsinnige Rosalie; — er empörte mich, der Blik, mit dem er mich hier ansah, — wenn du mir den kleinen Fehler, deine Heftigkeit, bekenntest, und deinen angenehmen Umgang entsagtest, still und einsam zu Hause säßest, einen stillen Seufzer — doch merken ließest, eine Thräne — verbergen zu wollen schienst, aber nicht verbörgest; so müßte doch das, einem nicht ganz harten Manne zu Herzen gehen. Er wird dann seine Frau bedauren, ihr zu verstehen geben, daß er eine bessere Meinung von ihr bekommen habe, daß er ihrem Geschmak keinen Zwang anthun wolle. Wenn sie denn dabei bleibt, daß sie ihm um keinen Preiß mißfallen wolle; daß sie jedem Umgange gern entsage, u. s. w. — so wird er sie natürlich, bitten, ihre Deklamationsübungen fortzusezen, den fein=gebildeten Mann doch

öfter zu sehen, und sie wird sich am Ende — erbitten lassen, nach dem Deister zu fahren."

So etwa äußert' er sich, und o Mutter! — mit einem Minenspiel, mit einem Spott, mit einer Zuversicht, die tausendmal ärger war, als seine Worte.

Ich stand auf, weil ich fülte, daß ich mich nicht mehr halten konnte.

„Du verdientest eine solche Frau zu haben: aber ich bin's nicht. Die Folge wirds zeigen. Ich werde kein Wort mehr darüber verlieren."

So gieng ich weg.

O! daß ich mich selbst so gedemütigt, mich so weggeworfen habe, gegen einen Menschen, der das Beste in einer reinen weiblichen Seele, für Intrike, für einen Betrügersplan halten kann! Meine lezte, mit Festigkeit ausgesprochene Aeußerung, scheint ihm doch aufgefallen zu seyn; denn er sieht mich manchmal von der Seite an, ob ich ruhig bleibe, oder wieder auf eine Rolle sinne. In mir ist indeß eine Ruhe, ein Stolz, eine Gleichgültigkeit gegen sein Urtheil, die mich bis zum Gefrierpunkt erkältet, und mich abstumpft gegen Alles, was mir gekommen ist,

und mir noch kommen kann. Nie kann er mir näher werden; wie kann ich etwas an ihm achten. Ich will so handlen, daß ich mich selbst achten kann; will in meinem Berufsgeschäfte leben und nur in der Welt, die geistvolle Menschen, durch ihre Bücher um mich her zaubern. So hoff' ich, das Leben ertragen zu können, wie der Lastträger seine Lasten trägt, in Hoffnung auf den Abend, der ihm Ruhe bringt. Auf weiter nichts mach' ich Anspruch.

## Ein und vierzigster Brief.

---

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold.

Holdheim.

Dein Brief, liebe Rosalie, hat einen verschiedenartigen Eindruk auf mich gemacht. Er hat mich gefreut und betrübt, erhoben und niedergeschlagen; vieles darin war mir sehr recht, aber manches auch gar nicht. Der Totaleindruk ist mir aber geblieben: wenn Rosalie fortfährt, zu seyn, was sie seyn soll; so wird Alles gehen, wie es gut ist. Freilich hätt' ich mir Grambold nicht so schiefsehend, so ohne Sinn und Glauben an das Gute gedacht. Er hat eine tiefeingewurzelte Krankheit, die nur durch eine sehr anhaltende Kur geheilt werden kann. Aber daß sie heilbar sey, daran zweifl' ich nicht. Grambold sieht Dich und alle Weiber, wirklich so, wie er sie beschreibt. Daß er sie so sieht, ist

Folge seiner Organisation, seiner Erfahrungen, die er wol allerdings nicht in der besten Gesellschaft gesammelt haben mag, vielleicht auch wol einer gewissen Lebensart, die dem Sinne für Gutes und Edles nicht vortheilhaft ist. Aber ist er nicht unglüklich genug, daß er an keine Herzensreinheit zu glauben vermag? Kann es wol thun, sich unter lauter eigensüchtigen Betrügern und Betrügerinnen zu fülen, sich auf Niemand verlaßen können? Und sollten wir den Unglüklichen nicht eher bedauern, als erbittert werden über ihn? Der Mensch, der immer Alles, wie durch ein konvex-geschliffenes Glas sieht, wär' es auch mitunter durch seine Schuld, verdient er unseren Zorn, wenn sich ihm alle Schönheit in Carrikatur verwandelt, wenn er spottet, sobald man ihm etwas, als Schönheit darstellen will? Ihm erscheint ja keine Schönheit mehr! Daß es Dich im Ersten Augenblik kränken, tief kränken mußte, ist natürlich. Nach Deinem Temperament konnt' es Dich auch empören. Ich freute mich sogar Deiner Fassung, die durch nichts, als durch das lezte bittere Wort unterbrochen ward. Aber daß Du nun Deine Lage für unveränderlich

hältst und Grambold für unverbesserlich: das hat mich betrübt. Man hat nichts verloren, wenn man den Muth nicht verloren hat; oder mit ihm Alles. Hoffnung ist dem Menschen, was die Mutter dem Kinde ist. Manches kann ihm wol machen, ihm etwas geben und seyn: aber die Mutter bleibt ihm, muß ihm bleiben, wenn es von Allen verlaßen ist. So wenig die Feder in der Uhr entbehrt werden kann, weil sie allein Alles in Bewegung sezt und in Bewegung erhält: so wenig kann der Mensch die Hoffnung entbehren. Alle seine Kräfte stoken, so gros sie auch seyn mögen, ohne sie. Nein, meine Rosalie; es kann besser werden und ich getraue Dir zu sagen: es wird besser werden, wenn Du fest und anhaltend willst. Nicht, als ob Du irgend etwas thun, irgend daran denken solltest, Deinen Mann zu bessern. Du sollst an nichts denken, als recht gut zu seyn, die Pflichten der Hausfrau treu zu erfüllen, und auch die, der Gattin, so weit es Euer trauriges Verhältniß erlaubt. Verschwendet er; so spare Du, und frage nicht nach dem, was er verschwendet. Sey nicht mürrisch, hänge keine Traurigkeit aus,

verbirg sie vielmehr ernstlich: aber affektire auch keinen Frohsinn, den er selbst nicht natürlich finden könnte. Besorge das, was Du für ihn zu besorgen hast, in der Stille, aber genau. Mache die freundliche Hauswirtin, wenn Ihr Gesellschaft habt; die gute, pflichttreue, aber nie die liebende Gattin, wenn Ihr allein seyd. Zeige, daß Du nichts anders wollest, als Deine Pflichten erfüllen; erfülle sie eine Zeitlang so treu, daß Dir Dein inneres Bewußtseyn keine vorsäzliche Unterlaßung vorwirft, und Du wirst nichts Anders wollen; Du wirst in ihrer Erfüllung eine Ruhe finden, die unabhängig von allen äußeren Verhältnissen ist und Dich unabhängig von ihnen macht. Alle Stürme des Schiksals, oder — laß uns wie religiöse Wesen, das heißt, wie Menschen reden — Alles Leiden, was der allweise Menschenvater, Dir kommen läßt, wird auf Dich wirken, wie der Sturm auf die See wirkt. Die Oberfläche wird erschüttert; der tiefe Grund bleibt ruhig. Dein Mann wird Dich vielleicht ein Jahr lang, vielleicht noch länger, scharf beobachten: aber wenn er Dich immer gleich gut findet, gleich pflichttreu und

gleich anmaaßungslos; wenn Du gutmütig-freundlich seinen Willen befolgst, in so ferne sein Wille nicht unrecht ist, aber mit sanfter Festigkeit Dich weigerst, sobald er etwas Unrechtes von Dir verlangte: so wird sich sein Wesen unwillkührlich vor Dir beugen, er wird Dich achten müssen, er wird an die Tugend, auch an die weibliche glauben. Unmerklich, fast schüchtern wird er sich Dir nähern. Wenn Du ihm dann nichts zeigst von jenem Stolz auf Deine Tugend, der die Tugend vergiftet und widrig macht zugleich; wenn Du ihn gehörig beschneidest diesen üppig-aufschießenden Pfahlast am Baum, durch den der ganze Baum verdirbt; wenn Du Dich Deinem Manne wieder näherst, so weit Du kannst, und weise genug bist, Dich ihm nicht weiter nähern zu wollen: so wirst Du nicht mehr unglüklich, und gebessert seyn durch Unglük. Auch Dein Grambold ist besser worden; denn der Erste Schrit zur Tugend, ist Glaube an die Tugend. Dem Glauben an sie, folgt Achtung so natürlich, wie der Tag dem Sonnenaufgang folgt. Und auch Dein Grambold wird Achtung wollen; wird sich also bemühen, sie zu

verdienen. Er wird also besser werden, und das wird Dein Werk seyn, dessen Du Dich freuen wirst zu einer Zeit, wo uns all unser Thun und Wesen erscheint im Lichte der Wahrheit. O! daß die Zukunft so lebendig vor Dir stände, wie sie vor mir steht. Es würde Dir Mannah seyn, durch dessen Kraft Du, wie jener Notable seiner Zeit, fortgehen kannst in Deiner Wüste.

Weißt Du indeß, womit Du am Meisten zu kämpfen hast in Deiner Lage, außer jener Muthlosigkeit? Mit Deinem Stolz! Die Ruhe, die sich darauf gründet, ist ein Haus auf Sand gebaut, das gerade dann einstürzt, wenn man es am Nöthigsten braucht. Nie wird Grambold an Deine Tugend glauben können, so lange Du stolz auf Deine Tugend bist; und er hätt' im Grunde recht. Wer blos darum gut handelt, um höher zu stehen als Andere, der handelt eigentlich nicht gut. Er will sich nur selbst erhöhen. Mit eben dem Sinn würd' er schlecht handlen, wenn man sich dadurch über Andere erhöbe. O! in jener Parabel des Einzigen, in jenem, mit so wenigen Zügen so treffend dargestellten Bild eines stolzen Tugendhaften, und

eines demütigen Sünders, liegt eine Weisheit, die tief aus der Natur der Tugend und des Menschen geschöpft ist. *) Außerdem entzieht der Stolz dem Weibe jeden Reiz, den sie als Weib hat; denn ein stolzes Weib ist kein Weib. Stolz fodert jeden Menschen auf, Fehler aufzusuchen an dem Stolzen; und man findet sie leicht, wenn man sie sucht. Reize ziehen an; aber Stolz stößt zurük. Er wirkt also den Reizen ganz entgegengesezt; er zerstört ihre Wirkung. Ein stolzes Weib kann nicht lieben. Sie liebt nur sich selbst, denkt wenigstens nur an sich selbst. Man ahnet auch bald, daß sie nicht lieben könne; und nur das Weib zieht an, in der man Liebefähigkeit ahnet. Nein; meine Rosalie soll nicht stolz seyn. Dann wird sie auch begreifen, daß man sich nie demütigt, und nie gedemütigt werden kann, sondern daß man sich über sich selbst erhebt, wenn man ein Unrecht zurük nimmt, also recht thut. Im nächsten Früling besuchst Du mich. Dann wollen wir uns an den mütterlichen Busen der Natur legen, und alles

*) Ohne Zweifel meynt sie die Parabel von dem Pharisäer und Zöllner.

Elend der Erde vergessen; wollen sie in Liebe umfassen und uns von ihr umfassen lassen, und uns soll wol seyn, weil sich in dem reinen Spiegel unserer Herzen, All ihre Herrlichkeit abbilden, beleben, verklären, vermenschlichen kann. Leb' indeß wol, weil Du gut lebst.

## Zwei und vierzigster Brief.

### Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Ja, mein theuerster Theophan; ich bin wieder verheiratet, an einen sehr braven, redlichen und verständigen Mann verheiratet. Das hätten Sie wol nicht gedacht, als mit dem Tode meines verklärten Salem, alle Lebensfreuden für mich abgestorben waren, als ich nur die Einzige, mein ganzes Wesen erfüllende Sehnsucht hatte, bald dorthin zu kommen, wo er ist. Ich selbst hätt' es nicht für möglich gehalten. Mit welchem Vergnügen sah ich in den Ersten Monaten meine Arme abmagern, und wie oft vergoß ich Thränen in der Folge, als ich wieder zunahm, als diese Arme sich wieder rundeten, und diese blaßgeweinten Wangen sich wieder etwas färbten! Einem Manne wieder nahe zu werden, nachdem ich dem Einzigen, Edlen und von Herzen De-

mütigen, so innig=nahe gewesen war, das schien mir so unmöglich, als daß ich wieder in meine seeligen Kinderjahre zurüktreten sollte. Auch jezt scheint es mir oft ein Traum, und meine Träume haben mehr Leben und Wahrheit, als mein wirkliches Daseyn. So kann ich träumen in vollem Wachen. Oft geh' ich allein, in das trauliche Melkthal, in dem man sich abgesondert von der ganzen Welt fült, wo das Auge unwillkührlich auf dem sich weit hinziehenden, in der Ferne sich verlierenden Gipfel des Ibergs, oft glänzend im Sonnenstral ruht. Hier sah ich meinen Salem meine Hand ergreifen, und sich mit mir erheben zu jenem Gipfel, und weit über ihn zu jenen Sternenhöhen, mit der Leichtigkeit, mit der sich der Blik zu ihm erhebt. Mir wars manchmal, als hört' ich die Stimme des Großen, Vorausgegangenen, uns entgegenrufen: „Ihr fahret auf zu meinem Vater und zu Eurem Vater, zu meinem Gott und zu Eurem Gott." Ich vergaß die Menschen und die Erde, mein Geist schwebte zwischen den Sternen, bis die Sonne sank, und die Dunkelheit um mich her, mir die Erinnerung gab, daß ich noch

auf der Erde sey. Mit welcher glühenden Andacht hab' ich unser bestes Aller-Seelenfest gefeiert! Wie brünstig hab' ich gebetet zu dem Verklärten, daß er mir nahe bleiben, mich wie mein Schuzengel umschweben, mich warnen, leiten, anspornen, zurükhalten, trösten möge, wie und wo ich es bedarf! Daß er für mich bitten möge, bei der heiligen Jungfrau, der er gewis jezt recht nahe ist, mit seinem reinen Sinn, um eine baldige Vereinigung mit ihm! — Und jezt! — Noch einmal: ich begreif' es selbst nicht, wie es möglich war, meine Hand einem andern Manne zu geben, da der Verklärte noch immer mein ganzes Herz hat.

Ja, ich habe zu ihm gebetet und bete noch zu ihm. Und warum sollt' ich nicht? Ist er mir nicht der Näheste? Und ist er nicht der heiligen Jungfrau nahe, und dem Herrn, und dem Vater? Warum sollt' ich einen Heiligen um seine Fürsprache bitten, den ich nicht kannte, und der mich nicht kennt? Ist nicht mein Salem ein Heiliger, so gut wie irgend Einer? Wird nicht der Herr achten auf seine Fürbitte, weil er so fromm war, und jezt so rein ist?

Nein, Theophan; Sie sagen gewis nichts dagegen, daß ich zu ihm bete. Es ist das andächtigste Gebet, das je über meine Lippen und aus meinem Herzen kam.

Aber ich wollt' Ihnen ja hauptsächlich sagen, wie es mit meiner jezigen Heirat zugegangen ist. Mein jeziger Mann war ein Freund meines Verklärten, wie es zwei Menschen seyn können, die sich von der Hauptseite ihres Wesens nicht berühren. Nach dem Tode meines Verklärten erwies er mir so viel Liebe; er sprach mit so viel Achtung — Respekt, darf ich wol sagen, von dem Einzigen, er besorgte mir meine weitläuftigen Geschäfte mit so viel Treue, daß ich die tiefste Dankbarkeit gegen ihn empfand, ihm herzlich gut, und daß mir sein Umgang fast unentbehrlich ward, weil ich stundenlang mit ihm von dem Verklärten reden, und ihm all meine Liebe zu diesem, ergießen konnte. Was Andere, meine Schwärmereien nannten, worüber sie mich tadelten, zurechtwiesen, mitunter auch spotteten, das hört' er mit der größten Theilnehmung an, sagte zwar wenig dazu, aber was er sagte, war einstimmend mit meinem

Sinn. Er war der Einzige, der mich mit so viel Geduld anhörte. Man bemerkte nicht einmal, daß er Geduld dazu bedürfe. Er hatt' eine Gattin verloren, die er liebte, ich einen Gatten, der mir Alles war. So schien es mir sehr natürlich, daß wir uns verstanden, und miteinander übereinstimmten. Was mich aber am Meisten bestimmte, waren seine Kinder, die sich ganz an mich angeschlossen hatten, und mich wie eine Mutter liebten. In der Ersten Zeit, war der Vater mit ihnen, alle Tage in meinem Hause gewesen. Das gieng jezt, des Wolstands wegen, nicht mehr an. Ich sagte das Külthal, er begriff's, und zog sich zurük. Die Kinder konnten sich nicht von mir trennen, und ich konnte sie nicht missen. Sie haben mir Beschäftigung und meinem Herzen, Liebe, die ich so sehr bedurfte. Jezt bat Külthal um meine Hand. Er sagte mir, mit dem innigsten Tone der Wahrheit, wie glüklich er in der Ersten Zeit gewesen, und wie unglüklich er jezt sey. Ohne seinen Kindern Zwang an zu thun, könne er selbst sie, in seinem Hause nicht viel sehen. Er stellte mir vor, daß ich doch Jemand be-

dürfe, meine weitläuftige Geschäfte zu besorgen, und wie viel auf die Treue dieses Geschäftsmanns ankäme. Ich sah ein, daß er recht hatte: aber mein Herz sprach nicht für ihn. Ich erinnert' ihn daran, wie dieß Herz noch ganz an dem Verklärten hänge, wie wenig ich ihm also gäbe, wenn ich ihm meine Hand gäbe. Er erklärte mir, daß er mit dem zufrieden seyn wolle, was ich ihm geben könne. Man redete mir von allen Seiten zu. Mein Onkel stellte mir vor, daß es mir Pflicht sey, in den Wirkungskreis zu treten, den mir die Liebe eines edlen Manns und die feste Anhänglichkeit guter, hoffnungsvoller und mutterloser Kinder, also Gott anwies. Mein hiesiger Beichtvater, der redliche Pater Aloys stimmte mit ein. Und ich gab ihm meine Hand. In den Ersten Tagen unserer Verbindung lebt' er immer um mich und für mich. Ich sprach mit ihm von dem Einen, was noth ist; ich las ihm vor; ich dachte mich mit ihm in jene seelige Zeiten, wo Alles vereint lebt, was zusammen gehört, wo man „nichts mehr fragt," wo sich Alles umfaßt mit der reinsten, heiligsten Liebe. Die Kinder hiengen an

mir, waren überglüklich bei mir, und ich war's auch. Wenigstens fült' ich mich in meinem Element; ich lebt' in und für die Welt, wo ich den Herrn weiß und jene heilige Jungfrau und meinen Schuzpatron, den Mittler zwischen mir und dem Herrn, meinen Salem. Zwar bemerkt' ich bald, daß mir Külthal nicht geben könne, was mir mein Salem immer gab: aber er schien doch Theil zu nehmen, zu empfangen von mir, und sich zu freuen des Empfangenen. Doch dieser Schein täuschte mich nicht lange. Bald sah ich an ihm, einen zwar guten, redlichen, gegen mich sehr gefälligen, aber einen Alltagsmenschen, ohne Bedürfniß für das Höhere, Heilige, ganz lebend und webend, für diese Welt. Er saß den ganzen Tag über seinen Akten, ritt auf mein Landgut, beredete sich mit Advokaten, Landwirten, Justiz- und Kammerräthen. Zu etwas Anderem hatt' er immer weniger Zeit. Wir hatten uns gewöhnt, Morgens und Abends etwas Erbauliches zu lesen und uns darüber eine halbe Stunde zu unterhalten — ach! welche genußreiche Stunden waren das immer mit meinem Salem! — Auch jezt las ich ihm noch vor.

Aber — am Morgen konnt' ich ihn nicht zu rechter Zeit aus dem Bette bringen. Dann eilt' er an sein Geschäft. Und am Abend! — mir thut es weh, daß ich es aussprechen muß — schlief er oft ein. So hab' ich denn die seeligsten Stunden meines Lebens verloren, — ohne Zweifel unwiederbringlich verloren! Ich werd' also Niemand an meiner Seite haben, wenn ich mich erheben will zu dem, der uns so gern' um sich hat, und uns zu sich ziehen will, daß wir Eins seyen mit ihm! Niemand werd' ichs sagen und erzälen können, was der Herr an meiner Seele gethan hat, wie nah' ich mir sie fülte, die Heilige, die Ihm so nah' ist, und den, der in ihrer Mitte lebt! Einsam muß ich meinen Weg gehen, meine Sehnsucht in mich verschließen, und mein Mund darf nicht überfließen über das, wovon mein Herz voll ist.

Doch dieß muß verleugnet werden! Aber Eins liegt mir noch auf der Seele, worüber ich Sie um Rath fragen muß, ehrwürdiger Theophan. Ist es nicht meine Pflicht, daran zu arbeiten, daß mein Külthal frömmer und christlicher werde? Soll nicht die Liebe das Wol des

Geliebten befördern, und giebt es ein höheres als das Wol seiner Seele? Sollt' ich mich nicht bemühen, ihn in einem näheren Umgang mit dem Herrn zu erhalten? Und kann ich das besser thun, als wenn ich ihm recht oft etwas vorlese, aus Sailer, Dereser, Brunner, oder aus unseren älteren, Arnd, Kempis, und aus den Schriften der Engelsseele, Fenelon? Von unserer heiligen Jungfrau spricht er mehr, wie von einem zartfülenden, frommen Mädgen, als von einer erhabenen Gottesmutter, durch die sich so viel bewirken läßt, bei dem Sohne. Und das mögt' immer hingehen; denn ich glaube selbst, daß unsere heilige Maria, einem Manne nicht so viel seyn kann, nicht so unentbehrlich ist, als uns Weibern, die wir ein Wesen unseres Geschlechts bedürfen, wenn wir uns ganz traulich ergießen sollen: aber daß er sich auch so wenig nach der Nähe des Herrn sehnt; daß er Tage, Wochen zubringen könnte, ohne etwas von Ihm zu hören, zu lesen, zu reden: das thut mir oft in der Seele weh, und ich meyne, ich müsse es ändern. Wenn ich dann aber nicht weiß, wie ich es anfangen, wie ich

ihm Trieb und Lust dazu einflößen soll; dann überfällt mich eine Aengstlichkeit, ein Mißmut, ein stiller Gram, den ich Ihnen gar nicht beschreiben kann. Ich fül' einen Widerwillen gegen die Welt und die Menschen und — gegen mich selbst. Nur die Kinder können mich wieder aufheitern, durch ihre Liebe. Nur unter ihnen mögt' ich seyn und sonst keinen Menschen sehen. Bei Allem dem fül' ich aber doch, daß dieß nicht die rechte Stimmung ist. Darum rathen Sie mir, leiten Sie mich, oder besser: kommen Sie selbst. Sehen Sie Alles mit an, und seyen Sie mein Seelsorger, mein Führer auf diesem dunklen Pfad.

## Drei und vierzigster Brief.

### Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Kommen kann ich nicht, verehrte, theure Adelheid; aber rathen will ich Ihnen und Sie leiten, so gut ich kann. Sie wissen, daß mir Ihr Schiksal immer am Herzen lag und daß ich immer ruhig darauf hinbliken konnte. Immer waren mir Ihre Verhältnisse klar, und sie sinds auch jezt. Sie würden auch Ihnen klar seyn, wenn Sie mit Ruhe darauf hinsehen könnten, was ein warmes Wesen wie Sie, freilich, bei seinen eigenen, selten kann.

Laßen Sie mich nichts davon sagen, ob Sie sich bei Ihrer Herzensstimmung mit Külthal hätten verbinden sollen oder nicht. Ihre Beweggründe waren edel; es ist geschehen, und alles Geschehene, muß man respektiren. Alles, was uns nun Einmal gekommen ist, gehört zu

den Bildungsmitteln unseres großen Erziehers, die wir ihm einst verdanken werden, mehr als Alles, was uns hier wol gemacht hat. Schwerlich würd' ich Ihnen unter den, mir dargelegten Umständen, diese Heirat widerraten haben, wenn Sie mich auch vorher um meinen Rath gefragt hätten; denn unserer edlen, frommen Adelheid hätt' ich es fest zugetraut, daß sie nicht eigensinnig über ihrem Schmerz brüten, und sich eigenwillig, der Welt und jedem Weltgeschäft entziehen werde, da sie doch nach dem Willen ihres Führers, noch in dieser Welt leben soll. Ich hätt' ihr die Kraft zugetraut, liebevoll doch alle Pflichten gegen ihren Gatten erfüllen zu wollen, ob sie gleich ahnet, daß er ihr Herz nicht ausfüllen werde, obgleich ihr Herz noch an dem Weggegangenen hängt. Ich hätte mirs gesagt, was ich so oft beobachtete, daß Liebe zu einem Verstorbenen, nie Abbruch thut der Liebe zu einem Lebenden, den man achten muß; daß das zärtliche Andenken an Jenen, vielmehr ermuntere unsere Liebe zu diesem, in dem Maaße, wie Jener gut und edel war. Also: Sie sollten Külthals Gattin werden,

und die Mutter seiner Kinder; und es ist gut, daß Sie es wurden. Das glauben Sie mir, oder vielmehr dem, der Sie so geführt, und durch Umstände Ihren Entschluß so bestimmt hat.

Vor Allem stellen Sie sich aber nun auf den Standpunkt, aus dem Sie Ihren Külthal richtig ansehen können. Ich bin noch gar nicht überzeugt, daß er weniger religiös, weniger christlich sey als Sie, oder Ihr seeliger Salem. Wenigstens folgt es nicht aus dem, was Sie sagen. Das wird Ihnen auffallen: aber ich rede nach voller Ueberzeugung. Religion ist Liebe, aufs Uebersinnliche gerichtet; Christenthum ist Liebe zu Christus, als dem, der für uns Menschen, der Gottheit am Näheſten ist, und am Näheſten uns. Mit dieser Liebe ists aber, wie mit aller Liebe. Manche gründet sich auf hohe Achtung, manche auf höhere Bedürfnisse, manche auf Sympathie. Im Ersten Fall ist sie kälter, wenigstens ruhiger, in anderen Fällen wärmer, feuriger. Und wer weiß, welche am längsten dauert. Manche Religiosität gleicht den gewöhnlichen Obstbäumen, die keine Früchte tragen, wenn sie nicht blühen; manche aber auch

dem Feigenbaum, bei dem die Früchte hervorkommen, ohne Blätter und Blüte. Religiöse Gespräche, religiöse Lektüre, Anhören religiöser Vorträge, ist freilich den meisten Menschen nöthig, zu Nährung ihres religösen Sinns; und die Menschen, die es immer im Munde führen, daß Alles auf Erfüllung unserer Pflichten, und nichts auf diese aszetische Mittel ankäme, die scheinen mir gerade so weise, wie ein Despot, der immer zum Arbeiten anhalten lassen, und nichts vom Eßen hören wollte. Aber Liebe; ich mögt' auch hier sagen: der Mensch lebt nicht allein vom Brod, sondern von Allem, was Gott schuf. Unendlich mannichfaltig ist das Göttliche, das uns anspricht, in der todten und lebenden Natur, im menschlichen Geist und menschlichen Herzen und menschlichen Antliz, in erhabenen Formen, in hoch-sittlichen, ächt-religiösen Menschen und in unserem eigenen Gemüth. Und unendlich mannichfaltig ist die Art, wie es uns anspricht, wie es unser Inneres berührt, wie verborgen oder allsichtbar es wirkt. Mir sind Menschen bekannt, die nie ein Wort über Christenthum und Religiosität reden, die aber ächt-

religiös, ächt-christlich handlen, bei denen jeder religiöse Gedanke sogleich zum Vorsaz und jeder Vorsaz sogleich zur That wird. Sind Sie ganz sicher, daß Ihr Külthal nicht auch zu dieser Klasse gehört? Ich weiß nicht, ob Sie je unseren Herren von Seite seiner Weitsinnigkeit (oder wie ich es sonst nennen soll) beobachtet haben. Er fand die Perlen in jeder Art von Muschel, die Edelsteine in jeder Art von Gestein auf. Nathanael war ihm ein lieber Israelite, als er den hohen Beruf des Einzigen bezweifelte; jener Gelehrte, ein Mann, den er sich zum Schüler wünschte, ob er gleich zu der verruchtesten Klasse seiner Nation gehörte, und Lazarus Schwester hatte nach seinem Zeugniß, „ein gutes Werk" gethan, als sie zehen Louis-d'or auf ein Parfüm für Ihn verschwendete, um das Er keinen Heller gegeben hätte. Gewis war, nach dem Zeugniß mancher sogenannten Frommen und Aufgeklärten, Judas hier weit frömmer und aufgeklärter, als Jesus. Liebe; wir haben den Sinn Jesus noch nicht recht erfaßt, sind wenigstens noch nicht in Sympathie mit Ihm zusammengefloßen, wenn uns dieser

allumfassende, Religion und Gutes, in allen Formen anerkennender und schäzender Sinn abgeht.

Aber gesezt auch — was ich freilich nicht sicher beurtheilen kann, — Ihr Gatte wäre nicht so religiös wie Sie; wollten Sie seine Religiosität befördern durch aszetische Vorlesungen, die er eigentlich nicht hören mag, die er nur aus Gefälligkeit gegen Sie anhört, über denen er unwillkührlich einschläft? Wollten Sie Essen einstopfen, dem, der keine Eßlust hat? Muß dadurch nicht Ekel vor den Speisen entstehen, anstatt der Gleichgültigkeit dagegen, die man heilen wollte? Nein, meine verehrte Freundin; es giebt nur ein Mittel, um Ihren Gatten, christliche Religiosität ehrwürdiger oder lieber zu machen: — wenn Sie selbst dadurch ehrwürdiger und liebenswürdiger geworden sind. Halten Sie Ihre Andachtsstunden wie sonst; nähren Sie Ihren religiösen Sinn mit dem, was ihn wirklich nähren kann. Nie gehen Sie darauf aus, diese Beschäftigung vor Ihrem Gatten zu verbergen; aber auch nie, sie ihm zu zeigen. Doch diese Speise geb' Ihnen Lust und Kraft zur Ar-

keit. Froher, treuer, liebevoller und kräftiger zu wirken in Ihrem Beruf, als Gattin, Mutter, Hausfrau; nachsichtiger zu urtheilen, geduldiger zu tragen, wolthätiger um sich her zu wirken, ohne Aufsehen und Eigenwillen; das Kleinste zu erfüllen, so gewissenhaft, so anhaltend wie das Größte, zu überwinden jeden Mißmut, jede üble Laune, die sich in Ihnen aufregen möchte: — dazu erhebe Sie der hohe Geist der Religion, den Sie am Morgen in sich belebten, und das sey die still-beredte Mißionnairspredigt an Ihren Gatten, die langsam aber sicher wirken wird.

Daß Sie Ihren Gang allein gehen mußten, Liebe, das zeigt, daß Sie weiter gekommen, weiter geführt worden sind, und weiter geführt werden sollen. Die Blüte fällt ab, wenn sich die Frucht ansezt. Das Kind wird an der Hand geführt; es muß allein gehen lernen, wenn es heranwächst. Christenthum ist keine Veranstaltung, blos zu geistigem Genuß, sondern zu geistigem Leben, das Wirksamkeit und Genuß in sich faßt. Wenn Wirken mit Liebe einmal Ihr höchster Genuß ist, dann erst stehen Sie in

wahrer Sympathie mit dem, „dessen Speise, dessen Genuß es war, den Willen zu thun seines Vaters im Himmel.“ Dann ist Er Ihnen gewiß näher, als Er Ihnen in irgend einer Andachtsstunde seyn konnte. In Hinsicht auf Ihren Gatten, vergessen Sie es aber nie, daß man alsdann am Meisten auf Menschen wirkt, wenn man nicht daran denkt. Nichts wirkt besser für Religiosität, als ruhiges, inniges, aus dem Innersten geflossenes Zeugniß von der Festigkeit unserer Ueberzeugung, und sichtbares Streben, ganz und unter allen Umständen zu handlen, ihr gemäß.

Leben Sie wol, und sagen Sie mir bald, in wie ferne Sie eingehen können in meine Ansicht.

## Vier und vierzigster Brief.

### Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Theophan, lieber, schreklicher Theophan; Sie haben mein ganzes Wesen ergriffen und bis auf den Grund erschüttert. Das ganze Gebäude meiner Religiosität wankt. Ich fürchte, daß ich auf einem ganz unrechten Wege bin: aber noch weiß ich nichts, kann nichts sagen. Lassen Sie mir Zeit, in mich selbst zu bliken, zu mir selbst zu kommen. Jezt seh' ich mich noch wie ein unbekanntes Wesen, vor dem ich erschreke, das ich aber doch nicht lassen kann. Wenn diese Periode nun erst die Periode meiner neuen Geburt wäre! Oder wenn es jezt gar einstürzte, das Haus auf Sandgrund, das ich mir baute, dessen ich mich so freute! — Sie dürfen mich nicht verlassen, Sie müssen mich leiten. Mein Kül-

thal sieht, daß ich unruhig bin; er weiß aber nichts, ich kann ihm nichts sagen. Sie! Sie! Und meine heilige Jungfrau und mein Salem! Wenn ich sie nur erreichen kann. Bald mehr!

## Fünf und vierzigster Brief.

### Theophan an Adelheid.

Brukholm.

„Tous sentimens inquietans ne sont point de Dieu, mais de l'amour propre, quelque apparence de vertu qu'ils semblent avoir." „La sensualité spirituelle est aussi dangereuse, que la corporelle. La raison est, que lorsqu'on cherche en Dieu les consolations sensibles, on s'accoutume à une certaine mollesse, qui rend susceptible des sensualités exterieures; et quoiqu'on ne s'en apperçoive pas, lorsque la grace est forte, on s'en apperçoit dans la suite, on se trouve foible dans l'occasion, on est plein de penchans et d'inclinations pour la creature, d'amour de soi-même; on se fait pitié à soi même pour la moindre croix. Il faut avoir une vertu mâle." — „Il n'y a personne, qui n'ait son favori est son Jsaac à sacrifier, qui

est ce, qui leur coute le plus. Dans les uns c'est la propre sagesse, dans les autres, c'est quelque autre chose. Mais c'est peu, de sacrifier à Dieu tout le reste, si on ne lui sacrifie cet endroit favori." — Il faut une patience infinie avec Vous même; sans cela Vous ne feriez rien. Ne Vous ennuyéz point de la longueur du chemin; ne Vous etonnez point de Vos deffauts, mais supportez Vous Vous même, comme Dieu Vous supporte. Vous Vous gênez trop, et la gêne de Votre esprit empèche la liberté de l'onction de Votre coeur." *) — Ich schreib' Ihnen blos diese Stellen aus Ihrem Lieblingsschriftsteller Fenelon ab, und bitte Sie, ihrem tiefen Sinne reiflich nachzudenken. Sie werden dadurch in sich selbst geführt, geleitet und gestärkt werden, so wie Sie es bedürfen. Werden Sie dadurch gereizt, Ihren Fenelon selbst zur Hand zu nehmen; desto besser! Nicht blos Einzelne Stellen, der ganze Geist,

*) Ich übersetze diese Stellen nicht, weil sie die Leser und Leserinnen dieser Schrift, gewis lieber in der schönen Originalsprache lesen. Suchte man sie in der treflichen Claudiußischen Uebersezung auf; so wär' es noch besser. Man würd' auf Stellen stoßen, die für religiöse Menschen belehrender wären, als Alles, was ich für sie schreiben kann.

der in seinen Briefen weht, wird Sie anhauchen. Er wird ein: „Friede sey mit Dir!" über Sie aussprechen, wie ich gerne Eins mit Kraft und Nachdruk aussprechen mögte, und es nicht kann. Das darf ich Ihnen mit Zuversicht sagen, daß Sie nicht rükwärts gehen, sondern vorwärts; daß Sie ruhig seyn können, und Alles sind, was Sie seyn sollen, wenn Sie das sind. Mit Sehnsucht erwart' ich Ihren nächsten Brief.

## Sechs und vierzigster Brief.

### Aeone an Wandulf.

Werdau.

Ich bin vom Tode zum Leben gekommen, lieber, theurer Wandulf! Zu einem doppelten, zehenfachen, hundertfachen Leben! Kaum hab' ich vorher geahnet, was Leben ist, — eh' ich Mutter war. Nein; ein Weib ist nur halb vollendet; sie ist nur ein Embryo von einem Weibe, wenn sie noch nicht Mutter ist. Wie ist mirs jezt so Anders, als es mir heute vor sechs Wochen war! Ich habe geboren und bin neugeboren. Gewis glaubt' ich, daß ich bei der Geburt sterben würde. Ein inneres, ununterdrükbares Gefül sagte mirs. Ich bereitete Alles auf meinen Tod vor, und machte meinem Edelwald dadurch oft weh. Zwar sagte er mir immer, es sey Folge eines körperlichen Gefüls; gab mir auch manchmal eine Erklärung darüber,

die ich vergessen habe. Aber wenn es ihm dann weh that, daß ich ihm zeigte, wo Alles zu finden sey, da dacht' ich doch oft, er müsse wol auch etwas fürchten, und wolle michs nur nicht merken lassen. Das Alles ist vorüber; und ich bin seelig, überseelig in meinem Eduard. Ein neuer Sinn ist in mir erwacht. Man hat keine Vorstellung davon, kann Niemand Anders einen Begriff davon machen, so wenig, wie man einem Blindgeborenen, einen Begriff vom Sonnenaufgang machen kann. Und noch weit weniger; denn was ist ein todter Sonnenaufgang gegen die Geburt eines lebenden Kindes? — Oft seh' ich mit Erstaunen, mein Kind an, als wär's aus einer höheren Welt gekommen; als hätte mirs ein himmlisches Wesen gebracht. Und ists dann nicht auch so? — Es ist ein junger Mensch! Und den hab' ich, — ich — geboren! Der ist ein Theil meines Ich! Etwas so Künstliches, viel Versprechendes, Göttliches hab' ich in mir getragen; es ist so geworden, ohne daß ich weiß: wie? Es hat Leben bekommen, ohne daß ich weiß: woher? Das Künstlichste, was der größte Künstler machen kann, verdient

den Namen eines Kunstwerks nicht, gegen dies lebende Kunstwerk, das ohne Müh' und Kunst, im Verborgenen wurde, wuchs und reifte! Und was es jezt ist, wie unbedeutend gegen das, was es werden wird, werden kann! Ein todt gewesener Fleischklumpe, ein verworrenes Gewebe von Fasern — ein durch und durch lebendiges Wesen, das Dinge um sich her, auf die mannichfaltigste Art, auch von Weitem her erkennen, das denken und Gedachtes verstehen, lieben und geliebt werden kann! Ja; geliebt werden! Das fül' ich durch mein ganzes Wesen hin, wie ich es nie fülte. Und auch lieben! Darauf muß ich mich verstehen! Das seh' ich deutlich aus dem Blike, der mich sucht, aus dem Lächlen, das zu mir spricht, aus der Art, wie es meine Brust streichelt mit seiner kleinen Hand, wenn ich sie ihm reiche. Und noch Einmal: so ein Wesen hab' ich in meinem Schooße getragen! Es ist aus mir herausgegangen; es ist ein Theil von mir, und ich fül' es wol: der bessere Theil! Ja; es ist mir lieber als ich selbst. Es hat alle Eigensucht aus mir vertrieben, oder vielmehr: sie hat ihre ganze Richtung auf diesen

Theil meines Ich genommen. Ihm gönn' ich lieber eine Freude, als mir! Tausendmal lieber! wollt' ich einen Schmerz, eine Gefahr leiden, als dieß liebe Wesen. Und natürlich! Leid' ich ja weit mehr, wenn es leidet, als wenn ich leide! Hab' ich ja weit mehr Genuß, wenn es genießt, als wenn ich genöße! — das Herz ist aus mir herausgenommen und hat sich in ein Ganzes organisirt, in meinem Kinde. — da spreche man mehr gegen Wunder! Giebts dann ein größeres, als ein solches Wesen, das so wenig war, und schon so viel ist, und so viel werden kann? So lag Napoleon, Karl der Große, Luther, Christus, auch auf einem Mutterschoos, wie mein Eduard; und was waren und wirkten sie?

Ein wahrer Gottesdienst ist es, wenn Edelwald bei mir sizt, und ich das junge Menschenwesen auf dem Schoos oder an der Brust habe. Wie er mit großer Bedachtsamkeit das Wesen ansieht, und seine Beobachtungen anstellt, und Bemerkungen über dessen künftigen Charakter macht, und wie ich ihm die meinigen mittheile, über den Scharfsinn, den aufdämmernden Verstand, besonders über die Liebenswürdigkeit des

Kinds, die wirklich einzig in ihrer Art ist; und wie er denn anfängt, Erziehungsplane, stükweise auszudenken, die Fragmente aneinander zu fügen, und ein Ganzes daraus zu machen, was die Männer nicht lassen können; wie ich ihm dann in die Queere komme, ihm einen Grundsaz verwerfe, und wenn er mir ihn beweisen will, den Grundsaz mit samt dem Beweise vergessen habe, über ein Lächlen, einen Blik des kleinen Engels, worüber ich Himmel und Erde vergessen könnte, weil ich in einen Himmel sehe, in einem Himmel lebe. Ich sag' Ihnen: ich bin nie frömmer gewesen; denn ich war nie seeliger.

Welche Angst mich manchmal befällt, wenn der kleine Apoll schläft! — Und er schläft oft lang und sehr fest. — Ich gehe dann an sein Bettgen, horche auf seinen Athem, befüle seine Händgen, ob der Puls noch schlägt, der Athem noch geht; ob er auch noch lebt! Sie müßten es sehen! lachen würden Sie gewis nicht.

Welche Wonne aber auch, wenn ich ihn an mein Herz drüke und an meine Brust, wenn ich ihn mit Mutterliebe füttere wie mit Muttermilch! Er fült es schon, denn manchmal läßt

er ab von der Brust und lächelt zu mir herauf. Dann ist mirs, als ob ein Engel Gottes mir erschienen wäre, und mich, wie jene Mutter des Einzigen gegrüßt hätte.

Kurz: ich weiß nicht, was einem Weibe zu seinem Glük fehlt, wenn sie ein Kind hat, und — hab' es wenigstens vergessen, wie man glüklich seyn kann, ohn' ein Kind.

O! daß Sie kämen und selbst sähen!

## Sieben und vierzigster Brief.

### Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Ich wollte länger warten, eh' ich Ihnen wieder schrieb, lieber Theophan; wollte recht ruhig werden, recht ruhig auf meine Lage bliken, Ihren Rath vor mein Innerstes bringen, und dann thun, was es mir sagte. Aber es geht nicht. Unzälige Zweifel werfen mich hin und her. Bald ist mirs, als hätten Sie recht; bald, als nähmen Sie die Sache zu leicht. Bald will ich in meinen Külthal dringen, mit aller Kraft der Liebe, daß er öfter nähre seinen religiösen Sinn; bald empört michs, ihm ein Wort darüber zu sagen, weil er sich nicht von selbst dazu hingezogen fült. Bald erscheint mir Külthal ächt-religiös, weil er so gewissenhaft handelt, sich für Andere so willig aufopfert, so kindlich sich in Alles begiebt, was kömmt, was ich selten mit

der Willenlosigkeit kann; bald ist mirs, 'als sey das Alles, blos Naturanlage, und nicht Religiosität, weil er von Religion äußerst selten, und wol meist nur, aus Gefälligkeit gegen mich, spricht. Ich schwanke dann zwischen Handlen und nicht Handlen. Mein Handlen bekommt den Anstrich von Unruhe, vielleicht manchmal von stürmischem Wesen, weil keine Zuversicht in mir ist, so daß ich wol füle, ich thäte besser, nicht zu handlen. Und doch wird mir wieder angst und bange, wenn ich Külthal so vergnügt, so satt sehe in seinem Erdenwesen. Ich füle, daß ich unmöglich so leben könnte, daß ich bei einem solchen Leben, mich selbst verlieren würde und Gott. Es treibt mich, auf Külthal zu wirken, ihn um Gotteswillen zu bitten, daß er doch, wenigstens am Morgen und am Abend, sich gemeinschaftlich mit mir erbaue; und es reut mich wieder, wenn ich sehe, daß er es einige Tage thut, aber blos zu meiner Beruhigung thut.

Nein; so kann es nicht bleiben. Ich füle Alles, was Sie mir aus Fenelon schreiben: aber ich bin noch weit davon entfernt. Ich kann

mich noch nicht einmal fest überzeugen, daß es recht sey, Alles so gehen zu lassen, wie es geht. Hören Sie darum mit Nachsicht, alle meine Zweifel, Skrupel, Scheingründe, — Schwärmereien, wenn Sie wollen, und überzeugen Sie mich, beruhigen Sie mich.

Sie meynen, mein Külthal könne doch sehr religiös seyn, wenn er gleich selten etwas Religiöses läse, oder von etwas Religiösem redete: aber wie ist das möglich? Haben Sie mir nicht selbst, mehrmals gesagt, jeder Sinn in dem Menschen müsse genährt werden, also auch der religiöse? Und welche Nahrung giebt es für ihn, wenn man nichts Religiöses lieset, von nichts Religiösem reden mag? Ist es nicht auch unnatürlich, von etwas nichts zu reden, mit etwas sich nicht zu beschäftigen, das uns interessirt? Der Musikliebhaber spricht gern mit Musikliebhabern, von Musik, der Philosoph gerne mit Philosophen, von Philosophie, der Politiker gerne von Politik, der Liebende gerne von der Geliebten; und der Christ sollte nicht gerne von seinem Christus sprechen, und von den hohen Offenbarungen, die wir Ihm verdanken, und von seiner from-

men, heiligen Mutter, unserer himmlischen Freundin, und von jener Welt, wo wir uns Alle finden, und Alle die wir hier zu lieben anfiengen, und dort zu lieben fortfahren werden, von Ewigkeit zu Ewigkeit? Nein; das ist unmöglich! O Theophan, wenn ich nichts Religiöses mehr hören, lesen und reden sollte; — lieber mögte man mir das Brod entziehen, und die frische Luft, als das! „Der Mensch lebt nicht allein vom Brod, sondern von jedem Wort aus Gottes Mund!“ — Wie viel tausendmal hab' ich das schon erfahren! Und Külthal sollte so anders seyn? sein inneres Leben sollte keine Nahrung bedürfen? Das scheint mir unmöglich. Gerne will ichs Fenelon und Ihnen glauben, daß die Sehnsucht nach solcher geistigen Nahrung in eine Art von Wollust ausarten kann, bei der man nicht mehr an den Zwek denkt, sich zur That zu stärken, sondern das Mittel zum Zwek macht, nemlich den Genuß. Wirklich giebt es für mich, keinen höheren, ich mögte sagen, keinen anderen Genuß. Auch mag dieser Genußdurst zu einer Weichlichkeit führen, die eben keine Kraft zum dulden, wirken und

verleugnen giebt; und daher mag es wol kommen, daß ich noch oft die Stunden beweine, die ich mit meinem Salem einsam zubrachte, wo mir „das Herz im Leibe brannte,“ als er mir so klar und so liebevoll „die Schrift eröffnete.“ *) Ach! die köstlichen, Einzigen Stunden! — — Aber wenn ich auch zu viel daraus machte, soll man gar nichts daraus machen? Soll man nicht eßen, mit Lust eßen, weil es lekere Menschen giebt, die hauptsächlich nur leben, um zu eßen? Das Rechte scheint doch in der Mitte zu liegen.

Und wenn nun mein Külthal seinen religiösen Sinn nicht genug nährt; wenn die unsichtbare Welt und unsere Bestimmung dazu, und der, der uns dahin führen will, seinem Blik allmälich ganz schwände; sollt' ich dieß nicht zu verhindern suchen? Sollt' ich ihm keine Arznei reichen, sie ihm nicht einschmeicheln, wenn er gefährlich krank wäre, aber keine Arzenei zu bedürfen glaubte? Und ist seine Seele nicht krank, sehr krank, wenn sie nicht mehr in dem Klima leben mag, für das sie bestimmt ist? Und wenn er auch Anfangs die Arzenei nähme, blos aus

*) Bibelausdrüke.

Gefälligkeit gegen mich, würde sie darum nicht wirken? Würde nicht seinem innern Sinn, das Heilige, Ewige, wieder erscheinen in seinem eigenthümlichen, unwiderstehlichen Reize, wenn ich es ihm nahe brächte? Würd' er sich nicht mit der Zeit wieder gewöhnen, an dieses himmlische Mannah, dem keine Erdenspeise gleicht? Und das soll ich unterlaßen, meine Andacht allein halten, mich allein stärken, und ihn gehen lassen seinen Weg, ohne zu wissen wohin er führt? Wäre das Liebe?

Beantworten Sie mir diese Fragen, lieber Theophan. Klären Sie mich auf, über meine Pflicht; beruhigen Sie mich. Wie meine Unruhe, aus Eigenliebe stammen könne, was Sie mir durch Fenelon sagen lassen; das versteh' ich wenigstens nicht.

## Acht und vierzigster Brief.

### Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Nein; an mir soll es nicht liegen, wenn Sie in diesem unruhigen Zweifelzustande blieben. Ich will Ihnen wenigstens meine Ansicht von Ihrer Lage so klar geben, wie ich es vermag, und mit der Zuversicht, die in mir ist. Meinen, im lezten Brief, Ihnen gegebenen Rath kann ich nicht zurüknehmen, so wenig er auch Ihrem Sinne zu entsprechen scheint. Ich muß ihn vielmehr bestätigen, und bin der Folgen gewiß.

Die Verschiedenheit unserer Ansichten beruht großentheils darauf, daß Sie sichs zu beschränkt denken, wie Religiosität in dem Menschen entsteht, genährt wird und sich äußert. Allen Menschen und Völkern ist irgend etwas, heilig. Alle haben einen gewissen Sinn, eine Ahnung von etwas Beßerem, Bleibenderem, Höherem, als

was sie um sich finden und in sich. Zu diesem Höheren, Heiligen, finden sie sich mehr oder weniger hingezogen. Es tritt ihnen entgegen auf die mannichfaltigste Art; sie ergreifen's, suchen sich's ergreifbar zu machen, in den mannichfaltigsten Formen. Und unter allen Völkern, bei allen Menschen, ist dieß Heilige, das sie ahnen, wornach sie sich ausstreken, Mittel zu ihrer Heiligung. Erschein' es ihnen in der Natur, in ihrem Herzen oder Anderer Herzen, oder in einer Offenbarung; der Sinn durch den es ihnen erscheint, ist religiöser Sinn. Das Streben darnach, nach Vereinigung damit, ist Religiosität. Dies bestätigt ein sehr beschränkt-gewesener, und gerade durch Christenthum weitsinnig gewordener Mensch, der auch für Heiden, eine Offenbarnng annimmt. *) Ist die Sehnsucht bis auf einen gewissen Grad gestiegen, und ein Mensch kennt Christus und Christenthum, wie die Bibel, beide darstellt: so wird er ein Christ, wenn er nicht schon an dem feinsten Organ in seinem Gemüth, an der Glaubenskraft gelähmt ist. Aber würd' er es auch; so kann doch sein Sinn auf gar

*) Vermutlich Anspielung auf Röm. I., 14, 20.

mannichfaltige Art genährt werden und sich äussern. Er kann in sich selbst bliken, aus sich selbst schöpfen, oder aus der Natur, oder aus der Bibel. Sind es ja drei Zeugen für Eine Wahrheit; drei Offenbarungen, die sich einander erklären, beleben, unterstüzen. Natürlich wird aber der Sinn, auf eine andere Art genährt, der Gottes Offenbarung mehr in sich, als der, der sie in der Natur oder in der Bibel findet; und man würde sehr übereilt urtheilen, wenn man sagen wollte, der Erste nähre seinen höheren Sinn nicht, weil er weniger in der Bibel läse. Auch auf Temperament und Charakter wirkt Religiosität verschieden, wie Liebe. Mancher Mund fließt über von den Herrlichkeiten des Geliebten; mancher Sinn mag immer und überall von ihm reden, hören, schreiben; manchem ist der Geliebte zu heilig, als daß er nur seinen Namen nennen sollte. So ist es auch mit den Aeußerungen. Bei dem Einen wird Religion, wie Liebe, sogleich That; bei dem Andern wird sie erst süße Rede, Erguß von Empfindung. Keins liebt darum weniger; keins ist weniger religiös.

Freilich braucht man davon in unseren Tagen nicht viel zu reden. Im Ganzen genommen schäzt und braucht man sie viel zu wenig, jene Mittel, wodurch der höhere Sinn genährt und belebt wird. Selbstsucht, Ehrgeiz, Lustbarkeitswut lassen ihn ohnehin wenig aufkommen. Da predigten denn unsere aufgeklärte Kanzelredner recht nach dem Herzen der Zuhörer, wenn sie den geringen Werth des Kirchengehens bewiesen und das Gebet blos zu einem moralischen Exercitium herunter demonstrirten, das die, versteht sich, sehr moralische Herren und Damen, gar nicht mehr zu bedürfen glaubten. Man wähnt, sehr weise zu seyn, und etwas ganz Unwiderlegliches zu sagen, wenn man die wichtige Sentenz aussprach: es kommt nur darauf an, daß man ein ehrlicher Mann ist, und seine Pflichten erfüllt. Gerade so weise, als ob man sagte: es kommt nur darauf an, daß man den ganzen Tag arbeitet. Das Essen ist überflüßig! Vielleicht würd' ich in einer guten Stunde dieß Ihrem Külthal sagen, und ihn zu überzeugen suchen, daß man nicht als Mensch lebt, wenn man nicht für die höhere Welt lebt, und daß man nicht

für sie leben kann, wenn man sie sich nicht vergegenwärtigt, sich nicht manchmal über diese niedere Welt erhebt.

Vielleicht! sag' ich; denn ich kenn' ihn nicht genug, um zu bestimmen, ob religiöser Sinn schon in ihm belebt ist, ob er ihn nährt oder nicht nährt, und wodurch er ihn nährt. Aber sey es damit, wie es wolle; immer irren Sie, liebe Adelheid, wenn Sie ihm irgend eine geistige Nahrung aufdringen wollen. Es ist damit, gerade wie mit der leiblichen. Wer keinen Hunger hat, soll nicht eßen, ihm taugt kein Eßen. Und man erregt keinen Hunger, wenn man einem Andern Speise aufdringt, so gesund und gut sie auch seyn mag. Sie erregt nur Widerwillen, wenn sie aufgedrungen wird. Jede Erhebung über die Erde, sezt ein Bedürfniß voraus, sich zu erheben; sonst erhebt man sich nicht. Jede Beschäftigung mit der höheren Welt sezt Sinn für diese Welt voraus, und Sehnsucht nach ihr; woher sonst diese Beschäftigung? Wahr ist es, der Mensch soll nicht warten, bis er zur Andacht, zur Herzenserhebung gestimmt ist; man kann sich selbst stimmen. Aber

sich selbst, und sich selbst stimmen wollen. Der Wille kommt nicht dadurch, daß ein Anderer so mit uns handelt, als hätten wir diesen Willen schon. Will uns ein Anderer gegen unseren Willen stimmen zur Andacht, so verstimmt er uns schon deswegen, weil er unser Freiheitsgefül empört. Der, dem es mehr als Einem anlag, Menschen zu gewinnen für die höhere Welt, weil Er mehr wie Einer, in der höheren Welt lebte und für sie, begriff doch, wie es Menschen geben könne, die kein Zutrauen zu Ihm hätten; drang ihnen nichts auf, sondern sagte das schöne, weitsinnige Wort: „es kann Niemand zu mir kommen, es ziehe ihn denn der Vater, im Himmel." Wollten Sie eifriger für Verbreitung des Christenthums seyn, als Christus selbst?

Daß es Ihnen weh thut, die schönen Stunden verloren zu haben, die Sie mit Ihrem Salem durchlebten, begreif' ich wol. Aber ich begreif' auch warum sie Ihnen entzogen wurden. Es thut dem Kind' auch weh, wenn es von der Mutterbrust entwöhnt werden soll: aber es kann doch nicht immer ein Säugling bleiben. Am

Laufband oder an der Mutterhand kann es eben so wenig bleiben; es muß allein gehen lernen, wenn es auch oft strauchelt und manchmal fällt. Es giebt eine Brautzeit in der Religion wie in der Liebe, wo man in den süßesten Empfindungen schwimmt und blos für diese Empfindungen lebt, — lebt, als ob man in diesem frommen far niente seine höchste Bestimmung erfüllt hätte: aber diese Brautzeit ist nur Vorbereitung zu der Ehe, wo gewirkt, verleugnet, auch Manches geduldet werden muß. Gatte, Vater, Mutter, Familienhaupt zu seyn, ist kein Rükgang von dieser Brautzeit, sondern Fortgang im Leben. Sie verstehen mich!

Und nun noch Eins! Bei Ihrem Enthusiasmus für unsern verklärten Salem, kann ich wol denken, wie Sie sich manchmal ergießen werden über ihn. Nun ist zwar Ihr Külthal gut, und war ein Freund des Seeligen: aber ich rath' Ihnen doch Behutsamkeit. Freilich giebts Männer und Weiber, die in der Liebe zu dem verstorbenen Geliebten, nur die Morgenröthe des schönen Tags sehen, der ihnen aufgegangen ist. Und das sind die edelsten, liebefähigsten

Wesen, weil sie diese Gottheit überall verehren, gegen wen sie sich auch äußern mag. Eifersucht auf die Liebe zu einem verstorbenen Wesen dagegen, ist kindische Schwäche oder selbstsüchtiger Stolz, nicht Liebe. Davon hat sicher Ihr Külthal nichts; in ihm lebt eher jener edlere Sinn. Aber immer hat doch ein Witwer und eine Witwe, gewisse Delikatessen zu beobachten, wenn von dem oder der Verstorbenen die Rede ist. So wenig man dieß Wesen herabsezen soll, wenn auch die Verbindung mit ihm nicht ganz glücklich war; — das müßte die Achtung des lebenden Theils schwächen, und selbst das Vertrauen zu ihm, weil man sich leicht an die Stelle des Verstorbenen sezt, — so wenig soll man es enthusiastisch erheben, am Wenigsten, Parallelen ziehen. Auch bei einer delikaten, unpartheyischen, selbst bei einer, für den lebenden Theil partheyischen Parallele, kann leicht etwas aufgeregt werden, was diesem weh thut, besonders dem feinsinnigeren, ängstlicheren Weibe. Die Zweifel, ob nicht diese oder jene Eigenschaft, die der lebende Theil nicht in hohem Grade besizt, dem Gatten gerade vorzüglich werth sey; ob die Pa-

rallele nach einiger Zeit nicht anders ausfallen werden; ob man nicht aus Schonung, die Parallele gerade so gezogen habe, werden gar leicht, besonders in dem Weibe erzeugt, und sie beunruhigen oft das zarte Gemüth mehr, als es der Verstand Wort haben will. Am besten, wenn wenig davon gesagt wird, wenn man Fragen nur einfach und ruhig beantwortet. Glauben Sie dieß einem Erfahrnen. Schon oft sah ich die Ruhe eines guten Ehestands zerstört, wenn der verstorbene Gatte oder die Gattin spukte im Hause.

Und nun genug, über genug! Ich wünsche und hoffe, daß Sie meine ganze Predigt nicht bedürfen. Ich leg' Ihnen hier eine Parabel bei, die ich einmal gegen den Konfeßions- und Sektengeist schrieb, die Ihnen noch mehr Winke geben wird.

## Die Reise nach der Quelle.

In der kleinsten Provinz eines großen Reichs hatte schon seit langer Zeit eine anstekende Krankheit geherrscht, die sich auf verschiedene Art äußerte, von der aber Keiner je ganz genas. Einige fülten sich so matt, daß sie unfähig waren, ihre Geschäfte zu verrichten; sie klagten sehr über diese Mattigkeit, und das waren bei Weitem nicht die Kränksten. Andere hatten bösartige Geschwüre an sich, ekelhaft anzusehen; aber auch sie gehörten nicht unter die Gefährlichsten; die Krankheitsmaterie drang wenigstens in die äußeren Theile hin. Noch Andere raseten im Fieber; und ihr Zustand war nur desto gefährlicher, je stärker sie sich in ihrem Fieberanfall wähnten. Endlich gab es nicht Wenige, deren blühende Wangen und glänzende Augen mit dem Scheine von innerer Gesundheit täuschten; und Niemand wurde mehr davon getäuscht, als die Kranken selbst. Ihr Fieber war in ein hektisches Fieber übergegangen; ihre Lunge war angegrif-

fen, und sie wähnten, daß sie nur einen kleinen Catharr hätten. Der Landesherr ließ indeß eine Heilquelle bekannt machen, die sich mitten in einem steilen, hohen Gebirge fand; und Viele dachten doch im Ernste daran, sich dieser Heilquelle zu bedienen, besonders diejenigen, die noch nicht so krank waren, daß sie gefüllos wurden. Sie suchten die Heilquelle in dem Gebirge auf, geleitet von dem Leibarzte des Landesherrn, bedienten sich ihrer nach seiner Anweisung, und kamen geheilt zurük. Mehrere, die von ihnen selbst waren dahin begleitet worden, gelangten auch wieder zu ihrer Gesundheit. Als ihnen endlich der Landesherr ihren Wunsch erfüllt, und ihnen Wohnsize in dem Gebirge, nahe bei der Quelle, angewiesen hatte, ließen sie eine Anweisung zurük, wie man zu der Quelle kommen könne. Der größte Theil der Einwohner blieb indeß in dem ungesundesten Klima der Provinz. Die, die sich gesund wähnten, glaubten natürlich, keiner Heilquelle zu bedürfen. Andere hielten nicht viel von der Quelle, weil sie in hohen Gebirgen, und nicht in der Ebene, floß, weil dunkle Wolken auf den Gebirgen ruhten, die sie

mit ihren Fernröhren nicht durchsehen konnten. Sie behaupteten, daß man dort den Weg nicht finden werde, daß dort das Klima ungesund seyn müsse und dergleichen mehr. Vermuthlich wußten sie nicht, daß wirksame Heilquellen selten in der Ebene fließen; daß Wolken meist auf hohen Gebirgen ruhen, daß man aber über die Wolken erhaben ist, und Alles übersehen kann, wenn man ihren Gipfel erstiegen hat. Sie fielen also darauf, selbst Arzeneien zu bereiten, oder sich solche von ihren Mitbürgern bereiten zu lassen. Das sumpfiche Thalwasser wurd' etwas gereinigt; man vermischt' es mit Zuker, und sagte sich nun, daß es sehr heilend sey, weil es — süß schmekte. Manche behaupteten, es gebe keinen wesentlichen Unterschied zwischen Gesundheit und Krankheit; der Kranke befinde sich meist besser als der Gesunde; nur darauf müßte man sehen, daß die Krankheitsmaterie keine ekelhafte Geschwüre erzeuge. Ein reicher, vornehmer Mann, noch bei ziemlich guter Gesundheit, eiferte aber sehr gegen diese Irrlehre. Er behauptete, der Mensch müße durchaus gesund seyn, und könne sich selbst gesund machen durch die Macht seines Gemüths.

Er ließ einen Befehl ausgehen, daß Jedermann schlechterdings gesund seyn solle, und gab als Kennzeichen der Gesundheit an, daß man können müßte, was die Bewohner des Gebirgs, der Residenz und aller Provinzen könnten, die er aber nicht kannte. Man fand den Befehl sehr recht; aber Niemand wurde davon gesund. Endlich fanden Einige der Weisesten, daß man die Arzeneien für den kranken Menschen aus dem Ich, aus den innersten, feinsten Theilen seines Körpers zubereiten müßte. Man zapfte sich Blut ab, beobachtete es genau, weil man so sich selbst am besten zu beobachten glaubte; man suchte nun die guten, gesunden Theile von den kranken zu scheiden, nahm einen Trank aus den gesunden Theilen zu sich, und glaubte so sich selbst durch die Quintessenz seiner selbst zu heilen. Ich weiß nicht, ob etwa der Trank eine berauschende Kraft hatte, oder wie es war. Wenigstens sprachen die Menschen, die ihn genommen hatten von der Gesundheit, als ob sie begeistert wären. Auf eine hinreißende Art beschrieben sie es, wie der Gesunde eigentlich nicht gehe, sondern fliege; wie er bei keiner Kälte

friere, bei keiner Hize schmachte, über allen Einfluß der Witterung, der Nahrungsmittel und der verpesteten Luft erhaben sey, weil er durch ein inneres Werkzeug immer die reinste Lebensluft athme. Viele Leute glaubten, jene Berauschten seyen wirklich gesund, weil sie so treflich von Gesundheit reden konnten; und man will behaupten, die Berauschten haben es selbst geglaubt. Aber es zeigten sich doch bei mancher Gelegenheit solche Spuren der Krankheit, daß man wol sah, auch sie seyen nicht geheilt.

Unter diesem Gewirre dachten indeß Viele daran, den Weg nach der Heilquelle anzutreten. Sie thatens wirklich; aber als sie merkten, daß der Weg immer höher, steiler, die Gegend immer öder und trokener wurde, kehrten sie um. Zwar fanden sich hin und wieder Beeren auf dem Wege, deren wunderbar erquikende Kraft jene Bergbewohner gerühmt hatten. Aber weil sie so klein, unscheinbar waren, weil sie nicht aussahen, wie das Obst in ihrer Provinz; so aßen sie nichts davon. Einige kehrten sich nicht an die Anweisung der Bergbewohner; sie wähnten, der Weg sey ihnen selbst offenbart worden,

bestiegen das Gebirge, verirrten sich, und kamen fast verschmachtet zurük. Einige wollten schneller zur Quelle kommen. Sie bestiegen rasche Pferde, rannten bergan, die Pferde stürzten an steilen Stellen zurük. Alle diese Leute wollten nie wieder von einer Reise nach der Quelle hören; sie warnten Jeden davor. Die, die gern im Thale bleiben wollten, wiesen auch immer auf diese Zurükgekehrte hin. „Sehet da die Quellsucher!" sagten sie. „Das kömmt davon, wenn man sich bis in die Wolken versteigt!" Ob sie nie davon gehört, oder es vergessen hatten, daß doch Viele wirklich an der Quelle gewesen, und geheilt zurükgekommen seyen, weiß ich nicht.

Sie mußten wol davon wissen; denn ohnerachtet der Warnungen der Zurükgekommenen, und der Spöttereien vieler Bergscheuen, reiseten von Zeit zu Zeit Manche mit der Anweisung in der Hand nach der Quelle hin, und kamen mehr oder weniger gesund, wenigstens Alle besser zurük.

Am Fuße des Gebirgs hatten sich auch verschiedene Haufen gesammelt, die immer davon

sprachen, daß man den Weg nach der Quelle antreten müsse, warum dies so nöthig sey, wie sie eigentlich heile, ob man eine gewisse Lebensordnung dabei beobachten müsse, ob sie die Naturkräfte aufrege, oder ganz neue Kräfte mittheile oder nicht. Sie sprachen darüber mit vielem Scharfsinne, machten sich scharfsinnige Einwürfe, und beantworteten sie eben so scharfsinnig. Hauptsächlich stritten sie sich über die verschiedenen Wege, die zu der Quelle führten, und über die Art, wie man die Reise vornehmen solle. Man gab Gründe an, warum es besser sey, einen steilen, schmalen Felsweg zu wälen, der fast geradezu auf das Gebirge führte; es fehlt' aber auch nicht an Gründen für einen minder steilen, breiteren Weg, der sich um das Gebirg herum zog. Der allerkürzeste Fußpfad hatte seine Vorzüge für die, die gut über Felsklüfte springen konnten. Noch besser wär' ein anderer gewesen, ohne Klüfte; wenn sich nur mehr Sträuche von den erquikenden Beeren in seiner Nähe gefunden hätten. Man stritt ernsthaft, manchmal heftig. Man entwarf Zeichnungen von jedem Wege, nemlich wie er in der

Ferne erschien, und wie man sich das übrige dachte; natürlich kam man aber dadurch der Quelle keinen Schritt näher. An der lachendsten Seite des Gebirgs hatte sich ein großer Haufe versammelt, der die Reise antreten wollte. Man hatt' eine hohe, glänzende Fahne machen lassen, die voraus getragen werden, und welcher der ganze Haufe ohne Widerspruch folgen sollte, ohne sich weiter um den Weg zu kümmern. Auch ein Gemälde von einer frischen Quelle sollte voraus getragen werden; man hatt' eigene Quellenlieder verfertigt, um sie auf der Reise zu singen und viel Rauchwerk angeschafft, um sich dadurch zu erquiken.

Jeder Haufe hielt seinen Weg für den besten Weg, seine Art zu reisen, für die beste Art. Manche glaubten gar, auf einem anderen Weg, und auf andere Art komme man gar nicht zu der Quelle. Dieß kam daher:

Schon längst hatte man die Anweisung der Gebirgbewohner beiseite gelegt, oder so gut, wie beiseite gelegt. Die Anführer jedes Haufens hatten sich Auszüge daraus gemacht, und darin blos das aufgenommen, was ihnen vernünftig,

d. h. nach ihrem Sinne schien. Viele suchten sogar die Bezeichnung des Wegs so zu erklären, wie ihnen der Weg durch ihre Ferngläser erschien, und sie behaupteten unter sich, die Anweisung sey nur für die, die keine Ferngläser hätten. Einige behaupteten sogar, die ganze Erzählung von der Quelle und den Gebirgbewohnern sey nur eine lehrreiche Fabel, um die Kranken zu ermuntern, sich da Bewegung auf das Gebirge zu machen, und durch Bewegung und reine Bergluft zu genesen. Der große Haufe fragte gar nicht nach der Anweisung, weil er blos der Fahne und ihrem Träger folgen sollte.

So entstand allmälich der Wahn, daß nur Ein Weg der rechte Weg nach der Quelle sey; und daß Alle auf Einerlei Art dahin reisen müßten.

„Was soll Eure Fahne, Eure gemalte Quelle, Euer Rauchwerk? Was sollen Eure Lieder? Wird die gemalte Quelle Euch heilen? Oder das Rauchwerk? Werden Euch die Lieder auf das Gebirge bringen?“ sagte man zu dem größten Haufen.

„Das nicht,“ — antworteten einige ernst-

hafte Männer; — „aber die gemalte Quelle solls uns vergegenwärtigen, wohin die Reise geht. Das Rauchwerk soll uns erquiken, und die Lieder sollen uns wach erhalten auf der Reise. Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind!“

„Aber was soll Euer Fahnenträger und Eure Fahne? Sind denn Eure Leute lauter Unmündige, die man durch einen glänzenden Lappen führen muß? Wofür wäre die Anweisung, wenn man durch eine Fahne geführt werden sollte?“

„Sie ist für den Fahnenträger. Der große Haufe versteht sie nicht. Jezt kann er nicht irre gehen, wenn er nicht durchaus will. Ihr verirret Euch sicher, hört mans ja schon, wie Ihr Euch über den Weg streitet! Ohne Fahne kommt Ihr nie zur Quelle.“

„Man muß den steilsten Weg wählen.“ Sagten Einige. „Es ist der geradeste.“

„Man muß den ebensten wählen, wenn er auch länger ist;“ sagten Andere.

„Der Weg mit den Klüften ist der beste,“

sagten die Jünglinge und raschen Männer. „Ueber die Klüfte springt man leicht.“

„Wem sein Leben lieb ist, der bleibe von diesem Wege,“ sagten die Alten und die Weiber. „Man springt so leicht hinein; und dann ist man verloren.“

„Man muß recht viele Beeren unterwegs essen,“ sagten die Kinder.

„Man muß gar keine essen,“ sagten abgehärtete Männer.

Jede Parthei behauptete, es müßte so und müßte nicht Anders seyn.

Wenn die Menschen heftig streiten, so werden sie blind. So begreift sichs, warum die Leute nicht darauf merkten, daß schon Mehrere auf all den verschiedenen Wegen nach der Quelle hingereiset und geheilt worden, wenigstens besser zurükgekommen wären.

Dieser Verblendung war es auch zuzuschreiben, daß sie mit dem Streiten über den rechten Weg, und die Art zu reisen, die beste Zeit zur Reise versäumten, daß sie immer kränker wurden, und daß die Erhizung bei dem Streite eben auch nicht zu ihrer Genesung beitrug.

Sie schienen überhaupt vergessen zu haben, daß nicht die Art der Reise, sondern das Trinken aus der Heilquelle die Hauptsache sey.

Endlich traten einige Männer auf, die immer in der Anweisung nachgesehen und sich reisefertig gemacht hatten. Ernst und liebreich redeten sie ihre Mitbürger von allen Partheyen an. „Ihr streitet ganz vergebens!“ sagten sie. „Jede Parthey hat Recht und Jede hat Unrecht. Es giebt verschiedene Wege, zu der Quelle zu kommen; der steile Weg ist ein rechter Weg, aber der ebene auch. Das sagt die Anweisung ausdrüklich. Keiner ist also allein der rechte. Der, der sich noch stark fühlt, wähle den steilen; wer nicht gut steigen kann, wähle den ebeneren Weg. Der rasche Jüngling springe über Klüfte. Der Alte kann dies ja natürlich nicht. Jeder esse so viel von den erquikenden Beeren, als er nöthig hat. Dafür stehen sie an den Wegen. Ihr erinnert Euch vielleicht nicht mehr, daß selbst die Bergbewohner auf verschiedenen Wegen zur Quelle gereiset sind! Lasset doch jenem Haufen seine gemalte Quelle, sein Rauchwerk und seine Lieder. Wenn sie nur darüber nicht die

rechte Quelle vergessen! Wenn sie durch die Lieder ermuntert, durch das angezündete Rauchwerk erquikt werden und desto muthiger fortreissen! — Wenn es nur nach der Quelle zu geht! — Indeß — fuhren sie fort, wollen wir nicht auch mit Euch streiten. Machet es jezt, wie Ihr wollet. Wir müssen fort."

Sie wollten Abschied von den Streitenden nehmen; aber ihre Worte, Ihr Ernst und ihre Liebe hatten gewirkt. „Gehe Jeder den Weg, unter den bezeichneten, den er für den besten hält!" sagten sie. „Und trennen wir uns wie Brüder!" — Sie sangen das Lied:

„Wir glauben All' an Einen Gott!"

reichten sich die Hände, und schieden von einander mit den Worten:

„An der Quelle finden wir uns wieder!"

Auch viele von denen im Thale Zurükgebliebenen machten sich auf den Weg nach der Quelle, weil sie merkten, daß sie durch alle ihre selbsterfundenen Arzeneien nicht besser wurden. Viele starben an der Krankheit. Lange Zeit hernach wurden die Uebrigen durch eine fürchterliche Erderschütterung und Wasserfluth, nach den Gebirgen

hin getrieben. Halbtodt kamen sie auf dem Gipfel an. Hier sahen sie die Quelle, die sich zu einem großen See ausgedehnt hatte und einen balsamischen Geruch duftete. Manche kletterten hinab, tranken noch jezt aus der Quelle, und wurden mit der Zeit besser. Viele aber wurden von dem Dufte betäubt, erschraken vor dem großen See und stürzten über den Felsklippen herab. Man kann denken, wie sie sich verwundet, zerstoßen, zerschüttert, wie übel sie ihren ganzen Körper zugerichtet hatten. Auch sah man sie nicht mehr; sie schienen getödtet worden zu seyn durch den Fall. Aber doch wollten Einige behaupten, daß sie nicht an ihren Wunden sterben würden. Das Wasser der Quelle werde endlich bis zu ihnen steigen, und es habe eine gar wunderbare und allheilende Kraft!

Vielleicht ist es blos eine Hoffnung, die ihnen Mitleid eingab. Aber warum sollten wir es nicht mit ihnen hoffen, da die Quelle so reich an Heilkraft ist, und da die Unglüklichen auch Menschen sind?

## Neun und vierzigster Brief.

### Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Jezt freu' ich mich doppelt, daß ich auf dem Lande lebe, lieber Wandulf. Nicht blos darum, weil man dort mehr sich selbst leben kann, weil mein Weib eine Aeone ist, der ich Alles mittheilen kann, die mir alles erwiedert: nicht blos, weil man dort die Natur in ihren mannichfaltigen Reizen sieht, fült, genießt, sich mit ihr verheiratet in und aus Liebe — vielleicht die Einzige glükliche Polygamie, die es geben mag, die von Göthes Fernando nicht ausgenommen! — Nein; jezt hauptsächlich um nicht in die Gefahr zu kommen, so ein Ehemann, eine Ehemannsmaschine zu werden, wie Grambold worden ist. Gewis erinnern Sie sich seiner noch von Göttingen her. Sie wissen, der Mensch hatte manche schöne Anlage, die auch nicht ohne Aus-

bildung blieben. Immer sucht' er sich Weiber auf: aber eigentlich lüstete er sie nur und liebte sie nicht. Darum sucht' er auch nur die, die sich leicht finden ließen. So lernt' er den besseren Theil dieses Geschlechts nicht kennen, lernte das Geschlecht nicht achten. Er mißtraute ihnen und ihrer Tugend; er fieng an, sie zu verachten. Eine Art von Atheismus, ärger als der, dessen man Spinoza und Fichte beschuldigte. — Indeß blieb es immer ein Mensch von Geist und Leben. Jezt hat mich eine Geschäftsreise nach Brandhorst geführt, wo er lebt und verheiratet ist. Was ist aus diesem Gramblod worden! Er hat eine Frau, die nicht ohne Reize, auch nicht ohne Bildung ist. Sie schäzt Bildung und gebildete Menschen mehr als er, der sich an Allem übersätigt zu haben scheint, und wieder zu dem Allergemeinsten zurük gekehrt ist. Sein Weib verdient Achtung; sie hat viel Edles in ihrem Wesen. Ihr Hauptfehler ist wol, daß sie stolz und heftig, also kein Weib ist. Dieß und seine Kälte, sein Egoismus und seine Ausschweifungen, Quell und Folge von beiden, hat, wie ich höre, arge Szenen zwischen dem Ehepaar

veranlaßt. Jezt giebt es weder arge noch andere Szenen, außer langweiligen. Die Frau thut Alles pünktlich, was sie thun soll; aber offenbar, weil sie es soll. Ihr ganzes Wirken und Leben trägt das Gepräge der Pflicht so auffallend, wie ein ehemaliges Preußisches Exercitium; sie begehrt es auch gar nicht zu verbergen, daß sie nur ihre Pflichten erfüllen wolle, aus Pflicht. Grambold theilt seine Zeit zwischen Geschäft, Eßen, Klubb und Schlaf. An Unterhaltung ist gar nicht zu denken. Ein solcher Mensch ist weder Gatte noch Vater. Die Frau hat gar nichts an ihm; sie ist Witwe von Seite des Geists und des Herzens. Der Mann führt sein eigentliches häusliches Leben im Klubb, Kolleg, in der Reßource, oder wie so eine Zeitungs- Tabaks- und Spielschenke heißen mag. Zu Hause hat er nur sein Kosthaus. Und was kann er von dorther mitbringen? Dort giebt es nur Hausmanns-Bonmots, Spielraffinements und Spieldebaten, Zeitungsleserei, die auch für den politischen Kopf keinen Werth hat, weil nur geschrieben wird, was man glauben soll, und politische Kannengießereien, die unter allen Gießе-

reien und Kannenfabriken, die unfehlbarste Waare liefert. Denken Sie sich selbst, wie sich ein solcher Mann, im Verhältniß mit seiner Frau ausnehmen muß, wenn er am Morgen frühstükt, Tabak raucht, an sein Geschäft schleicht, zum Mittagessen kommt, noch über seinem Geschäfte brütet, seine Sieste hält, in sein Kolleg geht, spielt, auf sich warten läßt, isset, noch in einem Roman lieset, und dann zu Bett geht; und wenn sich diese intereßante Abwechselungen alle Tage wiederholen. Ich hab' einmal bei dem reßourcenlosen Reßourcenjäger Grambold ein solches Taggespräch beobachtet und mir aufgezeichnet. Es bestand in folgenden, bedeutenden männlichen Aeußerungen:

1.

(Morgenunterhaltung.)

„Guten Morgen Rosalie!"

„Hast Du gut geschlafen?" — (gähnend.)

„Wieder einmal schlechte Milch!" — —

„Laß mir doch heute die alten Stiefeln puzen; die neuen drüken mich." — —

„Den Raßeur schaff' ich auch ab. Was das ein Ausbleiben ist!"

„Ist denn die Zeitung noch nicht gekommen? laß doch einmal nachsehen.“

2.

(Mittagsunterhaltung.)

„Eine soupe aux herbes könntest Du auch öfter machen lassen. Sie kommt viel zu selten.“ —

„Hat der Schneider die neue Pantalons noch nicht geschickt?“

„Wir wollen in Zukunft um halb zehen Abends essen. Um neun Uhr ist gewöhnlich die Partie noch nicht aus.“

„Das Ragout schmekt wieder nach gar nichts. Laß doch mehr Gewürz daran thun.“ — —

„Aergerlich ists doch, daß man keinen Hund mit in die Reßource nehmen darf. Der Aly hat gar keine Bewegung. Nimm ihn doch mit, wenn Du ausgehst.“ — —

„Bringe mir doch eine Bouteille Ankfteiner. Der Tischwein schmekt mir heute gar nicht.“

(Eine Zeitung wird gebracht, und gelesen.)

„Nun haben die Engländer, Walchern wieder geräumt. Das Ministerium weiß doch nie, was es will.“

„Was? Südamerika hätte sich unabhängig erklärt? Da haben sie recht gehabt, die Leute. So wird es allen Despoten noch ergehen. Die Nationen werden doch endlich des Druks müde werden. Ein herrliches Wort, was Beaumarchais sagt: Ils sont grands, parceque nous sommés à genoux. Levons nous!“

(Er hatte das gestern in der Reßource von einem politischen Avanturier gehört. Seine Gattin lieset übrigens nie politische Zeitungen.)

3.

(Abendunterhaltung.)

„Diesen Abend hab' ich ein rasendes Guignon gehabt. Mit drei Matadors, sechs Trümpfen, einer Force und einer Renonce, einen Solo zu verlieren! Es ist unerhört.“

(Seine Frau spielt nie.)

„Der Aßeßor B. thut aber auch gar nichts mehr, als spielen. Es ist immer, als hab' er Einem in die Karten gesehen, so genau weiß er, was man in der Hand hat.“ —

„Es ist doch auch schreklich heis hier!“

„Sind keine neue Bücher aus der Leihbibliothek gekommen?“ —

„Schike mir doch den George mit der Laterne jezt alle Abend. Es ist zu dunkel.“ —

(Er blättert in den Büchern aus der Leihbibliothek.)

„Altes, abgedroschenes Zeug! Peregrine Pikle! — 1776! Warum nicht lieber aus dem fünfzehenten Jahrhundert! — Hesperus? — Hundsposttäge! Dummes Zeug! — Allmanach dramatischer Spiele! — Gottlieb Merks! — Soll eine Satyre auf Merkel seyn. Gut! das les' ich gerne!“

„Gute Nacht Rosalie!“ —

Da hatte ja Kopf und Herz des Weibs, Nahrung bekommen, durch diese geistreiche Unterhaltung! Und das gute Weib, ein personifizirtes Sittengesetz, ohne Genuß und ohne Liebe, wie dieß, — schien das so gewohnt, erwartete so wenig etwas Anders, hatte sich so sichtbar in ihre Haushälterinnenrolle ergeben, daß man tiefes Mitleid mit ihr gefült hätte, wäre nicht zugleich ein gewisser Stolz und stiller Troz bemerklich gewesen, der dem schönsten Weib allen Reiz

nimmt, und an dem alles Mitgefül schwächt. Sie that Alles, was ihr Mann wollte; sagt' ein trokenes: Ja, zu dem, was er antwortete, und ein eben so trokenes: so?, wenn er etwas bemerkte. Es war eine Unterredung, bei der man einen Taubstummen hätte beneiden können. O! Wandulf, wenn ich zu einem solchen Oelmülenpferd geworden wäre, wenn ich meine herrliche Aeone zu dem troken-moralischen Pfahl verhölzert hätte, der sich bewegt, wenn das Pferd geht, und steht, wenn es steht!! Und wär' ich ganz sicher davor gewesen, wenn ich in der Nähe eines solchen Isolirhauses, einer solchen Männerkaserne gelebt, und das Beispiel der Männer rings um mich her, gesehen hätte? Grambold war so reizbar, so empfänglich für die mannichfaltigsten Eindrüke, bedurft' und sucht' sie, so gut wie ich. Seine Rosalie ist nicht ohne Bildung und nicht ohne Reiz. Und doch! — Ich schaudere vor dem Gedanken.

Wie ist's doch bei uns so anders! Wie unerschöpflich sind die Gegenstände unserer Unterhaltung! Nichts ist für uns unwichtig, nichts uninteressant, was Eins sagt, erzält, bemerkt,

wünscht; schon deswegen weil es von dem Andern bemerkt oder gewünscht wird. Jezt, da die überseelige Aeone Mutter ist, da sie unaufhörlich an ihrem kleinen Liebling beobachtet, immer etwas Neues sucht und natürlich, auch findet, giebt es so viel zu erzälen, zu bemerken und zu projektiren, daß uns kaum Zeit zu einer Lektüre oder zu einer Musikparthie übrig bleibt. Nur sind wir über zwei Punkte, verschiedener Meynung, die ich Ihrer Weisheit zur Entscheidung vorlegen soll und gerne vorlege, weil ich weiß daß Sie recht haben, wenn Sie auch gegen mich entscheiden.

Der Erste betrifft die Wartung und Pflege unsers Eduards. Aeone hat eine Kinderwärterin; aber nur zum Schein. Sie ist's selbst. Sie wascht, badet, füttert, schleppt den kleinen Menschen. Sie thut eben Alles. Die Wärterin bringt ihr das Nöthige herbei und sieht zu. Nachts schläft er an ihrer Seite und am Tage kommt er auch nicht weit weg. Das Alles ist recht gut und löblich: aber ich fürchte nur, daß ihre Gesundheit darunter leidet. Schon scheint sie viel von ihrer blühenden Farbe verloren zu

haben. Wär' etwas zu thun, was die Wärterin nicht eben so gut thun oder dieß wär' eine Person, auf die man sich nicht verlassen könnte: so mögt' es gehen. Es wär' ihre Pflicht. Aber das Waschen, Anziehen, Füttern sind so mechanische Beschäftigungen, daß ich sicher bin, Rosine hat mehr Fertigkeit darin, als Aeone. Und dann die Störung in der Nacht! Bei der geringsten Bewegung des Kinds sich aufgerichtet, nachgesehen, gehorcht, zurechtgelegt, oft aufgesprungen, troken gelegt, anders gebettet! Da ist weder Ruhe noch Rast! Ich begreife nur gar nicht, wie sie noch am Tage so munter seyn kann. Und wenn ich noch so ernstlich etwas sage, ihr Vorschläge thue, wenigstens Nachts mit Rosine abzuwechseln, ihre Gesundheit nicht ganz zu zerstören, ihre Kräfte nicht ohne Noth aufzuopfern: so hört sie Alles an, tändelt mit ihrem Eduard, macht mich aufmerksam auf sein Lächlen, auf seine Grübgen in den Wangen, auf seinen Blik, und wenn ich mir durchaus Gehör verschaffen will, so 'klopft sie mir auf den Baken, giebt mir einen Kuß, springt fort mit dem Knaben, und sagt: „Das verstehst du nicht!"

Wirklich Wandulf, müssen Sie ihr ernstlich darüber zureden. Ihnen glaubt sie.

Dann ist noch Eins, worüber wir uns manchmal streiten. Aeone wär' eine gute Katholikin geworden; denn sie liebt die Festtage, und freut sich darauf, wie die Kinder auf das Christfest. Da sollen alle Namens- und Geburtstäge gefeiert werden und unser hoher Vermälungstag, und der Tag, an dem Eduard entwöhnt wird, und ich weiß nicht, welche Tage noch roth in ihrem Kalender stehen. Das scheinen mir nur Kindereien. Wir sind jeden Tag froh und fromm; jeder Tag ist also bei uns ein Festtag. Was bedürfen wir noch Anderer? Wenn Grambold und seine Rosalie manchmal so einen Tag bestimmten, wo er aus der Reßource bliebe und für seine Familie lebte, wo sie einmal die pflichtmäßige Hausfrau ablegte, und die liebende Gattin spielte: so hätte das noch einen Zwek. Man erinnerte sich doch manchmal wieder, was eine wahre Ehe ist. Aber Aeone und ich leben immer für einander; sie spielt die liebende Gattin nicht, sie ist Eine, jeden Tag. Was soll also ein solches eheliches Hoffest? Und

dann kömmt mirs so lächerlich vor, wenn der Mann aus der gemeinschaftlichen Kasse etwas nimmt, um der Frau ein Geschenk zu machen, und dann die Frau zur Dankbarkeit, etwa die nemliche Summe aus eben dieser Kasse nimmt, um das feine Cadeau eben so fein zu erwiedern. Es erinnert mich immer an den alten Junggesellen von E., der aus Einem Beutel, gegen Zinsen in den andern lieh, und pünktlich Rechnung über jeden führte. Das Alles hab' ich ihr gesagt; aber sie läßt sich nicht abbringen von ihrem Sinn; nennt meine Gründe eheliche Freigeisterei, schilt mich einen ruchlosen Menschen, und mir wird an jedem Geburtstag ein Fest gegeben, als wenn ich ein Fürst wäre, und dabei gesagt, sie gebe sich selbst das Fest, wenn ich es für mich nicht wolle. Was soll ich nun thun? Gründe richten bei den Weibern wenig aus. Also müssen Sie ein Machtwort sprechen, sonst haben wir jeden Monat ein Paar Festtage, wenn die Familie heranwächst.

## Fünfzigster Brief.

---

### Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

So betrübt mich der Anfang Ihres Briefs gemacht hat, so sehr hab' ich lachen müssen über den Schluß. Der arme Grambold! Die unglükliche Rosalie! Zwar hat er sein Schiksal verdient. Diese frühe Abneigung gegen ächtjungfräuliche, reine, zurükhaltende Weiber, und sein Hang zu leichten Koketten, die auf halben Weg entgegenkommen, nur liebeln nie lieben, nur geben um zu fesseln und am Ende Alles geben um fest zu halten; seine Liebe zu Spiel und Trinkgelagen, verbunden mit dem Mißtrauen in weibliche Tugend, einem Unkraut, das auf solchem Boden reichlich wuchert, haben ihn frühe zum Genuß des reinen häuslichen Glüks unfähig gemacht. Aber Rosalie konnt' eine glükliche und beglükende Gattin werden, wenn sie einen Hugo

oder Edelwald zum Gatten bekommen hätte. Liebe würd' ihre Heftigkeit gemildert, und ihren Stolz langsam weggeschmolzen haben; denn Beides besteht nicht bei Liebe. Noch jezt ist sie mir ehrwürdig, sehr ehrwürdig, so sehr Sie auch über ihre strenge Pflichterfüllung spötteln mögen. Was soll sie denn bestimmen zum Handlen, Dulden und Verleugnen, da sie auf keine Liebe hoffen darf und keine in sich fült? Oder kann man denn auch so einen groben Egoisten lieben, wie Grambold ist, so lang' er das ist? Gut, wenn das Schiff mit vollen Segeln fahren kann; wenn der Mensch durch Liebe getrieben wird, zum Erfüllen seiner Bestimmung. Aber bei gänzlicher Windstille muß es fortgerudert, oder am Schlepptau fortgezogen werden, Pflicht muß eintreten, wo keine Liebe möglich ist. Ist Grambold noch zu bessern; kann er sich noch erheben zum Glauben an eine weibliche Tugend: so ist es nur auf diesem Wege möglich, wenn er sieht, daß bei seiner Gattin keine andere Absicht denkbar ist, als Erfüllung ihrer Pflicht. Doch daran zweifl' ich. Wer sich selbst so abgestumpft, alle höhere Bedürfnisse so in sich erstikt hat, zu einem blos

fein-sinnlichen Thier herabgesunken ist, der kann nur gehoben werden, wenn ein himmlischer Stral ihn durchblizt, durch Religion oder Liebe. Und da muß ein Gott wirken; ein Mensch vermag es nicht. Traurig nur, daß so viele Männer in diesem Falle sind; so todt für Alles Höhere, Geistige, daß der Leichenduft uns oft anekelt, in Gesellschaft der blühendsten Menschen.

Ob Sie je so hätten werden können, wenn Sie in der Stadt gelebt hätten? Nein, Edelwald; so wie Grambold, und bei einer Aeone gewis nicht. Aber hätten Sie ein Weib an der Seite, das Ihnen wenig geben könnte, wenig wäre, und Sie lebten in einer Stadt, wo Alles Abends die Reßourcen, Klubbs und Kollegien besuchte; so würden Sie aus Langeweile manchmal und bald immer öfter hingehen. Sie würden rauchen, weil Andere rauchen, spielen weil Andere spielen, und kannegießern, weil Jedermann es thut. Sie würden sich vielleicht daran gewöhnt haben, und auch diese Gewohnheit würde zur andern Natur werden. Das Reßourcebesuchen und spielen ist wie das Tabakrauchen und Tabakschnupfen. Mag es uns gleich An-

fangs zuwider seyn; es kann uns so zum Bedürfniß werden, daß wir es nicht laßen können. Wär' es auch widrig, dem Weibe, den Kindern und Allen, die sich uns nähern; wir sezen es doch fort, weil man sich zu sehr an das Opiat, an das Reizmittel gewöhnt hat. Und doch giebt es kaum etwas, das den häuslichen Lebensgenuß und alle wahre Geselligkeit so sehr störte, als dieß tägliche Kolleg- oder Klubblaufen, daß Isoliren von seiner Familie, von aller gesellschaftlichen Unterhaltung, von Allem, was geistig heißt, und gesellschaftliche Humanität erfodert. Das tägliche Spielen trokner Geist und Herz so aus, daß am Ende nichts übrig bleibt, als ein gewisser Scharfsinn im Kombiniren, wie man einen schlechten Gasko gewinnen, oder einen guten Solo verlieren machen müsse. Die Freude darüber, wenn es gelingt, ist oft noch die Einzige Freude, deren so ein lebendiger Kartenkönig fähig ist. Darum sind auch meist solche Menschen so einfältig und so unerträglig langweilig, daß sie überall zu schlafen scheinen, und erst am Kartentisch erwachen. Dabei regt es Leidenschaften, wenigstens Neigungen auf, die zu den un-

edelsten gehören, — nemlich Habsucht und Schadenfreude, und das oft bei den liberalsten, besonnensten Menschen. Daß die Gattin nichts an einem solchen Gatten und die Kinder nichts an einem solchen Vater haben, versteht sich von selbst. Ist denn das Weib sich nicht selbst genug, — und wie selten sind das, rein-weibliche Wesen. — Wesen? — oder ist sie nicht ganz Mutter; so macht sie sich auch ihre Spiel-Medisir- oder gar Liebespartieen, und die Kinder sind verwaiset in Hinsicht auf ihren Kopf und ihr Herz.

Sie bei Ihrer Aeone sind indeß nicht in Gefahr, und wenn Sie in die klubbs- und ressourcenreichste Stadt versezt würden. Ich habe sie wieder von Neuem schäzen gelernt, gerade durch das, worin sie Ihnen widerspricht. O! wie recht hat sie, die Wärterin ihres Kinds — nicht zu *machen*, sondern zu seyn! Es ist höchst-traurig, wenn die Mutter glaubt, sie könne dieß Geschäft mit gutem Gewissen, einem fremden Mietling überlassen, weil diese ihr Kind waschen, füttern, pflegen kann so gut wie sie, oder geübter ist wie sie. Dem *Herzen* des

Kinds muß etwas gegeben; sein Menschengefül muß genährt und aufgepflegt werden, indem man seinen Körper nährt und pflegt. Liebe ist so unentbehrlich, um den Menschen in dem Kinde zu nähren, wie es Milch ist, zur Nahrung für das Thier in dem Kinde. Nur durch sie wird in dem Kinde Liebe gewekt, zu den Nächsten seines Kreises, die ihm Repräsentanten der Menschheit und der Gottheit sind. Und diese Liebe ist die Wurzel, durch die es geistiges Leben saugt aus dem Universum, durch die es zusammenhängt mit der Menschheit, durch die es ein Mensch wird. Trägt eine Wärterin diese heilige Liebe zu dem Kind in ihrer Brust und kann sie's? Kann sie also die Stelle der Mutter ersezen? Und ersezte sie diese einigermaßen; — ich mögte sagen: desto schlimmer! Die Pflegerin, nicht die Gebärerin ist ihm dann Mutter. Ihr und nicht der Mutter nach dem Fleische, entfaltet sich die Erste Blüte der kindlichen Liebe. Den Ersten Eindruk von Liebe macht die Wärterin auf das Kind; und er ist nur auszulöschen, wenn diese ihn selbst auslöscht. Eine Aeone könnt' ihn freilich auslöschen

und auf sich ziehen, durch höhere, feinere Liebe: aber sie wird auch ihr Kind nicht blos einer Wärterin überlaßen, eben weil sie Aeone ist. Ich begreife nicht, wie sich Mütter die Pflege ihrer Kinder versagen können. Sie haben die schönste Belohnung, den höchsten Muttersegen, einer fremden hingegeben; bezalen noch Geld dazu, nur — um nicht im Schlaf inkommodirt zu werden, um ungestört öffentliche Lustbarkeiten besuchen, eine Parthie Whist spielen oder einen neuen Roman lesen zu können. Eine Kleinigkeit gegen diesen Leichtsinn wars dagegen, als jener General seinen von Friedrich den Großen erhaltenen Orden versezte, um Geld zum Pharao zu bekommen. Es war doch nur ein Orden, nur von Friedrich gegeben; und er versezt' ihn doch nur! Doch; ich mag nicht spotten. Das Herz blutet mir jedesmal, wenn ich ein Kind sehe, das auf der Mutter Arm, nach seiner Wärterin weint. O! die Arme, die sich selbst aus dem Paradiese vertrieben hat, wie werden die Dornen und Disteln der liebeleeren Mutterschaft, sie noch im Alter stechen! Daher unter Andern kommt es, daß die Bande zwischen Ael-

tern und Kindern in den höheren Ständen so lose sind, und immer loser werden, je höher der Stand ist. Nicht durch die Geburt werden diese Bande geknüpft, sondern durch sorgsame, pflegende, freudeschaffende Liebe, womit sich in diesen Ständen, in der Regel, die Mutter am wenigsten abgiebt.

Lächlen mußt' ich über Ihre Besorgniß, daß Aeone durch die Pflege ihres Kinds, ihre Gesundheit zerstören werde. Nein; dafür hat der Schöpfer des Mutterherzens besser gesorgt. Befriedigte Mutterliebe ist besser, auch gesunder als Schlaf. Das Kind schläft statt der Mutter, für die Mutter, so wie sie Speise genoß, statt des Kinds und für das Kind, vor seiner Geburt. Das Bewußtseyn: jezt hat Dein Kind Alles, was es haben wollte; seine Bedürfnisse hast Du sämmtlich befriedigt; jezt schläft es wieder ruhig! — diese Lebensarzenei für die Mutter, stärkt mehr als aller Schlaf. Ich sah schwächliche Mütter, die während der Pflege ihres Kinds wieder aufblühten, als ob sie das stärkste Stalwasser getrunken hätten. Ich sah Wöchnerinnen, die ihr krankes Kind nicht vom Bette ließen,

und sich wol befanden, sobald es genas. Lieber Edelwald; eine Mutter kann Alles ertragen und vertragen, wenn es das Wol ihres Kinds gilt. Ihre Aeone hat recht: das verstehen Sie noch nicht; Sie werden's aber verstehen lernen.

Und auch in dem andern Punkt hat sie recht, in dem Sie verschiedener Meinung sind. Familienfeste müssen seyn wie Gottesdienstliche. Alles, was in dem Gemüt aufgefrischt, dessen Eindruk erneuert werden soll, ward und wird es am Natürlichsten durch ein Fest. So gewis Religion absterben würde in der Welt, — wenige Erwälte ausgenommen: so gewis werden alle Familienbande loser, ohne Familienfeste. Der menschliche Geist und das menschliche Herz bedürfen gewisse Abschnitte, Ruhepunkte, oder vielmehr Erhebungsperioden, wo das gewöhnliche Leben bei Seite gelegt wird, und ein Anderes eintritt; — einen Sonntag unter den Werktagen, ein Stük Poesie unter der Prose des Alltagslebens. Unter allen Völkern, zu allen Zeiten wurd' Interesse für einen Gegenstand, durch Feste unterhalten, wenn man es erhalten wollte. Nicht blos Religion, auch Vaterlands-

liebe, Patriotismus, Körperkraft und Gewandheit hatten und haben Ihre Feste, wurden und werden wichtig erhalten durch diese Feste. Warum Häuslichkeit, Familienliebe nicht? Durch solche kleine Feste wird in Bewegung gesezt, was vorher stokte. Es wird ein Sinn, es werden Kräfte in Anspruch genommen, die man im Alltagsleben nicht benuzt. Welche Schlauheit im Aushorchen dessen, was man bedarf oder wünscht! Welche Behutsamkeit, alle Anstalten zu verbergen! Welcher Scharfsinn, Alles gut zu wälen! Welcher Aufwand von Kunsttalent, im Zeichnen, Malen, Stiken, in Musik und Poesie! Es ist dann ein verborgenes Leben im Hause, wie ein Früling, in der Natur, und mit Jubel und Herrlichkeit bricht es aus, wie in ihr.

Wie mögen Sie doch darüber spotten, daß man sich aus Einer Kasse beschenkt? Es kommt ja nicht auf den Werth dessen an, was man sich giebt, sondern auf die Wahl. Ein Bedürfniß des Andern erraten, eh' es sich dessen selbst bewußt war, seinen Wunsch, eh' es ihn ausgesprochen hatte; seinen Geschmak treffen, ein klei-

nes Fest bereiten, das ganz auf das Andere berechnet ist: darin, und nicht in der Kostbarkeit des Geschenks zeigt sich der schöne Geist der Liebe, der nicht blos Alles glaubt und Alles hofft, sondern auch Alles erräth. Solche Geschenke können auch Beziehungen andeuten, stillschweigends Absichten verraten, die uns unendlich wol thun. So sah ich in einer Art von Taschenbuch eine Sammlung kleiner Zeichnungen, deren jede an eine Szene erinnerte, bei der die Freundinnen sehr glüklich gewesen waren. Mir wurd' einmal ein Tintenfaß, ein Leuchter, ein Zahnstocheretui und eine Lorgnette mit einer feinen Kette geschenkt, und ich begriff selbst den Zwek der Wahl nicht gleich. Aber bald bemerkt' ich, daß ich immer etwas von diesen Geschenken in meiner Nähe haben mußte, und der Wunsch der Geliebten sprach sich sehr zart aus.

Kurz; ich hätt' Ihnen nicht zugetraut, daß Sie gegen solche Feste seyn würden, und ich komme in die Versuchung, auf Sie anzuwenden, was Göthe seinen Werther, von jenem weisen Doktor sagen läßt: er hab' ihm Sinn zugetraut, weil er Verstand an ihm bemerkt habe. Aber

ich wiederhol' auch hier: der Sinn wird schon erwachen, wenn Ihnen Aeone ein Paar Feste veranstaltet hat.

Leben Sie wol.

## Ein und fünfzigster Brief.

### Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Schon lange hört' ich nichts von Ihnen, liebe Adelheid; aber ich denke, das ist desto besser. Das sind die glüklichsten Familien, wie die glüklichsten Staaten, von denen man nichts hört. Ich hoffe Sie haben sich in Ihren nächsten Umgebungen eine Welt geschaffen, die Ihnen genügt; und wäre das auch nicht, so bin ich immer für die innere Ruhe eines jeden Menschenwesens unbesorgt, in dem ich ächte Religiosität kenne. Noch vor wenigen Tagen hab' ich davon eine Erfahrung gemacht, die mich unbeschreiblich in diesem Glauben gestärkt hat.

Lange Jahre war ein Schiffskapitain nach Frankreich gefahren und glüklich gefahren. Er wollte jezt sein Schiff einem Andern überlaßen und bei seiner Familie bleiben. Die Einrichtung

war aber nicht so geschwind zu machen; er mußte es noch einmal führen. Schon war er auf dem Rükweg als ihn ein heftiger Windstos vom Verdek riß und in die See warf. Das Schiff fuhr gerade mit vollen Segeln; er war nicht zu retten. Wolbehalten kam das Schiff im Hafen an; es hatte nichts als seinen Führer verloren. Ich bekam den traurigen Auftrag, der uns Pfarrern gewöhnlich wird, der Frau diese Nachricht zu bringen, die mit glühender Sehnsucht ihren Mann erwartete, der sie nun nicht mehr verlaßen wollte. Zum Glük wußt' ich, das sie religiös ist. In ihr wohnt ein so fester, lebendiger Glaube an eine beßere Zukunft, an Wiederfinden seiner Geliebten nach dem Tode, und an Fortdauer der Liebe, daß ich hoffte, sie dabei faßen zu können. Sie war einmal mit ihrem Gatten im südlichen Frankreich gewesen, und die Gegend von Bourdeaux hatte ihr vorzüglich gefallen. Darauf hatt' ich eine Einleitung gebaut, und gieng zu ihr. Sie wußte noch nichts von der Ankunft des Schiffs.

Ich fand sie äußerst lebendig und geschäftig, mancherlei einzurichten und zu ordnen. Als ich

sie um die Ursache dieser Geschäftigkeit gefragt hatte, sagte sie gleich und sehr froh, sie habe Nachricht, daß ihr Mann in den nächsten Tagen ankommen werde.

— „Das Schiff ist angekommen, und ich habe Ihnen Nachricht vom ihm zu bringen.“ —

„Nachricht von ihm? Und er ist nicht selbst da? Mein Gott! was ist das?“

„Er ist zurükgeblieben: aber an einem sehr guten Ort.“

„Zurükgeblieben? Und hat sein Schiff allein fahren lassen? Ach Gott! haben Sie mir etwas zu hinterbringen. Sagen Sie mirs!“

„Ich sagt' Ihnen ja, daß sein Schiff glüklich angekommen, und daß er allein zurükgeblieben sey!“ —

„Aber wo denn? Warum denn?“

„Hören Sie! — Ihnen Beiden hat es im südlichen Frankreich so sehr gut gefallen. Sie waren ganz entzükt, als Sie zurükkamen. (Das Alles war buchstäblich war.) Besonders ist eine Gegend um Bourdeaux, die Sie für die schönste auf Erden erklärten. Sie haben so oft davon geredet. Ganz unerwartet ist ihm eine Gelegen-

heit gekommen, sich dort niederzulassen. Er hat ein Landgut gekauft.“ —

— „Dann will ich gleich auch dahin.“

— „Das wird nicht gehen, Liebe. Sie werden sich eine Zeitlang trennen müssen.“

„(Schnell) Und warum trennen? (Langsam, bedenklich, und mit starr auf mich gehefteten Bliken) Warum trennen?“

„Sie sollen hier sich von Allem los machen, Ihr Haus verkaufen, die ausstehenden Schulden einkaßiren, und ihm dann nachkommen. Er will dann dort Alles für Sie einrichten; und es wird Ihnen gewis gefallen.“

„(Mißtrauisch-forschend.) Ist es denn auch wirklich so? Ach! ich fürchte“ — —

„Es ist noch weit besser! Ihr Scheldau hat sich an einem weit schönern Orte niedergelaßen, als Frankreich Einen hat. Er besizt mehr, als das herrlichste Landgut“ —

„Ach! er ist todt! er ist todt!“ (Sie stürzte auf ihre Kniee und weinte heftig.)

Ich ließ sie ruhig weinen. Der Erste Schmerz muß seine Rechte behaupten. Ihr Wei-

nen wurd' allmälich sanfter; es gieng in laute Klagen über.

„Ach Gott! warum? Warum jezt? — Es ist Dein Wille: aber wie hart! Wie hart!"

„Sein Rath ist wunderbar, aber Er führt Alles herrlich aus," sagt' ich sanft.

„O! mein Gott, gieb mir Kraft! Verlaß die arme Witwe nicht — die Witwe die allein steht." — (Ein heftigerer Thränenstrom.)

Das dauert' etwa eine Viertelstunde fort. Nun stand sie auf, reichte mir die Hand und sagte:

„Jezt erzälen Sie mir! ich bin gefaßt! das Schlimmste weiß ich ja, denk' ich."

„Ja; das wissen Sie. Er hat nichts gelitten; vermutlich vom Sterben nichts empfunden."

Ich erzält' ihr seine Todesart. Sie weinte sanft fort. Endlich sagte sie gefaßter: „Ja; es war Gottes Wille. Er hatte mir ihn gegeben; Er hat mir ihn genommen. — Noch kann ich nicht sagen: Sein Name sey gelobt! Aber im Glauben sag' ich: Was Gott thut, das ist wol gethan."

So gefaßt hab' ich sie nachher immer gefun-

den, und immer gefaßter. Jenes Leben, Wiederfinden in jenem Leben, ewige Dauer der Liebe, das sind jezt ihre Lieblingsgegenstände. Sie würde verzweiflen, wie jedes liebende Herz, wenn sie das nicht fest glauben könnte; und ich bin überzeugt, daß sie nie geliebt haben, die Menschen, die keine Fortdauer des Bewußtseyns von unserem Erdenleben oder gar ein Zusammenfließen mit dem Weltall glauben, und sich dabei beruhigen können. Wenigstens haben sie vergessen, was der Mensch bedarf und wie es dem Menschen ist, der liebt. Nur Religion, fester Glaube an eine höhere, bessere Welt, an Befriedigung unserer heiligsten, unaustilgbarsten Bedürfnisse in dieser höheren Welt, kann uns Kraft geben zu ertragen die Vergänglichkeit in dieser, durch die uns oft Alles genommen wird, wodurch das Leben einen Werth hat für uns. Schon Weiber, die sich an Männer verheiraten, die sie selten sehen, an reisende Kaufleute, Künstler u. d. gl., bedürfen Religion, um „zu besizen, als besäßen sie nicht.“ Bei hohem Liebesbedürfniß sollten sie sich nie so verheiraten, weil sonst ihr Leben ein beständiges Schmachten

ist; oder ihr Einziger Beruf sey der Mutterberuf, ihre ganze Bemühung, in dem Mutterleben, sich zu schaffen ihre Welt; fehlte beides, so würden sie, müßten sie fast versinken, um zu befriedigen ihren Liebesdurst. Aber wenn ein weibliches Wesen sich gar verheiratet, mit einem Manne, der sich häufig in Gefahr begeben muß, mit einem Offizier, einem Schiffskapitain, einem Seereisenden, wie mächtig wird sie hingezogen zur Religion! Wie wird ihr Vertrauen auf Gott, Gebet, Warten im Glauben an Gott, Bedürfniß! Wie wird sie darin geübt! Jede Reise ist ihr Symbol des Tods, jedes Wiederkommen, Symbol jenes Lebens. Und mehr als Symbol. Sie, mehr als jedes andere Weib, wird, wenn sie rein bleibt, für das Unsichtbare gebildet, weil ihr Herz an einem Wesen hängt, das meist für sie unsichtbar ist. Ein solches Weib ohne Religiosität ist gleich dem Geistlichen dem sie fehlt; und es wird aus ihr, was aus ihm wird: ein gefülloses Wesen, abgestumpft gegen alles Höhere, Heilige, ein fein-sinnliches Thier, oder das unglüklichste Geschöpf, das die Erde trägt. Warnen sollte man jedes weibliche

Wesen, in dem man Herzensbedürfnisse kennt, vor einer solchen Heirat, wie man den, mit Schwindel behafteten warnt, keinen Felsen zu erklimmen und kein Dachdeker zu werden. Nur mit lebendiger Religion im Herzen, wird ein schwerer Verlust für das Herz ertragen. Wir müssen etwas Festes haben woran wir uns halten, wenn uns die beste Erdenstüze genommen wird.

Sie sehen, der Gegenstand hat mich ganz erfüllt; und wirklich müßte man kein Menschenherz haben, wenn er uns jezt nicht erfüllte, da so viele hundert Gattinnen zu Witwen worden sind, durch den unseeligen Krieg, und noch so viele Hundert es werden können; da man so viele verweinte Augen und abgebleichte Wangen sieht, die so wurden aus beständiger Furcht vor dem Verlust, und so manchen Blik der Verzweiflung, der Muthlosigkeit, des tödtenden Grams, über den Verlust, den man wirklich erlitten hat. Nein; der Offizier sollte kein anderes Leben an das Seinige knüpfen, das täglicher Gefahr ausgesezt ist, besonders in unserer Zeit, wo es lauter Waffenstillstand und keinen Frieden

giebt. Und kein Mädgen sollt' ihr Herz hingeben einem Manne, der ihr sein Herz kaum auf Tage versichern kann.

Doch nichts mehr über ein Verhältniß, das mir schon oft, als Pfarrer, an der Seele genagt hat.

Schreiben Sie mir bald und leben Sie wol.

## Zwei und funfzigster Brief.

### Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

Wie ich lebe? fragen Sie, liebe Mutter. Ich lebe gar nicht; denn athmen heißt nicht leben. Grambold hat eine Oelmüle eingerichtet, die durch ein Pferd in Bewegung gesezt wird. Alle Morgen werden diesem die Augen verbunden. Es wird eingespannt, geht mit verbundenen Augen in einem Kreise herum, wird ausgespannt, gefüttert, wieder ein- und ausgespannt, wo es denn zu seiner Ruhe kommt bis zum andern Morgen. Das Pferd ist mein Ebenbild, liebe Mutter, nur daß ich mich selbst an- und ausspann' und mir selbst die Augen verbinde. Darüber klag' ich denn nicht; es muß einmal so seyn. Hoffnung? Ja; ich fül' wol, wie wolthätig diese Fee wäre, wenn ich sie mir erbitten könnte. Manchmal, wenn Grambold einen ge-

wissen, traulichen Ton anzunehmen — scheint; wenn er sich mit mir über etwas, auch nur Oekonomisches beredet, will sie in mir erwachen. Und sie wäre schon erwacht, bei manchen Vorschlägen zu Lustpartieen, wenn ich nicht bald bemerkt hätte, daß er mich blos in Versuchung führen wollte. O! Mutter, das warf mich wieder sehr zurük, und störte meine Ruhe, — das einzige Gut, was mir übrig geblieben ist, — auf kurze Zeit. Noch vor etwa sechs Wochen machten meine ehemalige Bekannte und sogenannte Freunde eine Landparthie ins Murgthal, und in ein Paar Bäder, die nicht weit davon liegen. Gramhold schlug mir vor, mitzugehen. Er sey zwar durch Geschäfte verhindert; aber dadurch sollte ich mich nicht abhalten lassen. Er sagte mir das, mit jenem mißtrauisch-beobachtenden Blik, den ich leider! schon kenne. Ich antwortete nichts, als: wenn Du mitgehst, und es willst; so geh' ich mit. Sonst auf keinen Fall. Er redete mir zu; aber immer mit jenem Blik. Natürlich blieb ich aber fest. Er sagte nun nichts mehr; als sie aber weggiengen, beobachtete er mich scharf. Ich glaube indeß, mir

gleich geblieben zu seyn im Aeußeren. Denn freilich im Inneren war ich sehr empört. Nicht darüber, daß ich keinen Theil an der Parthie nehmen konnte, — denn ich bin wirklich allem Lebensgenuß abgestorben — sondern über das Mißtrauen, über das heimtükische Probiren, wodurch ein gerades Gemüth zur Verzweiflung gebracht werden kann.

Unter die Menschen mögt' ich gar nicht mehr. Ihr ganzer Sinn ist mir zuwider. Diese Eitelkeit, diese Gefallsucht, diese Lustbarkeitswut ist unerträglich für jeden Menschen, den die Schiksale seines Lebens ernsthaft gemacht haben. Da ist z. B. die ziemlich bejahrte Madame B., die fast alle Tage die schönsten jungen Mädgen um sich her versammelt, blos um die jungen Herrn herbeizuloken, und mit ihrem Wiz unter ihnen zu glänzen. Und die Frau von L—n, die alle Woche einmal, Gelehrte, Künstler und Schöngeister zu sich einladet, blos um die Welt zu bereden, daß sie sich auch auf Kunst verstehe, oder gar — ein schöner Geist sey. Mädgen und kokette Weiber lernen noch französisch tanzen und deklamiren. Man erlebt noch, daß sie Ballete

tanzen und öffentlich Schauspiele aufführen, zum Besten der Armen, damit das Ding noch hübsch menschenfreundlich erscheine. Denken Sie, was mir neulich mein Dienstmädgen erzälte. Der alte R—f, der in der ganzen Stadt für einen gar edlen, wolthätigen Mann gilt, hat neulich ein junges Mädgen ausgestattet und verheiratet, mit der er vermutlich vorher einen verbotenen Umgang gehabt hat. Wenigstens hat seine Köchin die Beiden angetroffen, wie das Mädgen an seinem Hals hieng, weinte, ihn mit Küßen überhäufte, und wie von „Heirat, Glük machen,“ die Rede war. Beide sind so schlau oder so frech gewesen, nicht einmal zu erschreken, und die Köchin hat noch vor der Thüre gehört, daß das Mädgen gesagt hat, sie wolle immer für ihn leben. Ist das nicht abscheulich? Der alte Heuchler hat mehr Mädgen schon erziehen und sich deswegen bis in den Himmel erheben lassen. — Soll mich eine solche Welt nicht anekeln?

Neulich war ich, weil es Grambold durchaus für nöthig hielt, in einer Wolstandsgesellschaft; da hätten Sie die Kriegsräthin Unwerth hören sollen! Und mit welchem Interesse ihr

die alte Oberstin Rollheim antwortete! Es war ein Duodrama von Medisance, das nicht natürlicher dargestellt werden konnte. Die Hofräthin hatt' immer eine Neuigkeit über die andere, die sie Alle im Vertrauen erzälte, wovon sie selbst nichts glauben wollte, die nur darum so merkwürdig waren, weil man daraus sah, wie arg jezt die Welt sey. Die junge, schöne D. sollte eine Zeitlang gekränkelt haben, dann ins Bad gereiset und sehr blaß zurükgekommen seyn. Den artigen F., der eine Anstellung sucht, wollte man in der verdächtigen Wenkerstraße, und gar, in einem verdächtigen Hause gesehen; der wizige G. sollt' über den Minister gespottet, und der freimütige H. sogar den Kaiser Napoleon geschimpft haben. Von Allen wurde beiläufig, im Allgemeinen etwas Gutes gesagt: aber doch zu bedenken gegeben, wie schreklich es seyn würde, wenn sich etwas von den Nachreden bestätigen sollte. Die Oberstin fand Alles sehr wahrscheinlich, weil ihr die junge D. wegen ihrem freien Umgang mit Männern, schon längst verdächtig gewesen sey, weil der artige F. sich immer unter den schönsten Mädgen herumgetrieben und der

wizige G. immer ein loses Maul gehabt, ja sogar einmal über ihren eigenen rosenfarbenen Anzug gespottet habe. Sie erzält' es eine halbe Stunde hernach, der geheimen Finanzräthin Z., die zu spät gekommen war, als ausgemachte Wahrheit. Welche Menschen! Wie boshaft muß das Herz seyn, aus dem solche Lästerungen quillen! Mich bringt man nicht mehr in diese Gesellschaft.

Sehen Sie nun, daß meine Existenz nicht den Namen: Leben verdient? Wie oft denk' ich an Göthes Iphigenie, und sag' ihr nach:

Ich rechte mit den Göttern nicht: allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Im Haus und in dem Kriege herrscht der Mann,
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besiz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng-gebunden ist des Weibes Glük!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; — — —

(und einem Mißtrauischen, Tükischen zu gehorchen, tröstet mich wenigstens nicht!)

— — — wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schiksal in die Ferne treibt.
(Und ferne ist ja, wo die Mutter nicht ist.)
Frei athmen macht das Leben nicht allein:
Ein unnüz Leben ist ein früher Tod.
Dieß Frauenschiksal ist vor Allen mein.

Doch laßen Sie sichs nicht beunruhigen, liebe Mutter. Alles soll still getragen werden. Ich will Ihrer nicht unwürdig seyn. Mit der Zeit stumpft sich ja Alles ab.

## Drei und fünfzigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold.

Holdheim.

Dein Brief, liebe Tochter; hat mich mit tiefem Schmerz erfüllt. Er trägt ein Gepräge von Muthlosigkeit und Bitterkeit, das mein Herz zerreißt. Die Einzige Hoffnung die Du noch hegst, verdient diesen Namen nicht; denn man hofft nur ein Gut, und Stumpfheit ist ein Uebel aber kein Gut.

Und ich müßte mich sehr irren, oder Du hast Grund zu hoffen. Aus Deiner eigenen Erzälung geht es hervor, daß Grambold wenigstens in sich zweifelhaft ist, ob Du nicht wirklich blos Deinen Pflichten leben und nichts Anders wollest. Er macht Versuche; er beobachtet Dich genau, und man versucht und beobachtet nicht, wenn man seiner Sache gewis ist Gehst

Du Deinen Weg ruhig und fest fort; suchst nichts und meidest nichts, außer das, was Du nach Deinem Berufe suchen und meiden mußt; entfernest Du Dich nicht von Deinem Gatten und näherst Dich ihm auch nicht weiter, als es Euer Verhältniß mit sich bringt; thust Du Einen Tag wie den andern, Alles für Dein Haus und für ihn, was man irgend von einer guten Hausfrau und einer sorgsamen Gattin erwarten kann: so bin ich sicher, die Rinde um sein Herz wird schmelzen. Er wird zu Dir hingezogen werden, ohne daß er es Anfangs will und weiß. Eine Zeitlang wird er nur in Verlegenheit seyn, wie er sich Dir nähern solle: aber er wird sich Dir nähern in einem glüklichen Augenblik, und Du wirst das süße Bewußtseyn in Dir tragen, daß Du den, der Dir so nah' ist, Dir selbst und der Tugend gewonnen habest durch Tugend. Glaube mir, liebe Rosalie; es ist mit der reinen Tugend, wie mit gewissen, von Natur großen Menschen. Unwillkührlich beugt sich Alles vor ihr. Man achtet sie innerlich; man wird gezwungen zu dieser Achtung, durch sein eigenes Gemüth, auch wenn man sich äußerlich gegen sie

empört. Und oft ist das Wüten gegen sie, eine Folge des Aergers darüber, daß man etwas achten müsse, wodurch doch unsere ganze Sinnes- und Handlungsart verdammt wird. So wirkt indeß die stille, anmaaßungslose weibliche Tugend nicht. Auch den Lasterhaften empört sie nicht; denn sie drükt nicht. Will er ihr seine Achtung durchaus versagen, so hat er keine andere Wahl, als ihre Existenz zu leugnen.

Aber ich rede von reiner Tugend, liebe Rosalie: und reine Tugend ist nicht bitter; sie richtet und verdammt nicht, legt Andern keine Absichten unter, die nicht klar hervorspringen aus ihrer Handlungsart. Ich kann und will dies nicht verbergen, daß ich etwas von dieser Bitterkeit, von diesem Splitterrichten in Deinem Briefe gefunden habe. Freilich liegt es dem unschuldig Unglücklichen sehr nahe, bitter zu werden gegen die, die schuldig und doch glüklich sind. Wir werden leicht streng gegen Andere, wenn das Schiksal streng ist gegen uns. Auch sind wir eben nicht geneigt zur Nachsicht gegen Fehlende, wenn wir uns selbst keine Fehler nachsehen. Aber das sind Schlaken, die geschieden

werden müssen von dem reinen Gold der Tugend. Der Mensch, der sich selbst keinen Fehler erlaubt, bleibt doch nur auf dem halben Wege der Sittlichkeit stehen, wenn er nicht duldsam gegen Anderer Fehler ist. Und worauf gründen sich Deine scharfen Urtheile über Madame B., über die Frau von L — n, und über die Mädgen und jungen Weiber, die französisch tanzen und deklamiren lernen? Im Grund auf sehr unschuldige, vielleicht löbliche Handlungen. Wenn die gebildete B. junge Mädgen um sich her versammelt, muß sie es gerade thun, um junge Herrn anzuloken? kann sie nicht auch die Absicht haben, diese junge Mädgen für die Gesellschaft zu bilden? Würde sie sich durch junge Schönheiten so arg in Schatten sezen lassen in der jungen Männer Augen, wenn es ihr um das Glänzen zu thun wäre? Und die Frau L—n kann sie nicht Künstler und ästthetische Menschen um sich her versammeln, da sie bekanntlich eine Liebhaberin der Kunst ist? Sollte nicht jeder Kunstliebhaber, der es kann, den Künstlern so einen Versammlungsort bereiten, wo sie Ideen wechseln, sich einander mittheilen und von einander empfan-

gen können? Muß es also gerad' Eitelkeit seyn? Und nun gar, Dein hartes, gewiß ungerechtes Urtheil über den ehrwürdigen R—f, der schon so viel unleugbar Gutes zu Stande brachte! Wegen des Geschwäzes von ein Paar Dienstmädgen, eine Szene, die offenbar gerührte Dankbarkeit und Vatergefül gegen ein, vom Herzen adoptirtes Kind hervorbrachte, so herabzuwürdigen und darum den alten Mann für einen Heuchler zu erklären; — ich muß Dir nur sagen, daß das wahre Lästerung ist. Kaum verzeihe ich Dirs! In dem Dialog der Kriegsräthin Unwerth mit der Obristin Pallheim hättest Du Dein Ebenbild erkennen sollen. Dafür urtheilst Du höchst streng über die Medisance dieser Weiber, erklärst Alles für Ausbruch eines bösen Herzens, indeß Du selbst — es thut mir leid, daß ich es Dir sagen muß — eben ärger medisirt, gerichtet und verdammt hattest, als sie.

Alle Medisance ist schädlich, oft dem, der ein Gegenstand derselben ist, immer aber dem, der sich daran gewöhnt. Er verdirbt sich seinen Sinn für alles Große, Edle, Liebenswürdige in der menschlichen Natur, weil er blos auf Fehler

Jagd macht. Wie der kleinliche Kunstkritiker, den Eindruk einer großen Anordnung, eines erhabenen Ausdruks in einem Gemälde verliert, weil er gleich nach einer verzeichneten Fuszähe, oder einem unvollendeten Haarpuz sucht. Die Liebe, wird dadurch allmälig getödtet, und der Wahn von eigenen Vorzügen genährt. Denn jedesmal, wenn man einen Fehler aufgefunden hat, dankt man Gott, daß man nicht so sey, wie ein solcher Sünder. Man braucht Anderer Fehler zur Folie, um seine Tugend im rechten Glanze zu zeigen. Aber die Quellen dieser Medisance sind doch sehr verschieden. Ich habe die gutherzigsten Menschen, so arg wie die boshaftesten medisiren hören über Menschen, die sie mit beträchtlichen Aufopferungen gerettet haben würden, wenn sie im Unglük ihre Hülfe angesprochen hätten. Es ist oft Gemeinheit, Leerheit, weil man sich unterhalten will, und nicht weiß, womit man sich unterhalten soll, Scheindelikatesse, Scheintugend und Eitelkeit auf diese plattirte Tugend. Es giebt dann da so schöne Gelegenheit, sein Erstaunen auszudrüken über einen solchen Fehltritt; Gelegenheit, zu versi-

chern, daß man gar nicht begreife, wie ein Mensch so handlen, so versinken könne. Zugleich tritt da so viel Gewissenhaftigkeit, Reinheit, Unschuld hervor, daß man in dem schönsten Licht erscheinen würde, wenn die Gesellschaft nicht wüßte, wie sie dieß Erstaunen zu nehmen hätte. Gemeiniglich ist das: „unter uns," in der sogenannten guten Gesellschaft, der Eingang und die Rechtfertigung, um recht viel Böses von seinen nächsten Umgebungen zu sagen. Freilich denkt man alsdann laut; aber Jeder hört, wie schlecht man von seinen Freunden und Freundinnen gedacht hat. Oft kann man lauter wahre Anekdoten von einem Menschen erzälen: aber wenn man Einseitig, nur sie erzält, so bekommt die Gesellschaft doch eine ganz falsche Ansicht von diesem Menschen; und in dem Maaße falscher, wie der Mensch ein großer, ausgezeichneter Mensch ist.

Du kamst nun freilich nicht oft in den Fall, Uebles von Andern zu reden. Vielleicht erlaubst Du Dir es gar nicht. Aber es ist schon schlimm, für den Einzelnen oft noch weit schlimmer, wenn man Böses von Menschen

denkt. Wer sich die Menschen als Teufel denkt, der lebt wirklich in einer Hölle, so wie der sich einen Himmel auf der Erde schafft, der in den Menschen Engel sieht. O meine Rosalie, daß doch das Erstere nie Dein Fall werden möge!

Ich glaube wol, daß Dir die Menschen wirklich so erscheinen, wie Du mir sie beschreibst. Dem Gelbsüchtigen erscheinen auch wirklich alle Gegenstände gelb: aber darum sind sie's nicht. Ueberhaupt sind die Menschen lange nicht so böse, wie sie scheinen. Beschränktheit, Schwäche, Leichtsinn, Verwöhnung, haben weit mehr Antheil an den menschlichen Verkehrtheiten als Bosheit. Haben doch die wenigsten auch nur die Kraft, recht böse zu seyn! Früher oder später wird das Göttliche in ihnen belebt, und sie werden neu geboren, durch Schiksale und einen höheren Geist. Oft entwikelt sich der neue Lebenskeim, gerade aus der Fäulniß des sittlichen Verfalls. Aufgeben, verdammen muß man also Niemand.

Du verkennst das Mutterherz nicht, das mir diese Warnungen eingiebt. Es ist blos Deine eigene Ruhe, die ich vor Augen habe, die Du

nie erreichen wirst, wenn Du Dich nicht reinigst von aller Bitterkeit gegen alle Menschen und mit harmlosen, allenfalls mitleidigem Blik auf sie hinsiehst. Gewis leben doch manche gute, achtungswerthe Menschen in Deinem Kreise. Blik auf sie, beobachte ihre Handlungsart, und sie seyen Dir Stellvertreter des Menschengeschlechts. Du bist, was Du seyn sollst, also gewis nicht unglüklich in Dir selbst, wenn Du Dich den Menschen wieder nahe fülst.

## Vier und Fünfzigster Brief.

---

### Aeone an Wandulf.

Werdau.

Edelwald ist in Geschäften nach Hannover, mein Eduard schläft, und so hab' ich Muße, ein wenig mit Ihnen zu plaudern, lieber, ehrwürdiger Wandulf.

Gerne thät ich das recht oft, wenn mir nicht diese beiden Mannspersonen zu viel zu schaffen machten, und wenn ich mich nicht gar zu gerne mit ihnen beschäftigte. Ein Brief ist zwar ein schlechter Ersaz für eine Unterhaltung: aber es ist doch auch eine. Ohnehin habe ich von Zeit zu Zeit etwas im Kopf oder auf dem Herzen, was ich Ihnen mittheilen mögte, und nur Ihnen. So ist es mir unter Andern ein eigener Genuß, zu lesen, was Männer über unser Geschlecht schreiben, es zu beurtheilen, und mein Urtheil von einem recht scharfsinnigen und

sinnvollen Manne (verbeugen Sie sich, wenn Sie diese Stelle lesen) prüfen zu lassen. Auch über andere Schriften sag' ich gerne mein Urtheil gerade heraus, und höre, was solche Männer dazu sagen. Laßen Sie mir also heut' einmal diesen Genuß.

Von der hochberühmten Corinne der Frau von Stael sag' ich nichts, ob ich sie gleich mit hohem Interesse gelesen habe. Ich kenne wenig Engländer und fast gar keine Italiener: aber nach meiner, freilich nur teutschen Ansicht sind ihre Weiber, keine rechte Weiber und ihre Männer keine rechte Männer. Das Buch kommt mir vor, wie die Gemälde der guten Landschaftsmaler. Komposition, Baumschlag, Licht und Schatten, Luftperspektive, Alles ist gut; nur die Personen taugen nicht viel. Man sieht, daß sie blos um der Landschaftswillen da sind. Wenigstens würd' ich mir einen Liebhaber verbitten, wie ihr Engländer Einer ist, der über den Cicerone oft den Liebhaber vergißt.

Auch sag' ich nichts von dem fils naturel der Frau von Genlis. Es mag seyn, daß darin die Sitten, Neigungen und der ganze Sinn von

Menschen aus der großen Welt, recht treu geschildert ist. Aber ich mag diese Menschen nicht, und die Menschen nicht, die sie mögen. Lassen Sie mir immer meinen kleinstädtischen Geschmak. Die besten Grosstädter bringen wenigstens das aus der großen und verdorbenen Welt mit, daß sie, gewöhnt an schlechte Streiche aller Art, mit einer gewissen gleichgültigen Nachsicht davon reden, wenn mein Innerstes dadurch empört wird. Hat man eine Zeitlang in einer Stube gelebt, worin übler Geruch herrscht; so riecht man ihn nicht mehr. Wer aus der freien, reinen Luft kommt, fährt zurük. Ostadens Gemälde stellen auch eine wahre Natur vor: aber wer mag eine solche Natur?

Eigentlich wollt' ich Ihnen nur ein Paar Bemerkungen über Ehrenbergs Schrift: „weiblicher Sinn und weibliches Leben" machen, in dem ich so viel Wahres und Trefliches finde. An Ihrem Sinn und Scharfsinn mögt' ich dann mein Urtheil streichen, um zu wissen wie viel reines Gold von Wahrheit darin ist. Sehr wahr scheint mir, was er über die Duldenskraft der Weiber sagt, und wie er sie aus der weib-

lichen Natur entwikelt. Aber manches lag ihm so nah, daß ich es bei dem Umschlag jedes Blats zu finden hoffte, und es doch noch nicht fand. Vor einem Unglük nemlich, — das hat er nicht bemerkt, — ist das Weib weit schwächer, als der Mann. Die weibliche Phantasie ist nicht beschränkt durch eine Wirklichkeit, also unermeßlich. Der Mann wird aber weniger durch seine Phantasie regiert. In ihm liegt ein gewisses leichtsinnig-trozendes Daraufankommen lassen, das oft für Muth gilt. In dem Unglük ist das Weib stärker, als der Mann, wenn nicht entgegen gestrebt, sondern nur geduldet werden soll. Ueberhaupt sind Weiber organisirt zu Virtuosinnen im Dulden, in Liebe und in Religion. Bewußtseyn ihrer Schwäche und Glaubensfähigkeit, die sie noch mehr wie Männer bedürfen, macht sie so empfänglich für Religion. Ein irreligiöses Weib ist darum auch gar kein Weib. Mit der Religiosität hat sie das Zarteste ihrer Weiblichkeit abgelegt, das aus einer höheren Welt stammt, und nur durch diese höhere Welt genährt werden kann. Das Weib, wie der Helio-

trop, bedarf Himmelslicht und Himmelswärme, wenn es blühen und duften soll.

Eine Stelle ist mir sehr aufgefallen, weil sie einen Vorzug des Weibs zu einem Mangel macht, oder vielmehr, dem Weib etwas abspricht, was man dem ganzen Menschengeschlecht absprechen muß. „Reine Verehrung des Ueberirrdischen," sagt er irgendwo, „ist bei den Frauen seltener als bei den Männern." — Seltener bei den Weibern? Etwas Reines, seltener als bei uns? Ich bitte Sie! — „Das Höchste und Ewige wird von ihnen mehr in Liebe umfangen und ihre Verehrung hat immer etwas von dem Charakter und der Gestalt der Liebe an sich." — Ja, ja, so sagt der Mann. Und wäre sie darum weniger rein? Wird Liebe den Grad der Verehrung mindern? Ist nicht eine solche Liebe, wie etwa die, der Maria zu Jesus, die schönste Modifikation der Verehrung und die menschlichste? Wollte Jesus, will Gott anders verehrt seyn? Mir kommts manchmal vor, als müsse bei manchen Philosophen, worunter aber sonst, Ehrenberg gar nicht gehört, Alles recht kalt seyn, wenn es rein heißen soll.

Wenigstens hat mir manche Lektüre, die von reiner Gotteserkenntniß, reiner Moral, und reiner Liebe sprach, eine wahre Erkältung zugezogen. Aber lesen Sie weiter. „Bei den Frauen hält der Sinn den Verstand, der sich zum Unendlichen aufschwingen will" (Ist Ihnen je ein solcher aufgestoßen, Wandulf?) „an der Erde zurük. Die Phantasie muß zwischen Beiden, Vermittelung stiften, indem sie das Unsichtbare in sinnliche Hüllen kleidet." Sehr schön gesagt! Auch wahr wär' Alles, wenn man nur statt: Frauen, Menschen sezte. Denn ist es nicht bei dem Menschen überhaupt der Fall? Hat je der Mensch etwas Göttliches anders, als in einer sinnlichen Hülle verehrt? Kann er die Gottheit anders verehren? Er kennt keine andere Weisheit, Barmherzigkeit, Liebe, Vollkommenheit, als menschliche. Er steigert sie nur nach Vermögen, wenn er sie Gott zuschreibt. Muß also seine Gottheit nicht eine menschliche Hülle haben? Kann er sie ohne Hülle verehren, eine Weisheit ohne sich einen Weisen, eine Liebe ohne sich einen Liebenden zu denken? Da mögte die Verehrung weder sehr

rein oder sehr kalt seyn. Ehrenberg fährt fort: „Um das, was über ihr Denken hinaus liegt," (liegt denn das Göttliche nicht über das Denken der Männer hinaus?) „zu faßen, müßen die Frauen es zu sich herabziehen; das Göttliche muß ihnen ein veredeltes Menschliches werden; es muß sich mit Bedürfnissen des Herzens in Verbindung sezen und Neigungen des Herzens ansprechen, damit es in ihnen die heilige Stimmung erweke." Wie wahr aus der menschlichen Natur geschöpft! Aus der menschlichen, nicht blos aus der weiblichen. Ja; so ist es! Wir bedürfen einen Gott, der uns so nahe ist, wie ein Freund, oder einen Freund, der so allwissend, so mächtig, so weise ist, wie ein Gott. Aber wir haben ihn gefunden. Wir brauchen das Göttliche nicht zu uns herabzuziehen; es hat sich zu uns herabgelassen, unserem Bedürfnisse gemäß, in dem Einzigen, der der Gottheit so nahe wie der Menschheit war und ist. Unbegreiflich, wie der religiöse Verfasser so wahr und dicht an das Jesusbedürfniß führen, und nicht darauf wirken, auch nicht einmal wirken konnte, daß es befriedigt sey.

Nach seiner Darstellung wäre das Christenthum blos eine Religion für Frauen, was freilich jezt beinahe wahr ist: aber der, für Christenthum so warm-schreibende Verfasser wollte das gewis nicht. Vielleicht bemerkt' nnd fand er nur noch bei den Frauen die reinen religiösen Anlagen, die bei Männern auf so mannichfaltige Art zerknikt und verwüstet werden. Und dafür sag' ich ihm meinen Dank im Herzen, so wie für die ganze Schrift.

Aber noch Eins, was mehr in meinem Erkenntnißkreise liegt!

Ich verzeih' es den Männern gerne, daß die Marieen ihre Lieblinge sind. Wer ist nicht gerne gehört? Wem thuts nicht wol, wenn ein Weib über dem Anhören seiner Rede, Alles vergißt? Aber ich mag's doch nicht, wenn sie auf Kosten der braven Martha erhoben werden, wie Ehrenberg thut. Ihre Häuslichkeit schildert er zwar recht gut. Aber denken Sie: es soll ihr unbegreiflich seyn, daß Maria mit Jesus nicht von Küche und Keller spreche. Sie kannte wol etwas Besseres! Man denke nur an die Szene bei Lazarus Grabe. Es soll ihr nicht Ernst ge-

wesen seyn, daß Maria auch etwas angreife, weil sie schon allein habe fertig werden können? Warum hätte sie denn der Schwester den Vorwurf gemacht, daß sie von den Reden Jesus Alles allein haben wolle, und ihr keine Zeit lasse, Ihn auch zu genießen? War ihr das wol auch nicht Ernst? Wollte Sie etwa nur dadurch die Größe des Opfers fülbar machen, das sie Jesus brächte? Ja; wenn sie eine vornehme Jerusalemitin oder Berlinerin gewesen wäre! Ueberhaupt find' ich, daß man die Marthas, gegen die Marieen, allzusehr zurük sezte. In der Sorgfalt des Weibs, einen angenehmen Gast zu bewirten, liegt auch oft eine Selbstverleugnung, die weit mehr Werth hat, als der Egoismus, der den Gast über sich selbst vergißt, der ihn blos benuzen will, unbekümmert darum, wie er hernach bewirtet werde. Diese Selbstverleugnung übt das Weib oft in Hinsicht auf ihren Mann aus, der die Unterhaltung des Gasts genießt, indem sie die Last übernimmt. Und in unserer Zeit sollte man gar nichts gegen die Marthas reden, da sie immer seltener werden. Hätten wir nur erst viele Marthas: ich

wäre für die Marias unbesorgt. In dem eigentlich-weiblichen Berufskreise entwikelt sich jede ächt-weibliche Eigenschaft und jedes weibliche Bedürfniß so natürlich, daß auch der wahre Marieensinn daraus hervorgeht, der freilich nicht über einem Roman, einem Schauspiel, einer Arie oder Deklamationsübung aber wol über heiligen Lebensworten aus dem Mund eines Heiligen, alles Andere vergessen kann.

Sie denken doch nicht, daß mir darum Ehrenbergs Schrift mißfallen hätte? Im Gegentheil! sie hat mich sehr angezogen; ich habe mich nicht von ihr trennen können. Es giebt so wenige Schriftsteller, die das rein-Weibliche in unserer Natur empfinden; und er ist Einer von den Wenigen. Ich sag' Ihnen nur, was mir aufgefallen ist, und würd' es freundlich dem, gewis recht freundlichen Manne selbst sagen, wenn ich einmal in seinen Kreiß träte. Sagen Sie mir doch Ihre Meinung über meine Radotage.

Von meinem Eduard ein Andermal. Er fängt schon an, unruhig zu werden, und dann fällt alles Schreiben weg.

## Fünf und fünfzigster Brief.

---

### Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Ich muß Ihnen wieder einmal von unserem häuslichen Leben etwas vorplaudern, lieber Wandulf, von meiner Aeone, meinem Eduard, von meinen Planen zum Lebensgenuß, zur Erziehung, zur eigenen Fortbildung, und von der Art, wie meine Aeone das Leben genießbar macht, erzieht, und sich fortbildet, — ich glaube, auch mich, ohne Plan. Wirklich ist es so! Wir sizen Abends zusammen, ich mache Projekte, wie wir den nächsten Sommer genießen, unseren Garten anlegen, welche Exkursion wir machen, wie wir unsere Zeit eintheilen, unsere Freunde in der Nachbarschaft besuchen, welche Musik wir uns verschreiben, besonders, wie wir die aufkeimenden Kräfte unseres Eduards entwikeln wollen. Ich unterstüze all meine Projekte mit

Gründen, widerlege gründlich die Einwendungen, die man dagegen machen könnte, zeige, wie Alles auf die wolfeilste Art ausgeführt werden könne, wie leicht es auszuführen sey. Kurz: ich organisire unser ganzes häusliches Leben, bei einer Pfeife Tabak, so gründlich, wie es unsere neuen Staatenorganisirer kaum können. Im Gespräch hängt wenigstens Alles zusammen, wie ihre Organisation auf dem Papier. Aeone sizt dann bei mir mit ihrer Arbeit, giebt Beifall, macht Einwendungen, leitet meinen Gedankenstrom durch blühende Auen, wenn er sich etwa gegen Felsen und Abgründe wenden, und hilft ihm fort, wenn er stoken will. Kommt mir eine Idee, die ihr auffällt und gefällt; so sinkt ihr die Arbeit auf den Schoos; ihr Auge ist fest auf mich gerichtet, sie will es noch einmal hören; und dann, Wandulf, ist mirs, wie einem angehenden Schriftsteller, der eine recht vortheilhafte, ausführliche Rezension in einer Literaturzeitung lieset. Ich bin sehr stolz und sehr glüklich. Indeß bleibt das Alles, nur ein Gespräch. Sie vergisset vieles davon und ich vergess' es selbst Aber wenn gehandelt werden soll,

dann handelt sie. Es werden kleine Parthieen arrangirt, Spaziergänge vorgeschlagen; es wird Musik in der Stille ausgewält, einstudirt, und in einer schönen stillen Stunde vorgetragen, am Abend, zum Deßert für den Tag. Die Ideen, bei denen sie das Arbeiten vergaß, werden nicht vergessen. Sie bewahrt Alle in einem feinen, guten Herzen, und sie bringen Frucht zu ihrer Zeit. Oft seh' ich sie ausgeführt, wenn ich nicht mehr daran denke. So sagt' ich ihr einmal etwas, über Sinnenübung bei Kindern, und wenige Monate darauf zeigte sie mir, daß Eduard alle Hauptfarben zu unterscheiden wisse, und daß er auch schon einigermaßen die Nähe und Ferne unterscheiden könne. Wenn ich dagegen um der systematischen Ordnung willen, etwas projektire, was viele Unbequemlichkeit im Hause machen würde; so erinnert sie mich sanft oder mit lächelndem Spott an diese Unbequemlichkeit, fragt, wie sie ihr abhelfen solle, und wenn ich in Verlegenheit komme — dann fällt mir gleich Göthes Pater Brey ein, und manche neue Organisirer, die den Kaffee, den man alle Tage braucht, ganz obenhin ins E, und

den Tabak bei den Teufelsdrek stellen, weil Alles nach dem Alphabet geordnet seyn muß. Sie wirft mir dann einen Kuß zu, lacht mich aus, und ich lache mit.

Manchmal machen wir auch eine kleine Musikparthie, und wälen ein Musikstük, nach unserer Stimmung. Bald ists ein leichtes französisches Lied, bald ein ernster, teutscher Gesang, bald eine wirbelnde, italienische Arie. Bald schmelzen wir zusammen, in dem innigen Herder'schen Duett: „Gieb mir die Blume, gieb mir den Kranz" — bald entzükt mich Aeone mit einer Arie von Paer, und bald erheben wir uns über die Sterne durch Himmel'sche, oft auch himmlische Komposition aus Tiedgens Urania. Wandulf; kein weibliches Wesen von einiger Bildung, sollte doch Musik vernachläßigen. Alle Weiber aus höheren Ständen sollten singen oder spielen lernen, wie sie lesen lernen. Was dieß gebildete Talent einem feinsinnigen Manne giebt, das ist unbeschreiblich. Weiß das Weib einigermaaßen zu wälen: so versezt sie ihn in jede Stimmung, in die sie ihn versezen will. Sie hält ihn ab, sich an Klubbs, Kollege und

Reßourcen zu gewöhnen, weil ihr Spiel und ihr Gesang ihm eine bessere Reßource ist. Aber auch Reßource für sie selbst. Sie kann sich selbst wieder zu Harmonie stimmen, wenn sie verstimmt ist. Sie kann sich beruhigen, ihren Muth heben, ihr Herz ergießen. Das Klavier oder die Harfe ist ihr eine Freundin, die ihre Klagen theilnehmend aufnimmt, oft Klagen, die sie nirgends anders, als hier, ergießen darf. Oft erhebt sich hier ihr Geist zum Gebet, wenn ein Reinhard'sches

Hinauf, hinauf, zu jenen Höhen
Erhebe dich Gesang!

oder ein Haydn'sches:

Dich beten Erd' und Himmel an —

sie begeistert. Wer wollte seinen Kindern, besonders seinen Töchtern, diese geistige Lebensarzenei versagen, die sie sich selbst bereiten können, und die in der jezigen Welt so nöthig ist? Neulich stieß ich auf eine Stelle in der Pestalozzischen Monatschrift für Menschenbildung, die mir aus der Seele geschrieben ist, und die das, was ich sagen mögte, weit besser sagt, als ich's sagen kann. „Was Musik seyn könne und solle,

sagt mir der Landmann, der, nachdem er für seinen und der Seinigen Magen sich während sechsmal vier und zwanzig Stunden matt und müde gesorgt hat, sich nun Sonntags vor seine Hausthüre hinsezt, dann zu ahnen beginnt, daß in ihm ein Gemüt und eine Gemütswelt liege, dann den Drang zu singen verspürt und dann wirklich singt. So sagt mir also das reine Herzensbedürfniß des unverdorbenen Landmanns, was die Musik seyn soll und somit seyn kann. Mir sagten es die hohen, orientalischen Gestalten der Bibelwelt; mir sagten's all die schönen und edlen Genien des griechischen Alterthums. Ein Beförderungsmittel ächter Humanität, ächter Religiosität soll sie seyn, und kann es, vorzüglich im Dienst der Poesie werden; die Richtung zum Idealen soll sie uns geben, wenn so vieles um uns her, uns nur die Richtung zum klein-bürgerlichen, und stomachalisch-Reellen geben mögte; aufschließen soll sie uns die Gemütswelt mit ihren hohen Traumgestalten und sternigen Prachtwundern; die Leiter soll sie uns halten oder vielmehr selbst eine Leiter seyn, an der wir aus dem Häßlichen, Kleinlichen, Irdischen und Vergäng-

lichen zu dem Schönen, Erhabenen, Göttlichen, Ewigen hinaufsteigen; unser ganzes inneres Wesen soll sie zu einer süßen Melodie, all unsere Kräfte zu einer reinen Harmonie machen. Darum, weil Tonkunst dieses leisten soll und leisten kann, war ihr allüberall, der Eintritt in den Tempel und zu dem Altare des ewigen Gottes gestattet. Darum mußten die strengen Reformatoren, als sie in den Hallen der Gottesverehrung keine Werke der Malerei und Bildhauerei mehr dulden wollten, doch nachsichtiger für die Tonkunst seyn." Werner läßt darum seinen Luther sagen:

„— Das Liederwesen,
Ich meyne so der Ton, die Melodei —
Das thut uns, meyn' ich, noth, wie Brod und Wasser.
Denn schau! wenn ich recht viel zu Tag gefördert,
Und size Abends so bei meiner Gertraud,
Und meine Buben spielen um mich her,
Und's jüngste Mädel schlummert mir im Arme, —

Dann schau Gevatter! — wenn ich auch
nicht sing',
So ist mirs doch, als säng' mir was im
Herzen,
Als ob mir, Gott verzeih's, der liebe
Herrgott
Ein Liedlein selber spielt' in meiner Brust."

Und dieß herrliche Beförderungsmittel der Humanität und Religiosität, das beglükt, indem es veredelt, und veredelt indem es beglükt, sollte man nicht vorzüglich in die Hände, in die Kehle und das Herz des Geschlechts legen, das schon so lange Depositur aller Humanität und Religiosität ist, ohne das wir längst — Hottentoten und Kannibalen geworden wären? Gewis sollten alle Kinder, besonders alle Mädgen, singen lernen, so gut wie sie lesen und schreiben lernen. Daß Manche gar keine Stimme, kein Gehör, kein Talent dazu hätten, mag ich nicht hören. Ohne Zweifel ist ein großer Unterschied in dem Grad des Talents: aber keinem Menschen fehlt es ganz, so gewis er ein Mensch ist. Er hat die Fähigkeit, singen zu lernen, so ge-

wis er eine Kehle hat, die verschiedene Töne hervorbringen, und ein Ohr, das diese verschiedenen Töne unterscheiden kann. Erkennte man die Nothwendigkeit, singen zu lernen, so wie man die Nothwendigkeit, lesen zu lernen, erkennt; alle Kinder würden singen können, so gut sie Alle lesen können. Und wer weiß, welches von beiden das Nöthigste wäre! Das Weib kann vielleicht als Weib ausgebildet werden, ohne je etwas zu lesen. Von den liebenden Aeltern, dem liebenden Manne kann sie allenfalls hören, was sie zu wissen braucht; und des Geliebten lebendige Stimme, ist ein weit eindringenderes, weit sicherer zum Gemüte dringendes Vehikel, als schwarze, todte Buchstaben auf weißem, oft grauem Papiere sind. Eduard soll singen lernen, so wie er reden lernt.

Doch, wo gerath' ich hin? War mirs doch, als wenn ich mit Aeonen plauderte, wo ich mich auch oft in das Gebiet der Pädagogik, der Philosophie, der Aesthetik verliere! Durch ein Wort von ihr, find' ich mich indeß leicht wieder zurecht. Jezt hat mich die Erinnerung an Eduard wieder zurecht gebracht.

Von unserem häuslichen Leben wollt' ich Ihnen ja erzälen! Im Grunde weiß ich aber nicht recht, was ich Ihnen erzälen soll. Es geht damit, wie es mit den erhabensten Eindrüken, mit den seeligsten Gefülen, mit dem reinsten, feinsten Genusse geht. Man fült das Erhabene, genießt die Herrlichkeit, aber man findet kein Wort dafür.

Aeone ist eben ein liebes Wesen, die Alles um sich her beglükt, indem sie selbst das Gepräge der Glükseeligkeit auf ihrem ganzen Wesen trägt. Sonst weiß man gar nicht, wodurch sie so wohlthätig auf all ihre Umgebungen wirkt. Sie stekt an, mit ihrer Heiterkeit. Wenn man in ihr Gesicht sieht, so wirds Einem, als ob man an einem recht heiteren Maymorgen ins Freie gienge! Und wie reinlich, ordentlich, niedlich Alles um sie her seyn muß! Ihr Anzug ist nie kostbar: aber so reinlich, so geschmakvoll-einfach, so anschmiegend an die Form ihres Körpers, daß sie auch im Haus- und Arbeitskleid gefällt. Alles wird gleich wieder weggebracht an seinen bestimmten Ort, wenn es gebraucht ist. Dazu hat sie auch die Dienstboten gewöhnt.

Daher findet man immer Alles in Ordnung. Ihre feine Nase duldet nicht den geringsten üblen Geruch in einem Zimmer; und er wird vertrieben, nicht durch Parfüms, durch Rauchwerk, sondern durch frische Luft, die in jeder Jahrzeit, einigemal am Tage, freien Durchzug haben muß. Und wie sie Allem, was durch ihre Hände geht, auch dem Einfachsten, ein Ansehen von Zierlichkeit zu geben weiß! Keine Schüssel kommt auf den Tisch die nicht niedlich angerichtet wäre. Ihr saurer Kohl ist mit Gewürzkräutern belegt. Ihre Schinken sind mit Blumen geziert, ihre Braten, wo möglich, mit einigen Zitronenscheiben garnirt. Der Wein steht im Sommer in einem glänzend-reinen Külblech, und für unseren Morgenkaffee bereitet sie so niedliche Butterschnitten, als wenn ein Paar Engländerinnen mit uns frühstüken sollten.

Aber wie wär' ich auch so unglüklich, lieber Wandulf, wenn meine Aeone diese Eigenschaften nicht hätte, wenn sie das Gegentheil davon wäre! Ein unfreundliches, mürrisches Weib ist ein Unhold, aber kein Weib mehr. Sie hat das verloren, abgelegt, was das Weib zum

Weibe macht. Eine feige Memme von einem Manne, der sich hinters Bett verkröche, wenn es Ehr und Leben der Seinigen gilt, macht keine widrigere Wirkung auf das gesunde Menschengefül, als ein weiblicher Murrkopf, der allen Frohsinn um sich her verscheucht, da er ihn weken und beleben sollte. Nur anhaltende Kränklichkeit, Nervenzufälle und langwieriger, muthraubender Verdruß, können ein Weib entschuldigen, wenn sie mürrisch ist. Und nur entschuldigen; denn das edle Weib erhebt sich auch über Kränklichkeit und Verdruß. Sie duldet mit freundlicher Anmuth. Sie wird durch Leiden verklärt. Nur in einem freundlichen, heiteren, lieblichen Wesen, kann ich das Weib erkennen, das Weib lieben; nur gegen es kann ich die zarte Achtung, die milde Nachsicht fülen, die uns ein Weib einflößt.

Und nur gegen ein reinliches, ordentliches! Nichts empört meine Sinne und mein Gefül mehr, als Unreinlichkeit, die ich an einem Weibe bemerke. Die höchsten Reize ekeln mich an. Die feinste Bildung, die ausgezeichnetsten Talente, der glänzendste Wiz, können keine Rein-

lichkeit ersezen, nicht einmal Unreinlichkeit bedeken. Sing' ein Weib wie Bertinotti, zeichne sie wie Angelika Kaufmann, dichte sie wie eine Westphalen; ich mag sie nicht singen hören, wenigstens nicht in der Nähe; ich mag sie nicht zeichnen sehen; ich mag die Dichterin nicht sprechen, wenn sie unreinlich ist. Ein übler Duft von ihrem schmuzigen Hauskleide, verwandelt mir ihren schönen Gesang in Mißtöne, ihre besten Zeichnungen in Karrikatur und ihre besten Gedichte in elende Knittelverse. Was Rechtschaffenheit bei einem Mann ist, das ist Ordnungsliebe und Reinlichkeit bei einem Weibe; das Fundament des ganzen Wesens, das durch nichts ersezt werden kann, durch nichts entbehrlich wird. Die Hofräthin Warmbrunn ist eine liebenswürdige Frau, eine zärtliche Gattin, eine sorgsame, verständige Mutter. Sie hat viel Wißbegierde und Kindlichkeit. Aber ich halt' es keine halbe Stunde in ihrem Zimmer aus, wenn ich unerwartet komme, und auch wenn sie es weiß, muß ich mich zusammen nehmen, nicht viel umher sehen, und meine Nase recht voll nehmen, ehe mirs einigermaaßen ge-

mütlich bei ihr wird. Und bei der so hochgebildeten Professorin Wildang wirds mirs immer ganz verwirrt im Kopfe, wenn sie erst einen Stul von seiner mannichfaltigen Last befreien muß, eh' ich mich sezen kann. Da lernt man erst recht den Werth eines ordentlichen, reinlichen Weibs erkennen, wie den Werh der Gesundheit, wenn sie uns fehlt.

Doch ich denke, es ist genug geplaudert, und doch wenig gesagt. Kommen Sie und sehen Sie selbst; dann wissen Sie in den Ersten Paar Tagen mehr, als ich in zwanzig Briefen beschreiben kann.

## Sechs und fünfzigster Brief.

### Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Ich hab' eine sonderbare Erfahrung gemacht, lieber Wandulf, die ich Dir mittheilen muß. Nicht, um Deinen Rath zu hören, — denn ich habe schon gehandelt, wie ich nach voller Ueberzeugung handeln mußte; sondern um Dich mit einer Erscheinung im ehelichen Leben bekannt zu machen, die auch Dir vermuthlich neu ist. Du weißt, daß Selane darauf bestand, Prallow an den Tisch zu nehmen, und daß ich endlich nachgab, weil ich sah, daß es ihr Ernst war. Es geschah auch und wir waren so vergnügt zusammen, daß sie in mich drang, Prallow solle ganz zu uns ins Haus ziehen, und er zog zu uns. Wir standen schon auf einem ganz vertraulichen Fuße; Selane that sich um seinetwillen so wenig Zwang an, daß sie es ihm geradezu

sagte, wenn sie gerne allein mit mir seyn oder gehen wollte. Aber in die Länge gings doch nicht, ob ich Dir gleich schwerlich entwikeln kann, warum es nicht ging. Gott weiß, wie es sich machte; aber unser ganzes Verhältniß wurde zerstört. Selane war mir nicht mehr die liebe Gattin und Prallow nicht mehr der liebe Freund. Ich fülte, daß sie Beide sich näher gekommen und daß ich Beiden ferner geworden war. Du trauest mir zu, daß kein Gedanke von Eifersucht bei mir sich einmischte. Auch war nichts weniger als Liebe, weder von Seiten Prallows noch von Selanens Seite mit im Spiel; aber es war fülbar und wurd' es täglich mehr, daß Selane und ich auseinander kamen. Wir giengen allein spazieren, freuten uns auf den Spaziergang, und wenn wir giengen, fülten wir eine Leere, die wir nie gefült hatten. Und was das Sonderbarste ist, Selane fülte sie am meisten. „Wenn Prallow das sähe, das hörte, was würd' er dazu sagen?" Diese Frage warf Selane oft auf, und wir unterhielten uns eigentlich am besten, wenn wir uns darüber stritten, ob es Prallow schön oder häßlich, rich-

tig oder unrichtig finden würde. Dabei fiel meiner Selane Manches an mir auf, was ihr sonst nie aufgefallen war. Sie bemerkte wol in aller Unschuld, daß doch Prallow weit ordentlicher, geschmakvoller in seinem Anzuge sey, als ich; daß er mehr Attention für sie habe, und weniger Prätensionen mache, ob sie gleich meine Vorzüge auch nicht verkannte, die denn aber nicht so tief in das gesellschaftliche Leben eingreifen, also für sie, weniger Reiz haben müssen. Ich fand in Hinsicht auf Attentionen, das Nemliche an Selanen, und wir gestanden es uns offen. Auch Prallow hatte das ganze Verhältniß beobachtet und machte die nemliche Bemerkung. Wir wußten indeß wirklich nicht, wie wir es uns erklären sollten, da wir uns alle drei herzlich liebten, Keins das Andere von dem Dritten entfernen wollte, und keine Spur von Eifersucht statt fand. Wir beschlossen also einmütig, das Zusammenleben aufzugeben und Prallow nur sehr oft zu sehen. Es geschah wirklich. Prallow bezog unter einem guten Vorwand ein anderes Logis, nahm im nemlichen Hause den Tisch, und die Menschen wußten

nicht, woran sie waren, als sie eben darüber raffinirt hatten, worüber wir uns wol entzweiet haben mögten, als sie natürlich auf eine Liebschaft, Eifersucht u. s. w. fielen, und nun sahen, daß wir so traulich wie vorher mit einander spazieren giengen, häufig Besuch von Prallow erhielten, und ihn auch oft besuchten. Anfangs that es uns Beiden leid. Wir fülten eine Lüke, die wir nicht auszufüllen vermogten. Aber nach und nach gewöhnten wir uns wieder an das eheliche Tete a-Tete. Es ging: wie es gewöhnlich geht: wenn sich Einer aus der Gesellschaft entfernt, so rüken die Uebrigen zusammen. Jezt genießen wir auch Prallow doppelt, wenn er kommt.

Sag' mir doch, ob Dir auch schon eine ähnliche Erscheinung vorgekommen, und wie die sonderbare Entfernung, ohne Eifersucht zu erklären ist.

Und doch bin ich beinahe entschlossen, eine dritte Person ins Haus zu nehmen. Es ist die Tochter meines Bruders; aber eigentlich noch ein Kind von zwölf Jahren, der eine gute Erziehung nöthig ist, und die meiner Selane einen

neuen Wirkungskreis öffnen wird. Sag' mir doch auch, was Du davon denkst. Ich finde kein Bedenken dabei; denn außerdem, daß es ein gutes Werk ist, sind die Verhältnisse ganz anders, zwischen einem Freunde, der immer um uns ist, und einem Kinde, das uns noch nicht eigentliche Gesellschaft seyn kann, und das man an eine Arbeit schikt, sobald es lästig wird.

## Sieben und funfzigster Brief.

### Wandulf an Hugo.

Grenzau.

Mein Freund, eine Erfahrung, wie Du mir Eine erzälst, hab' ich nie gemacht, auch nichts Aehnliches in dem Kreise meiner Bekanntschaft beobachtet. Aber als ich den neuesten Roman von Göthe: die Wahlverwandschaften las, fiel mir Manches, über die Aufnahme einer dritten Person, in die Familie, — ich mögte sagen in den Ehebund, so sehr auf, daß ich der Sache ernstlich nachdachte, und das Resultat war, daß es immer höchst bedenklich sey. Was Charlotte ihrem Gatten sagt, als dieser den Major zu sich nehmen wollte, war mir aus der Seele geschrieben, und es wekte gleich in mir eine leise Ahnung, daß es auf irgend eine Art nicht gut gehen werde. Freilich lenken sich in dem Roman, die Verhältnisse, auf die gewöhnliche Seite, auf

Liebschaften hin: aber eh' es so weit kommt, sieht man schon, wie das innige Verhältniß zwischen dem Ehepaar, nach und nach zerstört wird. Daß es bis zur Liebe kommt, daran ist blos die unweibliche Charlotte Schuld, die nicht lieben, also auch nicht geliebt, auch nicht von ihrem Gatten geliebt werden kann. — Ich seze voraus, daß ein Weib, die so kalt bei dem Tod ihres Kinds bleibt, auch ihre Kinder nicht recht liebt; und das ist doch die lezte Leidenschaft, die in dem weiblichen Wesen stirbt. — Wär' es auch nicht so weit gekommen; wäre Charlotte eine Art von Ottilie gewesen: der Major und noch eine vierte Person hätten doch übel in der Familie gewirkt.

Und mir scheint es ganz natürlich. Sind Mann und Frau allein; so sind sie sich selbst genug, gewöhnen sich immer mehr daran, sich genug zu seyn. Anfangs zwängt und drükt sie eine dritte Person. Man kann nichts Trauliches reden; sich über manche Gegenstände gar nicht auslassen, wenigstens nicht zu der Zeit und auf die Art, wie es die augenbliklliche Empfindung eingiebt. Um dem Zwang auszu-

weichen, sagt man etwas und immer mehr und am Ende Alles, in ihrer Gegenwart. Die dritte Person giebt auch ihre Ansicht, urtheilt, bemerkt, widerspricht, stimmt mit neuen Gründen bei. Das macht die Unterhaltung vielseitiger, interessanter. Dadurch wird sie uns nothwendig und am Ende unentbehrlich. Ist das Ehepaar allein; so vermisset man ihre Ansichten, ihre Bemerkungen, ihr Urtheil. Es ist eine Lüke, wenn sie fehlt. Und so ist sie schon der Familie mehr geworden, als ihr eine dritte Person seyn sollte. Wer sein Ohr an vierstimmigen Gesang gewöhnt hat, der vermißt die Mittelstimmen bei dem schönsten Duett; und es geht selten an, wie es in der Einzigen St—ischen Familie, daß alle vier Stimmen von Gliedern der Familie gesungen werden können.

Noch mehr: eine dritte Person sucht immer zu gefallen, giebt immer ihre schönste, beste Seite, wenigstens der Person des andern Geschlechts, in deren Kreis sie lebt. Sie thut dieß ohne Vorsaz; es liegt in der Natur. Der Gatte ist aber gegen die Gattin, die Gattin gegen den Gatten ungespannt. Sie geben sich, wie sie

sind. Leicht kann also die dritte Person anziehender, reizender, fehlerloser erscheinen. Dazu kommt, daß die Frau manchmal dem Mann, der Mann seiner Frau widerspricht, vielleicht widersprechen muß. Das braucht die dritte Person nicht, thut es nicht. Sie hat und muß, als dritte Person, gewisse Delikatessen beobachten; sie erweiset kleine Gefälligkeiten, Liebesdienste, die darum nur desto mehr gefallen, weil sie klein sind, also oft vorkommen können, und ohne Verpflichtung erwiesen werden. Ist die dritte Person ein Mann; so kann er schon nicht anders, als etwas galant gegen die Hausfrau seyn, und das gefällt immer, besonders da der Mann natürlich aufgehört hat, es zu seyn. Ist es ein Weib; so muß der Hausherr gewisse Artigkeiten gegen sie beobachten; sie muß es erwiedern, durch kleine Gefälligkeiten. In beiden Fällen giebt es leicht ein Verhältniß, das dem ehelichen nicht vortheilhaft ist, ihm sogar leicht nachtheilig werden kann.

Durch eine dritte Person wird auch oft in dem Mann oder der Frau etwas entwickelt, was sonst nicht entwickelt worden wäre, oder etwas

ins Licht gesezt, was man sonst übersehen hätte. Von irgend einer Seite steht der Gatte oder die Gattin im Schatten gegen die dritte Person; und wer sieht das gern? Oft ist diese der Spiegel, in dem man die Fehler des Gatten oder der Gattin sieht, ohne daß sie selbst es will und weiß. Das Alles ändert an dem ehelichen Verhältnisse, und nicht leicht auf eine glückliche Art.

Das Alles, oder Einiges ist, — wenigstens zu befürchten, bei den besten Ehen. Wenn nun gar Mann und Frau sich nicht ganz nah' sind; wenn die dritte Person von irgend einer Seite Reize hat, die der Gattin, dem Gatten fehlen; wenn der Reiz der Neuheit sie wenigstens für den, in der Regel lüsternen Mann erhöhet; wenn sich Reizbarkeit auch auf der Seite der dritten Person findet: was wird dann? Nein; kein Hauptmann, keine Ottilie taugt zwischen einen Eduard und eine Charlotte, das ist die Hauptmoral in diesem Roman. Ein ami de la maison wird leicht l'ami de Madame, und eine amie de la maison, l'amie de Monsieur, wenn sie Hausgenossen sind. Und dann ist Monsieur oft

nicht mehr l'ami de Madame, und Madame nicht mehr l'amie de Monsieur.

Ja; Du hattest ganz recht, daß Du Dich mit Prallow auf den Fuß gesezt hast, auf dem Du jezt bist.

Aber mit Deiner Nichte ist es ganz anders. Ohne Bedenken kannst Du sie zu Dir nehmen; denn alle Gründe fallen weg, warum die Aufnahme einer dritten, erwachsenen Person, von Deinen Jahren, bedenklich ist. Was sich durch das heranreifende Kind, in Deiner Selane und in Dir entwickelt, kann nur Eure beiderseitige Hochachtung gegen einander vermehren, also auch Euer Glück. Mögest Du ein recht gutes Subjekt in ihr finden!

## Acht und funfzigster Brief.

### Rosalie Grambold an ihre Mutter, Adelaide B.

Brandhorst.

„Freuet Euch mit mir; denn ich habe mein Schaf wieder gefunden, das verloren war;“ darüber hört' ich heute unseren Superintendenten treflich predigen. Aus meiner Seele sprach der erfahrene Mann über die ganz eigene Freude, wenn es durch unsere Bemühungen in unserem Kreise besser wird, als wir es erwarteten; denn ich empfand und empfinde gerade diese Freude. Ich habe meinen Mann wieder gefunden, der verloren, wenigstens für mich verloren war. Ich seh' es — er achtet mich; er nähert sich mir, mit einer gewissen Scheue, die man nur bei einem reineren Wesen empfindet. Ich fang' ihn wieder an zu lieben; oder vielmehr, ich liebe ihn, wie

ich ihn nie liebte, denn er verdient' es nie so wie jezt.

Hören Sie, wie sich das Alles machte.

Noch eine beträchtliche Zeit gieng ich still meinen Weg fort, und er den seinigen. Ich war freundlich, aber nicht warm, ernst aber nicht mürrisch; ich that für ihn, Alles was ich thun konnte, ohne mich erinnern oder bitten zu lassen. Wenn ich seine Wünsche und Bedürfnisse nur ahnen konnte, so sucht' ich sie zu befriedigen, ohne ein Wort darüber zu reden. Er machte mancherlei Versuche, mich aus meinem stillen Leben heraus zu ziehen; er ließ mich durch Andere bitten; ich schlug aber Alles aus. Er selbst veranstaltete einige Parthieen; ich nahm Theil daran, blieb aber in meinem Ernst, vermied alle Gelegenheit zu traulichen Unterhaltungen, mit meinen ehemaligen Bekannten, und als etwas gelesen werden sollte, schlug ichs unter einem schiklichen Vorwand aus. Grambold machte jezt einige kleine Reisen, ohne mir zu sagen, wohin er reise. Als er wieder zurükkam, war ich nicht ernster und nicht trüber wie vorher. Wirklich ostete mich das Alles sehr wenig, weil ich nichts

mehr erwartete. Er besuchte die bekannte Gesellschaft weit öfter als sonst, kam sehr spät nach Haus, und beobachtete mich am folgenden Morgen scharf. Ich blieb mir gleich. Endlich trieb er es so weit, daß er mit den berüchtigten Mädgen eine Parthie machen, und mich dabei haben wollte. Das Leztere schlug ich bestimmt aus, und als er mich um die Ursache fragte, sagt' ich gerade zu, er wisse wol, daß ich um meines eigenen Rufs willen, mit diesen Mädgen keinen Umgang haben könne.

„Aber ich gehe doch mit ihnen um!"

„Was ein Mann thun darf, mußt Du wissen. Ich weiß, was einem Weib ansteht."

„Aber wer soll mir denn Alles einrichten? Ich habe sie nun einmal eingeladen, mit mehreren Freunden."

„Ich will Alles besorgen, und mein Mädgen mit schiken. Es soll Dir an nichts fehlen. Sage nur, wie Du es haben willst."

„Ich will sehen, ob ich es noch ändern kann, da du doch nicht Theilnehmen willst."

„Das muthest Du mir in Ernst nicht zu.

Oder mache den Vorschlag einmal einer Andern von Deinen weiblichen Bekannten.“ —

„Das hab' ich schon gethan. Sie sind aber eben so wunderlich, wie du.“

„Ich muß mir Dein Urtheil gefallen lassen; aber es wird meinen Entschluß nicht ändern.“

„Ja, dazu kenn' ich dich.“

„Du wirst mich nie eigensinnig gefunden haben, so lang' ich glaubte, etwas thun zu dürfen.“ —

Er gieng weg. Ich blieb mir gleich; er aber war verlegen. Als ich glaubte, daß es Zeit sey, Anstalten zu machen, gieng ich zu ihm in sein Zimmer und fragt' ihn, so freundlich und so ernst wie gewöhnlich, was er wünsche. Er nannte mir mehrere feine Schüsseln, die gemacht, und die fremden Weine die gegeben werden sollten. „An Champagner besonders, darf es nicht fehlen,“ sagt' er. „Alle meine Freunde und Freundinnen lieben ihn.“ Ich versicherte, daß ich für Alles sorgen wolle und gieng. Es schien mir, als sey ihm mein Benehmen fremd; aber er ließ mich gehen. Kurz hernach gieng er aus, kam zurük und sagte mir mit einer eigenen

sanften Verlegenheit, es könn' aus der Parthie nichts werden. Man sah deutlich, daß sein Inneres in großer Bewegung war. Noch einigemal kam er, unter allerlei Vorwand in mein Zimmer, fragt' allerlei, und gieng wieder. Ich mied ihn nicht und sucht' ihn nicht. Ich wollt' es mit möglichster Ruhe abwarten, wie die Krise entschieden werde; denn daß eine Krise bevorstehe, war mir klar. Der Tag gieng indeß vorüber; Grambold war nachdenkend, oft bis zur Zerstreuung, aber gut und manchmal weich. Er suchte meinen Blik und mied ihn doch wieder, wenn ich ihn möglichst unbefangen ansah. Aber am folgenden Morgen bei dem Frühstük reicht' er mir schnell die Hand, drükte mir sie und sagte:

„Liebe Rosalie, ich habe dir viel abzubitten; ich habe dir sehr Unrecht gethan."

„Wie so, Grambold? Ich habe mich nie über Dich beklagt."

„Aber du hattest und hast dich zu beklagen." —

„Laß das gut seyn, Grambold! Ich habe Ruhe gefunden, in Erfüllung meiner Pflichten;

ich verlange nichts weiter." (Mein Ton wurde bei den lezten Worten, gegen meinen Willen etwas weich.)

„Gutes, edles Weib; kannst du mir verzeihen? — Du weißt nicht, wie sehr ich mich an Dir vergangen habe." —

„Ich bitte Dich, sage mir nichts davon. Es ist Alles überwunden, Alles verziehen." —

„Nein; du mußt Alles wissen; sonst weiß ich nicht, ob du mir verzeihen kannst. Ich war so versunken, daß ich an keine Tugend eines Weibs mehr glauben konnte; auch nicht an die deinige."

„Das hab' ich wol bemerkt, und es hat mir sehr weh gethan; Anfangs um meinetwillen, und zulezt um Deinetwillen. Es thut mir noch jezt weh."

„Nein; ich bin überzeugt, und — (mit sichtbarer Rührung) du hast mich überzeugt. Ich habe Dich auf so manche Probe gesezt, und du hast sie Alle bestanden, wie ein untadelhaftes Weib."

„Du vergissest meine Heftigkeit und Bitterkeit." —

„Wie hab' ich dich auch gereizt! Und wie hast du mir sie bekannt! Wie hast du dir Unrecht gegeben gegen dich selbst! Ich begreife nicht, wie du es über deinen Stolz gewinnen konntest."

„Es kam auch nicht aus mir selbst. Meine trefliche Mutter hat mich dazu gebracht."

„Hätte sie das?"

„Sie allein hat mich auf den Weg geleitet, auf dem ich bisher gegangen bin."

„Unmöglich! Die feinsinnige, die doch ohne Zweifel wußte, mit welcher Unfeinheit ich dich behandelte. Unmöglich!"

Ich stand auf, holte Ihre Briefe, und legte sie vor ihn hin.

„Ich hab' ihr Alles geschrieben; habe mich bitter über Dich beklagt: aber lies ihre Antworten."

Er las mit Begierde, verschlang die Zeilen, kam in heftige Bewegung, rief zwischen durch: „O! Gott!" — „Welche Nachsicht!" — „Ich Elender!" — warf endlich die Briefe hin, fiel mir um den Hals, weinte wie ein Kind, und konnte nichts hervorbringen: „O! meine Ro-

salie! wenn du mir vergeben könntest?" — „Du Engel!" — „Du Einzige!" — „Und der Engel, deine Mutter!" —

Und ich! — Mutter, es war, wie wenn im Sonnenland, nach Salis Beschreibung, gegen Juli, die Sonne über den hohen Felsen hervortritt, die das enge Thal einschließen. Schnee und Eis schmilzt schnell. Es ist in wenig Tagen warmer Sommer, da wo vorher todter Winter gewesen war. Grambold mit dieser Wahrheit, dieser Empfindung, an meinem Halse hängen zu sehen; diese Belohnung einzuerndten für meine stille Verleugnungen, meinen schweren Beruf, mein Alleinstehen auf der Erde: das ergriff mich von allen Seiten auf Einmal. Auch ich ergoß mich ganz. Nie hab' ich Grambold so an mein Herz gedrükt, wie damals; nie hab' ich so ein glüh-heißes Interesse für ihn empfunden, wie ich jezt empfinde. Er ist mir lieb wie der geliebteste Bräutigam. An dem Tage wurden unsere Herzen eigentlich kopulirt.

Er gestand mir, wie oft er, mich auf die Probe gestellt, mich bewährt gefunden, und mir doch nicht geglaubt habe. Auch der lezte Vor-

schlag, mit jenem berüchtigten Mädgen eine Parthie zu machen, war eine Probe, um zu sehen, ob ich auch Festigkeit habe, bei meiner Willenlosigkeit; ob es Schlaffheit, Schwäche oder Pflichtgefül sey, was mich leite. — Er gestand mir Alles; auch seine Lüsternheit gegen jene Mädgen und seinen jezigen Ekel gegen ihren Eigennuz, ihre plumpe Cokettericen und ihren Intrikengeist.

Kurz, liebe Mutter; wir sind Eins! Ein Herz und Eine Seele, und ich bin unbeschreiblich glüklich. Kein Gedanke wird in Grambolds Seele kommen, den er mir nicht mittheilte, und keiner in der meinigen soll verborgen bleiben vor ihm. Ich verstehe jenes Wort des Großen Einzigen: „es ist mehr Freude über einen Menschen der seinen Sinn vom Bösen zum Guten lenkt, als über neun und neunzig, die es nicht bedürfen.“ Ich liebe Grambold mehr, als ich ihn je hätte lieben können.

Schreiben Sie mir bald, und freuen Sie sich mit mir.

## Neun und fünfzigster Brief.

---

Adelaide B. an ihre Tochter,
Rosalie Grambold.

Holdheim.

Ja wol schreib' ich Dir bald, und freue mich mit Dir, liebe, theure Rosalie. Ich hätte gleich zu Dir fliegen, Dein neues Glük mit ansehen, an Deinem und Gramboldts Halse hängen, und durch Freudenthränen danken mögen, dem, der Dich diese Zeit her gestärkt, und Dein Werk so gesegnet hat. Ich gestehe Dirs: Deine Lage war ein wunder Flek an meinem Herzen. Es blutete, wenn er berührt ward. Jezt ist er geheilt. Mit einer Wonne, die nur im Mutterherzen hausen kann, denk' ich Deiner; vergegenwärtige mir alle Szenen, die jezt nach einander — nicht wie bisher, gespielt, sondern durchlebt werden, seh' auf Euer künftiges Leben hinaus, und es verbreitet sich in meinem Inneren eine

Ruhe, die ich bisher nicht kannte, die mir deßwegen doppelt wol thut.

Aber, da siehst Du nun, wie stille Ergebung und absichtslose Pflichterfüllung wirkt! Jezt genießest Du die reiche Erndte, von der mühsamen Saat! Jener Weise hatte vollkommen recht: wenn die Tugend in sichtbarer Gestalt auf der Erde erschiene; so würde sich Alles vor ihr beugen. Wenigstens beugt sich das Innere, wenn auch das Aeußere widersteht. Es freut mich unendlich, daß mich mein Glaube an das unaustilgbar-Göttliche in dem Menschen, nicht getäuscht hat. Wie könnt' auch etwas Göttliches vertilgt werden? Ich denke: wer nicht an das Göttliche in dem Menschen glaubt, der kann auch nicht recht an Gott glauben; denn wo trät' uns das Göttliche näher, als in dem Menschen? Wo wollen wir es finden, wenn wir es hier nicht suchen? Daß es so viele tief in Sinnlichkeit versunkene, dem Guten entgegenstrebende, Menschenglük zerstörende Menschen giebt, muß uns nicht irren. Auch die göttliche Kraft kann mißbraucht werden von Menschen, die frei sind.: aber sie hört darum nicht auf, göttlich zu seyn.

Würde sie durch Liebe verklärt; so erschiene sie wieder in ihrer ganzen Göttlichkeit. Mich dünkt, die heilige Therese hatte recht: die Hölle kann nichts anders seyn, als ein Ort, wo man nicht liebt, und Lavater, wenn er einmal den Teufel beschrieb, als ein Wesen, das Alles kann, nur nicht lieben.

Eben darum trau' ich jezt Deinem Grambold viel Gutes zu, weil wieder Liebe in seinem Herzen erwacht ist. Aber doch, liebe Rosalie; muß ich Dich warnen vor allzu rascher Annäherung, vor einem allzu innigen Anschmiegen, das wieder viel verderben könnte. Gewiß erstaunst Du, wenn Du dieß liesest, weil alle meine Ermahnungen und Vorschläge bisher dahin giengen, Dich Deinem Gatten näher zu bringen. Aber ich kenne die Heftigkeit, mit der Du liebst und hassest, Dich zudrängst und zurükstürzest. „Alles oder nichts!" war, wie bei Alcibiades, immer das Symbol Deines Wesens, wenn Du es auch nie aussprachst. Nun weißt Du aber, wie manche Seiten Grambold hat, von denen Du ihn nie berührest, und wie manche Seiten Du hast, von denen er Dich nicht berühren, die

er nicht einmal verstehen kann. Er ist zu Lüsternheit verwöhnt, zu Mißtrauen geneigt; sein Glaube an weibliche Tugend ist zwar durch Dich wieder gewekt worden: aber er ist schwach, und wird nie recht stark werden. Du bist nicht lüstern, aber Du liebst — innig und warm, wenn Du liebst. Dein Glaube an Menschen, ist wie der meinige, unerschütterlich; nur daß Du, wegen Deiner größeren Heftigkeit, für eine Zeitlang den Muth verlierst. Das Alles zusammengenommen, macht eine geistige Einheit zwischen Euch Beiden, unmöglich; wenigstens müßten Jahre hingehen, wenn Ihr so weit kommen sollltet. Dabei liebt Grambold fein-sinnige Genüsse, Du fein geistige. Grambold liebt Geräusch, Aufwand, äußeren Glanz; Dir ist woler in der Stille, mit ein Paar Freunden, durch das, was sie geben können, wovon kein Uneingeweihter etwas weiß und zu wissen braucht. Im Gegentheil, es stört Dein Vergnügen, wenn fremdartige Menschen daran Theil nehmen, und es mitzugenießen — scheinen. Wolltet Ihr Euch einander ganz nähern; so müßte Grambold sich bemühen, Geschmak zu finden an Deinen Ver-

gnügungen, und Du an den seinigen. Ihr müßtet Euch aufspannen, um recht seelenvergnügt zu scheinen; nur immer sorgfältiger auf Euch achten, je lebendiger Ihr fültet, daß Ihr nicht vergnügt wäret. Das ist ein unleidlicher Zwang. Der Mann am Ersten sucht sich diesem Zwang zu entziehen unter mancherlei Vorwand und entfernt sich dadurch unvermerkt von der Frau. Die Frau will das schöne Verhältniß erhalten, und drängt sich dem Manne mit Liebe, wenigstens mit einer Art von Liebe auf. Sie beredet sich selbst, daß sie an den Vergnügungen des Manns Geschmak finde; der Mann bemerkt aber doch, daß sie sich's nur beredet. Das Alles macht das eheliche Verhältniß unnatürlich; man fült sich nie zu Haus, nie in seiner Assiette. Immer muß eine Rolle gespielt, oder eine Entschuldigung ausgedacht werden, warum man sie jezt nicht spielen könne. Die Lage wird täglich lästiger, drükender. Der Mann reißt sich endlich los, oder das Weib, wenn sie mehr Charakter hat, als der Mann. Im Grunde sinds Beide zufrieden, und so entfernen sich Eheleute

gänzlich von einander, blos darum, weil sie einander ganz nahe seyn wollten.

Hüte Dich vor dieser Treibhausnäherung, liebe Rosalie.

Ich weiß nicht, wo ich es einmal las: ein Paar Menschen, die zusammen lebten, und doch nicht ganz gleichgesinnt wären, glichen einer Familie, die ein Haus bewohnte, in dem manche Zimmer dem Mann, manche der Frau unleidlich wären, einige aber ihnen Beiden gefielen. Nichts sey natürlicher, als sich nur in den lezteren gemeinschaftlich aufzuhalten, die übrigen aber für sich allein zu benuzen. Das sey auch Deine Weisheit.

Ich will Dir gar nicht rathen, steif und zurükhaltend gegen Grambold zu seyn. Im Gegentheil! Es ist jezt Zeit, seine neu-erwachte Liebe zu nähren durch Liebe und Traulichkeit, die von jeder Liebe unzertrennlich ist. Nur laß' ihn ruhig seinen Weg gehen, seinem Geschmak folgen, und folge Du dem Deinigen. Dein weiblicher Takt wird Dir schon sagen, was er, gemeinschaftlich mit Dir, und mit gleichem Vergnügen genießen kann. Hier würz' ihm seinen

Genuß, so viel Du es vermagst. Aber bered' ihn nicht zum Mitgenuß der stillen Freuden, die Dir so viel sind. Dring' ihm Deine Gesellschaft nicht auf und entziehe sie ihm nicht. Sorge dafür, daß er nie aus Gefälligkeit in Deiner Gesellschaft bleibe. Eng' ihn auf keine Art ein. Männer seiner Art ertragen das gar nicht; und ihre Gesellschafter spötteln dann gleich über den Pantoffel, wenn dem Weibe zu gefallen, etwas gethan oder unterlassen wird. Du bist gewohnt, Dich frei und unbefangen zu äußern über Männertalente und Männerschönheit; frei und unbefangen umzugehen mit gebildeten Männern. Sey vorsichtig darin! Dein Grambold kann unmöglich das Alles so absichtslos und unschuldig finden, wie es wirklich bei Dir ist. So hat er die Weiber nicht kennen gelernt. Lade Dir den Zwang nicht auf, daß Du an all den rauschenden Vergnügungen Theil nehmest, die nach Grambolds, aber nicht nach Deinem Geschmak sind. Der Zwang würde Dir am Ende doch zu stark werden, würde durchbliken, und dadurch könnt' Euer ganzes Verhältniß zerstört werden. Aber empfang' ihn mit freundlicher Liebe, wenn

er von einer solchen betäubenden Parthie zurük kommt; und willst Du ihm einmal ein Fest geben, so sey es natürlich nach seinem und nicht nach Deinem Geschmak angeordnet. Auf diesem Wege sollt Ihr, hoff' ich, in einem freundlichen Verhältnisse mit einander bleiben. Die Näherung muß sich von selbst machen, wenn sie weiter gehen soll. Im nächsten Früling muß ich doch selbst sehen, wie Ihr zusammen hauset.

Weisheit und Liebe leite Dich auf den richtigen Weg!

## Sechszigster Brief.

### Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Bedauren Sie mich, Theophan, ich habe meine Freundin Theodore, und mit ihr Alles verloren. Ja, Alles! Denn sie war noch die Einzige, mit der ich recht traulich reden konnte, über das, was allein verdient, der Gegenstand unserer Unterhaltung zu seyn, wovon ich auch allein mit rechtem Interesse reden mag, von jener besseren Welt, von dem Wiederfinden seiner Geliebten in dieser Welt, und von dem, der uns dort eine Wohnung bereitet hat. Jezt hab' ich durchaus nichts mehr, was mich an diese Erde fesselt

Nach oben, nur nach oben,
Geht der bethränte Blik.

Zwölf Jahre haben wir miteinander in ununterbrochenem Umgang gelebt, und in ununter-

brochener Freundschaft. Doch; das war nicht mein, sondern ihr Verdienst. Wir waren sehr verschieden von Temperament und Charakter. Sie wissen, wie mich gleich jeder irreligiöse Leichtsinn, jedes Abweichen von dem klaren Bibelsinn, jedes Profaniren des Heiligen, selbst der Schein davon, empört. Meine verklärte Theodore dagegen, war ganz Nachsicht und Schonung. Sie besaß einen ganz eigenen Scharfsinn, Anderer Vergehungen zu erklären, durch Erziehung, Lage, Umstände, und Entstehung, und sie so — wenigstens zu entschuldigen. Oft sagt' ich ihr: „bei dir ist nichts schwarz; höchstens grau!" — „dann kann es ja wieder weis werden!" antwortete sie. Hundertmal hab' ich ihr vorgeworfen, daß sie zu gleichgültig in Religionssachen sey, und sie erwiederte immer mit lächlender Liebe: „Wer wär' ich, daß ich einen fremden Knecht richten sollte? Glaube mir, ich habe genug mit mir selbst zu thun."

Daß unsere Freundschaft nie unterbrochen, wenigstens nie gestört werden konnte, dafür sorgte sie mit aller Weisheit der Liebe. Oft, besonders in den Ersten Jahren war ich sehr un-

willig über sie, weil sie so freundlich gegen Alle, auch versunkene, frivole, irreligiöse Menschen war, ihren Umgang zwar nicht suchte, aber auch nicht auffallend mied. Ich macht' ihr Vorwürfe darüber; sie antwortete mir sanft, sie wolle nicht frömmer seyn, als unser Herr, der auch Niemand gemieden und selbst die Gastmäler der damaligen Finanzpächter besucht habe. Mehrmals verdroß michs, daß sie so ganz anders handelte als ich; daß sie durchaus kein Wort über Religion sprach, wenn sie kein Bedürfniß, keine Lust an solchen Gesprächen bei Anderen bemerkte. Dang zog ich mich zurük. Aber sie wußte mich wieder mit so viel Liebe herbei zu ziehen, daß ich nicht widerstehen konnte. Einmal hatt' ich mir in Ernst vorgenommen, mich von ihr zu trennen, weil ich irre worden war an ihr, durch mancherlei Sagen, von ihrem Umgang mit leichtsinnigen, irreligiösen Menschen, und weil uns unsere häusliche Lage abhielt, uns zu sehen. Ich hatte mit Heftigkeit gegen sie geredet, und meinen Vorsaz erklärt. Da schikte sie mir folgende Verse:

Nein; Du trennest Dich nicht von mir, die so innig Dich liebet;
Könntest nicht, wolltest Du auch. Liebe ist ewig, wie Gott.
O! ich kenne sie wol, die Heilige, die uns vereinigt,
Die uns vereinigen wird, auch für die bessere Welt.
Nie noch schwand sie dem Blik; auch in der fernesten Ferne,
Glänzt mir das Lichtdiadem, das sie doch immer noch trug.
Selbst, wenn Du zürnend mich flohst, vom Nebel der Sagen getäuschet,
Von des Unglaubens Hauch, krampfhaft in Dornen verscheucht;
— Trennung, weit ärger als die, die spannlanger Erdenraum wirket;
Sie, die oft Trennung Dir schien, auch für die bessere Welt;
Sie selbst raubt ihn mir nicht, den Glauben an ewige Liebe,
Väterlich in mich gepflanzt, von dem, der durch Glauben erzieht.

Einst, wenn die Nebel Dir schwinden, von
Sorgniß der Liebe erzeuget, *)
Schäzest Du mehr diesen Sinn, als Alles,
was Gott in mich legt'.
O! der Einzigen Wonne, in Himmelsklarheit zu sehen:
Immer gleich war ihr Herz; nur die
Ferne verbargs.
Daß doch ein Stral dieser Klarheit, jezt auch
Dein Wesen erleuchte,
Glaube an Menschen und Gott, wurzelte
fester in Dir! **)

Natürlich hatte der Himmelsstral in diesen Versen, die durchweg darin herrschende Liebe, mein Innerstes durchdrungen. Ich flog wieder an ihr Herz.

Und sie hat dieß stürmische Herz fest gehalten, bis an ihren Tod. Oft schon hab' ich mich gefragt, durch welche Mittel, da sich weibliche

*) Die Gute! wie sie meine eigensinnige Heftigkeit, zu entschuldigen wußte!

*) Daß die Verse wirklich bei einem ähnlichen Anlaß gegeben wurden, brauch' ich kaum zu sagen; also auch nicht, daß sie nur auf Herzlichkeit Anspruch machen können.

Freundschaft ohnehin so schwer erhält, und besonders bei mir, von der sie manchmal mit ihrem sanften Liebeslächeln, und ich glaube, mit Wahrheit sagte, daß Alles zur Leidenschaft werde, selbst Frömmigkeit. Bei ihr war nichts Leidenschaft; Alles war ihren Pflichten untergeordnet; selbst die Frömmigkeit, oder vielmehr die Andachtsübungen, die unentbehrliche Nahrung für Frömmigkeit. Und ich glaube, auch dieß war ein Mittel, Freundschaft zu erhalten. Ihre liebste, heiligste Morgen- oder Abendstunde, gab sie gleich und mit freundlicher Willigkeit auf, sobald sie einer Freundin einen Dienst leisten, oder in Krankheit sie pflegen konnte. Das that unbeschreiblich wol, besonders wenn man wußte, wie viel ihr eine solche Morgen- und Abendstunde war. Sie unterließ nie, ihre Freundinnen zu warnen, zu ermahnen, zu leiten, wo sie es für nöthig hielt. Aber sie wälte dazu die traulichste Stunde, sprach mit der unverkennbarsten Liebe, und verlezte nie, auch bei dem heftigsten Widerspruch, den sie von mir sehr oft erfuhr, auch nur mit Einem Worte, die Achtung, die sie ihnen schuldig zu seyn glaubte. Auch be-

stand sie für den Augenblik nicht auf ihrem Sinn; sondern bat nur, das Gesagte still zu prüfen, weil das eigene Gewissen entscheiden müsse, ob sie recht habe oder nicht. Nun warf sie noch ein Wort hin, das man nicht vergessen konnte, und schwieg dann für immer, war auch gleich liebevoll, ob man ihrem Rath gefolgt oder nicht gefolgt hatte. Besonders ließ sie nicht das kleinste Mißverständniß aufkommen, wenn sie merkte, daß es sich auch nur acht Tage erhielt. Sie wußte, daß es einer Lavine gleicht, die oft mit einem kleinen Schneeball anfängt, und sich mit der unglüklichsten Zerstörung endet. Es mußt' aufgeklärt und ausgeglichen werden; und das that sie mit dem Scharfsinn und der Klarheit, die aus einem liebenden Herzen stammt. Nie, an keinem Ort und gegen Niemand verleugnete sie ihre Freundinnen. Sobald sie merkte, daß etwas zu ihrem Nachtheil — auf dem Wege war, erklärte sie sich freimüthig für ihre Freundinnen — daß sie ihre volle Achtung und Liebe verdienten. Gemeiniglich schwieg man nun. Wurd' aber die Unhöflichkeit so weit getrieben, daß man doch irgend etwas Nachtheiliges er-

zälte: so erklärte sie es nach der Wahrheit, oder mit dem, ihr eigenen Scharfsinn, so daß die geschwäzige Zungen zum Stillschweigen gebracht wurden. Sie engte ihre Freundinnen nicht ein, hatte nicht die Anmaaßung, sie allein oder vorzüglich zu genießen; keine Eifersüchteleien auf Andere. Besonders schäzte sie die ehelichen und mütterlichen Verhältnisse, und wollte durchaus nicht, daß ihr zu gefallen irgend etwas vernachläßigt werden sollte, was in diese Verhältnisse eingriff. Ueberhaupt rechnete ihre Freundschaft nicht, weder bei Besuchen, noch bei Dienstleistungen. Sie that für ihre Freundinnen, was sie konnte, ohne nur daran zu denken, ob diese auch etwas für sie thaten. O! Theophan; wie war und bin ich darin so anders! Wie oft haben Eifersüchteleien unser schönes Verhältniß gestört! Wie genau achtet' ich darauf, ob ich auch immer die Erste sey! Wie schwer gieng mirs schon ein, zu sehen, daß ich nicht die Einzige war! Wie manche weibliche Freundschaft mag wol schon durch diese eitel-stolze Eigensucht zerstört worden seyn? Meine verklärte Freundin hatte davon durchaus nichts.

Selbst den Reiz der Neuheit ehrte sie, wenn eine interesante Person in unsern Kreiß trat, und man sich mit Wärme an sie hieng. Sie wartet' es ruhig ab, bis der Reiz genossen war, und man zurükkehrte zu ihr. O! und ihre Offenheit, Traulichkeit! Sie hatte durchaus kein Geheimniß vor ihren Freundinnen, außer ihren geheimen Wolthaten, von denen sie behauptete, man müsse sie selbst, so bald wie möglich vergessen. Kein Fehler dagegen, keine Schwäche, keine Uebereilung, so selten auch so etwas kam, die sie nicht ihren Freundinnen, oft mit Beschämung bekannt hätte. Sie rügte das an sich selbst, mit einer so feinen Gewissenhaftigkeit, daß man beschämt wurde, weil man das Nämliche oder etwas Aehnliches, sich hundertmal ohne Rüge erlaubt hatte. Anderer Geheimniße waren ihr indeß ein Heiligthum; niedergelegtes, zum Aufbewahren gegebenes Geld, das man nicht angreifen darf, wenn man es auch bedürfte.

Noch Eins, was ihre Freundschaft so liebenswürdig machte. Sie bedurfte für sich wenig; nur Geben, Rathen, Helfen, Erfreuen war ihr Bedürfniß. Solche Menschen drüken

oft, eben dadurch, daß man fült, sie bedürfen unserer nicht. Wie wußte die Feinsinnige, Liebe, dieß peinliche Gefül zu beseitigen — nein! nicht zu beseitigen, ihm zuvorzukommen! Sie bat um etwas, was man für sie machen, ausrichten oder einrichten sollte. Sie erbat sich einen Besuch, wenn sie mehr als gewöhnlich litt; man durfte nicht müßig seyn; mußt' ihr Arzenei geben, sie pflegen, ihr vorlesen. Und sie dankte so herzlich für Alles! Wenn sie nicht allzusehr litt, so war ihre Unterhaltung das, was sie über das Gelesene bemerkte, weit mehr werth, als alle Dienste, die man ihr irgend erweisen konnte. So gab sie, indem sie zu empfangen schien, wie die väterliche Gottheit nach der Bibel, die das als Dienst für sich fodert, was uns gut und glüklich macht.

Ihr Ideal von Freundschaft war die Verbindung zwischen David und Jonathan. Der Lezte aber war ihr Held. Sie kannte nichts Größeres, was je die selbstlose Freundschaft eingegeben hatte, als das feierliche Wort des Erbprinzen an David, als sie sich zum Leztenmal sahen: „Fürchte dich nicht! Mein Vater wird dich nicht fin-

den; du wirst König werden über Israel, und ich will der Nächste um Dich seyn."

Ich denke, wenn weibliche Freundschaft so zart behandelt würde, wie sie meine verklärte Freundin behandelte, so würde sie fest seyn wie die männliche, und noch fester, weil wir treuer lieben können, als sie.

Ach! wann würd' ich fertig werden, von der Einzigen zu reden? Ist das ja Alles, was mir noch übrig bleibt, mich im Geist mit ihr zu beschäftigen und mich über sie zu ergießen, gegen Menschen, die es werth sind! Nun sind mir zwei Wesen vorausgegangen in die höhere Welt, und wie freu' ich mich, sie wieder zu finden! Auch unsere Freundschaft war nicht blos für diese Unterwelt, das weiß ich!

Bleiben Sie mir nur, lieber Theophan, damit ich nicht allein stehe auf der Erde. Von meinem guten Külthal ein Andermal!

## Ein und sechszigster Brief.

### Aeone an Wandulf.

Werdau.

Ich hab' Ihnen lange nicht geschrieben, lieber Wandulf; und ich werfe mir's vor, wie eine Sünde. Ists dann nicht auch Eine? Wenn man sich nicht sehen kann; so ist Schreiben der einzige Ersaz. Auf andere Art berührt man sich nicht; giebt sich einander nichts und empfängt nichts. Ich schreib' also, ob ich gleich nichts Bestimmtes zu schreiben habe.

Aber wie kann ich so reden? Hätt' ich Ihnen denn nichts Bestimmtes zu schreiben, über Edelwald, Eduard und mich? Ist es Ihnen denn nicht wichtig, zu wissen, daß wir Alle wol und glüklich sind, daß Eduard zunimmt an Verstand Alter und Weisheit und Gnade findet vor Gott und Menschen? *) Daß ich Edelwald

*) Bibelausdrüke.

noch immer liebe, und er mich; daß ich ihn, unter uns gesagt — noch lieber habe, als Anfangs? Ist das Alles nicht bestimmt genug und wichtig noch dazu? Freilich könnten Sie das Alles auch denken, vermuthen, glauben: aber sicherer ist doch eine Offenbarung, die ich Ihnen denn hiermit feierlich gebe, und mit meiner Unterschrift bekräftige.

Und doch hab' ich noch etwas Bestimmteres, — nicht zu schreiben, aber zu fragen. Unser Eduard fängt jezt an, sich mächtig zu entwikeln, in seiner Wißbegierde, seinem inneren Leben, seiner Zerstörungssucht, und besonders in seinem Knaben- und Eigensinn, der ja wol, wie Edelwald sagt, wenn der Himmel will, sich einst zum Charakter entwikeln wird. Nun, dessen wird er nicht zu wenig bekommen, was auch ganz gut seyn mag, in einem Zeitalter, wo die Menschen nicht recht wissen, was sie wollen, und nicht wollen, was sie wissen, wo ein halber Wille schon etwas Seltenes ist. Ansehnlich wild ist er denn auch, und man muß seinen Egoismus ganz ablegen, wenn man ihm nicht das Toben verbieten will, vor dem man sein eigenes Wort

nicht hört. Nun beobachten und spekuliren wir zwar sehr viel über seine Erziehung, Edelwald und ich; es kommt auch Manches auf das Papier. — Ja; Sie sollten es kaum glauben, daß ich eine ordentliche Schriftstellerin geworden bin. Ich ahme aber der hochberühmten Kaiserin Catharina nach, und schreibe pädagogische Bemerkungen für Sie, Edelwald und mich selbst, so wie die Kaiserin Schauspiele für ihre Enkel schrieb. — Aber mit Allem dem wünschten wir doch Ihren Rath. Sie haben so viel erzogen, beobachtet, gedacht; Sie kennen Alles, was darüber geschrieben ist; Erziehungskunst war eine Zeitlang Ihr Lieblingsstudium. Und so können Sie manchen Rath geben, vor manchem Fehlgriff warnen, den man mit aller Weisheit, vielleicht eben aus hoher Weisheit machen könnte. Ich wünsche nur allgemeine Regeln und Warnungen; wir wollen sie dann schon zustuzen nach Eduards Bedürfniß und Sinn. So viel hab' ich schon bemerkt, daß Kraft und Liebe gleichen Schritt halten müssen, wenn es bei ihm wirken soll. Er wird störrisch, bitter, unleidlich wenn er keine Liebe sieht, und ungehorsam, unartig, despotisch, wenn

man ihm keine Kraft entgegen setzt. Das Erstere begreif' ich freilich am Leichtesten; denn es ist unbegreiflich, was mir Edelwald mehrmals erzälte, daß er erst in seinem sechszehnten Jahre zum Erstenmal gemerkt habe, daß sein Vater ihn liebe, weil dieser es sorgfältig verborgen habe vor ihm; und daß er ganz erstaunt, bis zu Thränen darüber gerührt worden sey. Edelwalds Vater war, wie Sie wissen, ein sehr guter, nicht unverständiger, und dabei gewissenhafter Mann; noch dazu ein Verehrer des Christenthums. Wie es einem solchen Menschen, nur eine Woche entgehen konnte, daß man mit Liebe am Meisten ausrichtet, daß Liebe am Stärksten und Tiefsten auf Kinderherzen und auf alle Menschenherzen wirkt; wie er, der seine Frau unaussprechlich geliebt und ihr aus Liebe Alles zu gefallen gethan hatte, nicht dieses nemliche Mittel bei seinem Sohn anwandte, der ohne Liebe so schwer zu beugen ist: davon versteh' ich kein Wort. Immer aber ein neuer Beweis, wenn es noch Einen bedurfte, daß der Mensch den Schnitt und die Farbe seines Zeitalters trägt, und wenn auch der Schnitt über einen sechs Ellen weiten Reifrok

gemacht, und die Farbe caca de Dauphin wäre. Denken Sie doch! ein Mann der Christenthum kennt, glaubt und ehrt; — dieß Institut, in dem durch lauter Liebe auf Liebe gewirkt wird, in dem die Menschen für die Ewigkeit erzogen, vollendet werden sollen durch lauter Liebe, — der verbirgt seinem Sohn absichtlich und mühsam seine Leebe; macht sichs zur Pflicht, sie ihm nie zu zeigen und immer nur den strengen Jehovah gegen ihn zu machen!! Da las mir neulich Edelwald aus seinem lieben Montaigne eine Stelle, wo es ein Marschall von Monluc bitter bereut, seinem hoffnungsvollen Sohne keine Liebe gezeigt zu haben, nachdem er auf der Insel Madera gestorbeu war. „Der arme Junge," sagt' er, „hat nichts von mir gesehen, als eine steife und verächtliche Zurükhaltung, und hat den Glauben mit sich nehmen müssen, daß ich ihn weder geliebt noch geschäzt habe, nach seinem Verdienst. Warum hielt ich sie doch zurük, die besondere Neigung, die ich in meinem Herzen gegen ihn hegte? Wer Anders als er hätte den ganzen Genuß davon haben sollen? Da zwang und folterť ich mich, um die elende Maske zu behalten,

und darüber hab' ich das Vergnügen seines Umgangs verloren; und wie auch sein Sinn war, er konnte nicht anders als kalt gegen mich seyn, weil er nichts als Härte, und ein tyrannisches Betragen von mir erfahren hatte.“ Warum doch dem Manne sein gesunder Menschenverstand und sein Vater- und Menschengefül, dieß nicht früher gesagt hatte!

Die heutige Erziehung ist freilich ganz Anders. Die höchste Erziehungsweisheit soll seyn, gar nicht zu erziehen, und Alles sich entwikeln zu lassen, wie es sich entwikeln will. Ich denke man dürfte nur genau und anhaltend nach diesem Prinzip handlen, und man würde bald merken, daß die Menschen auf allen Vieren giengen, und sich einander ohne alle Regeln umbrächten, da sie es jezt doch nach Regeln thun. Die Wahrheit mag also wol in der Mitte liegen: aber diese Mitte zu finden, einen reizbaren, kräftigen Knaben nicht zu kniken in seiner Kraft, nicht zu empören in seinem Gefül, und ihn doch nicht aufwachsen zu lassen, wie ein Thier des Feldes, daß er Alles thun wolle, was ihn gelüstet und im Revolutionszustand sey, gegen Alles, was

ihm nicht seinen Willen thut: das mögten wir, und dazu bedurften wir Ihren Rath, lieber Wandulf, da Sie uns ohnehin das sind, wofür uns Göthe in den Wahlverwandschaften seinen Mittler geben will, nur daß Sie schon mehr vermittelt haben, als man von diesem erfährt. Also sezen Sie sich auf Ihren Rathsherrnstul und stimmen Sie gründlich. Ich bin die Regentin, und thue, — was ich will. Nein; Sie wissen wol, wie gern' ich Ihnen folge.

Noch Eins: Sie erinnern sich noch, daß Sie uns mehrmals sagten, wenn Jemand — versteht sich, wer beobachten und bemerken kann, seine Beobachtungen und Bemerkungen aufschreibe, in dem Augenblike, da er sie gemacht habe; wenn er dabei bemerkte, ob und in wie ferne sie sich bestätigten: so könnte man daraus, wenn sie von vielen zusammengetragen würden, eine Lebensphilosophie sammlen, die mehr werth wäre, als manche Bücherphilosophie, die die Einzige wahre heiße, die aber durch den gesunden Menschenverstand wieder auf den rechten Weg gebracht werden müsse. Das lezte versteh' ich zwar nicht, und hab' auch nicht Lust, es zu verstehen;

denn es mag mir eine artige Philosophie seyn, in der manchmal kein gesunder Menschenverstand ist. Aber das hat mir doch eingeleuchtet, daß es nicht übel seyn mögte, so etwas aufzuschreiben. Da haben Sie ein Pröbgen davon. Vielleicht sagen Sie mir auch ein Wort darüber. Sie sehen wol: ich mache keine geringe Ansprüche, auf Ihre Güte und Ihre Zeit.

## Ein Pröbgen von Aeonens Lebensphilosophie.

---

Ueberspanne dich in keinem Stük; nicht im Aufwand des Gelds, noch des Verstands, des Wizes, der Empfindung. Dürftigkeit folgt bald nach. Ueberspannen heißt nicht blos, mehr geben, als man hat, sondern Alles ausgeben, was man hat. Man behält dann keinen Nothpfennig, nichts, wenn du Jemand ein außerordentliches Vergnügen machen willst.

---

Bei Bekannten und Freunden gestehe nur bald deine Fehler ein. Du sezest dich sonst in tausend Verlegenheiten und was noch ärger ist, in die Gefahr, dich zu verstellen, zu heucheln, unwahr zu werden. Willst du das nicht; so giebt es noch ein besseres Mittel: lege sie ab, damit du sie nicht zu gestehen brauchst.

---

Was dir schwer wird, zu bekennen, das bekenne nur bald und bei der Ersten Gelegenheit;

bei irreligiösen Menschen deine Religiösität, bei leichtsinnigen Weibern, deine, von ihnen sogenannte Prüderie, bei leichtsinnigen Männern, deinen Widerwillen gegen alles leichtsinnige Reden in deiner Gegenwart. Man wird dich mehr schonen, und eben darum — mehr ehren. Auch kömmst du nicht so leicht in Gefahr, dein Heiligstes zu verlieren oder zu verleugnen.

---

Mache dir keinen Genuß zum täglichen Bedürfniß, damit er dir Genuß bleibe. Man vermißt das, was Bedürfniß ist; aber es ist kein Genuß mehr. Die Alten verstanden dieß viel besser. Sie aßen gewisse Lieblingsspeisen nur an ausgezeichneten Tagen, gaben ihre guten Weine nur, wenn sie mit ihren Freunden recht froh seyn wollten. Nach der heutigen Sitte soll immer Genuß seyn; und darum haben wir keinen. Selbst einen recht schönen Plaz im Garten, ein recht angenehmes Zimmer, sollte man sich aufbewahren, für feierliche Tage. Edelwald hat mir eine kleine Sammlung von schönen Kupferstichen geschenkt; damit wird aber nur an Familienfesten und andern Festtagen, unser schön-

stes Zimmer dekorirt. Meine lieblichsten Lieder sing' ich nur in schönen Stundeu des Lebens, oder in solchen, die verschönert zu werden verdienen. Nichts muß alltäglich werden, was mehr zu seyn verdient.

---

Gehe nicht mit lauter Weibern, aber auch nicht mit lauter Männern um. Unter lauter Weibern schrumpft Geist und Herz zusammen, wenn es nicht lauter Freundinnen sind. Die Wenigsten haben etwas zu geben; und die etwas haben, halten es bei Weibern zurük, um nicht mehr zu scheinen, als ein gewöhnliches Weib. Auch entwikelt sich nichts unter Weibern. Der Umgang mit lauter Männern mache eitel; man will glänzen, eine Rolle spielen, überspannt sich, oder man wird roher, unweiblicher, sezt manche Anständigkeiten bei Seite, die das Weib immer beibehalten soll. Gemischte Gesellschaften sind eigentlich Gesellschaften, wo Jedes giebt, was es hat, wo Ein Geschlecht durch das Andere belebt, aufgespornt oder zurük gehalten wird. Doch ist blos — weiblicher Umgang dem Weib' auch nöthig. Auch über das Detail der kleinen weib-

lichen Geschäfte muß sie sich manchmal unterhalten. Weiber, wie Männer müssen manchmal plaudern von ihrem Beruf.

---

Traue den Menschen etwas zu, und handele so gegen sie, als ob du ihnen noch mehr zutrautest. Jeder Mensch strebt von Natur, das zu seyn, was man ihm zutraut. Er ist schon ganz verdorben, wenn er dieß Zutrauen blos nuzt, um zu täuschen. Ist er das aber nicht: so wird er wenigstens in Rüksicht auf dich, besser handlen, und wenn dieß oft kommt, besser werden. Denk' auch nicht leicht, daß der Andere dir etwas übel genommen habe, oder übel nehmen werde. Man nimmt nicht leicht etwas übel, wenn der Andere recht frei und unbefangen handelt, ohne nur von ferne merken zu lassen, als halt' er es für möglich, daß man es übel nehmen könne. Im Gegentheil: man nimmt eher etwas übel, wenn der Andere fürchtet, man mög' es übel nehmen. Und natürlich! das sezt ja voraus, daß er es selbst für etwas hält, was man übel nehmen könnte. Es ist, als ob er kein gutes Gewissen bei dem Handlen hätte,

oder gehabt hätte: Und daran ist immer etwas übel zu nehmen, wenn ein Anderer gegen uns, mit bösem Gewissen handelt. Der Wille, weh zu thun oder zu kränken ist ja die Hauptsache!

---

Jeder sey in Gesellschaft seiner Freunde und Bekannte — zwar nicht mehr — (das würd' ihn spannen und Andere einengen) aber doch Alles, was er gerade jezt seyn kann. Es giebt Leute, die in Gesellschaft immer reden und nie hören, immer geben und nie empfangen wollen; grands parleurs, wie sie die Franzosen passend nennen, die mit einer unerträglichen Allgenügsamkeit und Anmaaßung, (suffisance — die Franzosen haben das Wort, weil sie auch die Sache, ursprünglich haben. Wir haben uns das Muster wie andere Modeartikel, von Paris kommen lassen, und sie wie andere Modeartikel nachgemacht) über Alles sprechen. Andere wollen nie geben sondern nur empfangen. Beide stören gesellschaftlichen Genuß. Jeder will manchmal reden und manchmal hören. Der Mensch, dem es nicht um Befriedigung seiner Eitelkeit, sondern um reinen gesellschaftlichen Genuß zu thun ist, hat zwar auch

Langeweile wenn er nie zum Reden kömmt, aber es spannt ihn doch, wenn er immer reden soll. Eine Gesellschaft sey ein Piknik, wo nicht Einer das Souper giebt, sondern Jeder seine Schüssel bringt, — was er nun eben im Hause hat, und wo Alle von allen Schüsseln genießen.

---

Suche dir manchmal ein Vergnügen zu verdienen, mit etwas Müh' und Anstrengung zu erkaufen. Du wirst es doppelt genießen. Wie schmekt' uns die Erdbeerenkalteschaale, wozu wir uns die Erdbeeren auf den Bergen um Nekargemünd her, selbst gesucht hatten! Wie wol that uns die Ruhe, die Unterhaltung und das Frühstük, bei dem guten Pfarrer in E—n—w—r, als wir am Morgen zu Fuß, zwei Stunden Wegs, dahin gegangen waren! Wer immer Zeit und Geld und Gelegenheit hat, sich jedes Vergnügen zu verschaffen, der genießt weit seltener ein Vergnügen, als ein Anderer, der sich die Zeit stehlen, das Geld erst verdienen, die Gelegenheit ablauren muß, eh' er zu einem Vergnügen kommt. Dieß sey nicht blos von großen

parties de plaisir, sondern auch von kleinen häuslichen Freuden gesagt!

---

Gesellschaftliche Erheiterung ist am leichtesten bei einer traulichen Malzeit möglich. Die Gesellschaft muß nicht zu gros; die Menschen müssen gut zusammen gewält, und die Malzeit muß mäßig seyn. Das Herz wird da offener und traulicher; es ergießt sich mehr. Frohe, harmlose Gespräche, erheiternde, in den Fluß des Gesprächs eingemischte, aus dem Gespräche geflossene Gesundheiten, (Toasts) froher Gesang nach populären Liedern, wie sie Reichard und Pfenninger sammelten; das Alles macht so wol, so liebevoll, so gut. Beide Geschlechter müssen natürlich daran Theil nehmen. Der Tisch sey rund und mit Blumen geziert! Kein auflaurender Bedienter störe die Unterhaltung, halte Jemand ab, zu sagen, was für die Gesellschaft, aber nicht für geschwäzige Livreebedienten taugt! — Ich begreife nicht, wie man aus Eitelkeit, aus Ostentation oder sklavischer Nachahmungssucht, sich dieß Vergnügen so erschwert, und verdirbt. Mit dem Aufwand, den

ein großes, schweres Diner erfodert, könnte man sich zehen kleine, frohe Soupérs mit seinen Freunden verschaffen. Und meist ist dieß Diner, den Gästen, besonders aber dem Hausherrn und am meisten, der Hausfrau so lästig, daß Alle herzlich froh sind, wenn es vorüber ist. Der Schwall von Essen, die vielen fremden Weine, die, meist unverhältnißmäßig-geringe Zahl von Aufwärtern, ihre Ungewandheit für solche seltene Gelegenheiten, sezen die Hausfrau, oft auch den Hausherrn in eine solche Spannung; die künstliche Maschine der Anordnung, geht so schwerfällig, stokt so oft, daß nothwendig aller Genuß wegfallen muß. Den besseren, humaneren Gästen theilt sich diese Verlegenheit mit; sie wünschen aus Mitleid mit der Hausfrau, das Ende der Malzeit und der Noth, und Niemand unterhält sich, außer den schadenfrohen Weibern, die es in der Stille, dem Himmel und ihrer Geschiklichkeit danken, daß es bei ihnen ordentlicher hergehe als hier.

---

Zum ächten Lebensgenuß gehört, daß man jede Tags- und Jahrszeit, jede Art von Witte-

rung, jede Stufe dee Entwikelung in der Natur, zu genießen, wenigstens zu brauchen weiß. Dazu gehört eine gewisse Kindlichkeit, die das rosenfarbene Flekgen überall findet, sich in Alles zu schiken weiß und keinen Eigensinn kennt. Der Eigensinn will immer Früling oder Sommer, immer einen gewissen Grad von Wärme, nicht zu wenig und nicht zu viel, immer heiteren Himmel. Jede andere Jahrszeit, jede andere Witterung verstimmt ihn. Das ist dann das wetterlaunische Wesen, die unerträglichste aller Launen. Jede Tags- und Jahrszeit hat ihre eigene Reize; jeder Witterung läßt sich eine Seite abfinden, die wohlthätig auf uns wirken kann. Bei heiterem Himmel genießt man die ganze Erdenschöpfung und den Himmel zugleich. Bei Sturm, kaltem Regen und Ungestüm, freut man sich seines wolverwahrten Zimmers und seiner warmen Stube. Eine schwüle Gewitterluft ladet ein zu dem dolce farniente; und man macht sich schon einen Vorschmak von der erquikenden Lebensluft, die durch das Gewitter entwikelt werden wird. Beim Nebel erscheinen uns alle Umgebungen in einer Zaubergestalt; wir

sehen Ossianische Menschen und Ossianische Geister. Die Phantasie hat vollen Spielraum. Der Morgen ist zum Arbeiten, zum Nachdenken, zum Still-leben gemacht. Außerdem ist er für den Tag, was die Kindheit für das Leben ist; man kann sich da für den Tag stimmen, erziehen, wie in der Kindheit für das Leben. Unbefangen blikt man auf Alles hin, wie das Kind, und ist glüklich wie es, wenn es unter der linken Brust richtig ist. Der Mittag ist ein Ruhe- und Genußpunkt. Die Familie versammelt sich; Befriedigung eines Bedürfnisses wird ihr Genuß. Sie würzt den thierischen Genuß, und veredelt ihn zu einem humanen, durch trauliches Gespräch. Er ist für den Tag, was das Jünglingsalter für das Leben ist. Viel Gutes kann hier fortgesezt, aber auch vieles umgestimmt werden, was man sich am Morgen vorgesezt hatte. Der Abend ist die Ruhe- und Erholungszeit von den Lasten des Tags. Er ist ganz zum traulichen Umgang, zum freien Kosen und Plaudern gemacht. Eine Abendmalzeit, gemeinschaftlich genossen von lauter Menschen, die sich gut sind, die nichts für einander Geheimes ha-

ben, das ist Einer der menschlichsten Genüsse auf Erden. Immer hat er mir wol gethan, der fein-menschliche Sinn Jesus, daß Er das Wichtigste, Heiligste, was Er Menschen unvergeßlich machen wollte, an eine Abendmalzeit knüpfte; und ich dächte, Menschen, die es wissen, was Er mit seinem Abendmal wollte, sollten es manchmal im trauten Kreise, bei einer mäßigen Malzeit halten, wie die Ersten Christen, und dabei seiner mit dankbarer Liebe gedenken, wie diese. O! die Stille und Ruhe, die am Abend herrscht; die Geschäftlosigkeit, die man sich da erlauben darf; das Bewußtseyn, nun wirst Du nicht mehr abgerufen, nicht mehr gestört! — wie süß ist schon das! Den ganzen Tag kann man sich auf einen guten Abend freuen. Es ist Einem, als hätte man den ganzen Tag gut zugebracht, wenn man den Abend gut zubrachte. Ein genußreicher Abend — sagt Edelwald — nach einem mühseeligen Tag, ist wie ein gutes Glas Tokaier (sein Lieblingsgetränk) auf einen sauren Wein. Der Magen wird geheilt; man wird wieder ein anderer Mensch.

Es ist eben so interessant, Alles im Herbst

nach und nach hinwelken, wie im Früling, Alles sich entwikeln und aufblühen zu sehen. Der Sommer hat seine Abende, seine Fülle und seinen heiteren Himmel. Der Winter ladet zu Traulichkeit mit Menschen ein. Es ist, als ob man mit seinen Freunden auf ein einsames Landgut gezogen wäre. Man ist auf sie allein beschränkt, sie auf uns und man genießt sich darum besser. Die Gesellschaft, die fremden Herrn und Damen sind abgereiset; nur die Nächsten sind geblieben. Man rükt näher zusammen.

---

Sich viel unschuldigen Genuß verschaffen, aus Allem Vortheil ziehen für seinen Genuß, und sich keinen verderben durch Eitelkeit, Modesucht und Thorheit; das ist wichtiger, als man wol glaubt. Die Menschen sind wie Kinder. Sie werden nur unartig, wenn sie Langeweile haben. Wer sie zu unterhalten weiß, der erhält sie gut, und bessert sie wol gar. Ich bin sicher, daß wir alle besser wären, wenn wir das Leben recht zu genießen wüßten, besonders aber das viele Genießbare, was auch das gewöhnlichste Leben hat. Der Mensch sucht Vergnügen. Oft

thut er etwas Böses, blos aus Langeweile. Er jagt oft dem Vergnügen mit Kourirpferden nach, weil er nicht weiß, daß er es vor seiner Thüre, in seinem Hause, seinem Garten, weit besser finden könnte. Die Lustbarkeitenwut ist im Moralischen, was im Physischen die Krankheit ist, bei der Alles unverdaut von dem Menschen geht, (ich weiß nicht, wie sie heißt) wobei der Mensch unersättlich ist.

---

Niemand spanne sich doch, dem Andern mehr zu seyn, näher zu werden, als es sich von selbst macht. Es giebt Leute, die ein romanhaftes Ideal von Freundschaft im Kopfe haben, in das alle Menschen passen sollen. Sie klagen über Kälte, Untreue, Verlezung der Freundschaft, wenn Jemand diesem Ideale in irgend einem Stüke nicht gleicht. Das ist verkehrt. Wenn man sich einander kennt, oder sich nahe genug geworden ist, um sich zu kennen; so muß sich alles Andere von selbst geben; ein Fädgen nach dem andern muß sich unvermerkt anknüpfen; Umstände und Situationen, müssen Bedürfnisse weken, um ihre Befriedigung durch den Freund

zu erfahren. Giebt sich durch so etwas, nicht mehr Annäherung: dann hilft alles Zudrängen und alles Klagen nichts. Man ist sich gemeiniglich weniger, als man sich seyn könnte, weil man sich mehr seyn will. Mancher Freund, manche Freundin ist uns wie Brod, manche wie Wein; manche, wie ein sich fest an uns schmiegendes, gemächliches Hauskleid. Man lasse doch Jeden und Jede das seyn, was er oder sie seyn kann.

---

Es giebt vielfassende, vielbedürfende Herzen, die sehr viele Berührungspunkte haben. Da nun jeder Berührungspunkt da ist, um berührt zu werden: so wird es solchen Wesen nur in dem Maase recht wol, wie sie berührt werden von allen Seiten. In der Regel müssen sie suchen, Menschen zu finden, die sie, auch nur von einigen Seiten berühren. Fünf, sechs Menschen müssen ihnen die Stelle von Einem vertreten. Sie sind zu einer Art von geistiger Vielmännerei oder Vielweiberei bestimmt. Finden sie aber Ein Wesen, das sie von allen, oder nur von den meisten Seiten berührt: so ist das freilich die

köstliche Perle. Sie mögen nur immer Alles hingeben, um diese Perle zu besizen. Fehlen wird es ihnen auch nicht, wenn sie das ihrige thun. Solche reiche, überströmende Wesen, sehnen sich eben so herzlich, auf mannichfaltige Art zu geben, wie sich Andere sehnen, auf mannichfaltige Art zu empfangen. Ich dachte dabei an Sylli und Clerdon, in Allwills Papieren.

---

Wie kommt's doch, daß man in der Gesellschaft eines recht warmgeliebten, so wenig, wie in der Gesellschaft eines gehaßten Wesens, recht essen kann? Bei einem gehaßten ist es natürlich. Alles ekelt uns an in seiner Nähe. Aber bei einem Geliebten? Ich denke, man bedarf da der irrdischen Speise nicht; man hat etwas Beßeres. Der Mensch lebt nicht allein von Brod, sondern auch von Liebe.

---

Es ist ein ganz eigenes, peinliches Gefül, gedrükt zu werden, oder Andere zu drüken. Oft hab' ich darauf geachtet, und darüber nachgedacht, wie man beides vermeiden könne. Drü-

ken heißt ja wol, eine — freilich ganz eigene — Art von unangenehmer Empfindung in dem Andern erregen, durch eine gewisse Superiorität von Kraft, Verstand, Wiz, oder was es seyn mag, ohne Sympathie mit uns. Wer gedrükt wird, der leidet eine solche unangenehme Empfindung durch die Nähe einer solchen Superiorität, von Jemand, der keinen Sinn für unser Wesen hat oder zu haben scheint. Wenn man seine Kraft, seinen Wiz, seine Beredsamkeit zurükhält, oder sich blos von der Seite zu geben sucht, von welcher uns der Andere genießen kann; wenn man z. B. in Gesellschaft, von mancherlei Gegenständen zu reden anfängt, und dabei bemerkt, wovon der Andere mit dem meisten Interesse spricht, davon redet, oder vielmehr den Andern zum Reden bringt; seine Ideen an die, des Andern anschmiegt, sie in das Gewand hüllt, das dem Andern am kenntlichsten ist: so wird man nicht leicht einen Andern drüken; außer den feinen physiognomischen Sinn, der eine gewisse Superiorität uns anfült, und dem wir doch keine andere Nase, kein anderes Kinn zeigen können, als wir wirklich haben.

Schwerer hälts, zu vermeiden, daß man selbst nicht gedrükt wird. Eine gewisse Willenlosigkeit, ob man Aufmerksamkeit errege, oder nicht errege, gefalle oder nicht gefalle; eine gewisse Ruhe oder Beruhigung dabei, daß man nun seine Meynung gesagt habe, und es nun wirken lassen wolle, was es wirken kann; eine gewisse Festigkeit in wol durchdachten Grundsäzen und Wahrheiten; eine Uebereinkunft mit sich selbst, nie mehr oder anders scheinen zu wollen, als man ist, und eine daraus entstehende ruhige Resignation darüber, wenn man auch eine Zeitlang verkannt werde; das bewahrt am meisten vor dem unangenehmen, oft bis zur Peinlichkeit gehenden Gefül, gedrükt zu werden. Eitelkeit, Ehrgeiz, Anmaaßung, die man nicht durchsezen kann, veranlaßen am meisten, daß man gedrükt wird.

---

Wenn Jemand drüken soll, so muß er etwas Positifes an sich haben. Der bloße Mangel an gewissen Eigenschaften, wär's auch die gewöhnlichste Höflichkeit oder Freundlichkeit, kann empören oder lächerlich machen; der Mangel an al-

len gesellschaftlichen Talenten kann ermüdend, langweilig seyn: aber drüken kann er nicht. Ein Mensch dagegen, der sehr entscheidend spricht und doch Alles, durchaus schief ansieht, mit dem man sich einlassen muß, und doch nicht einzulassen weiß, weil man durchaus keine Seite auffinden kann, von der man ihn anfassen, keine Wahrheit, von der man mit ihm ausgehen könnte; der drükt gewissermaaßen auch, doch in einem etwas uneigentlichen Sinne. Ich sah Weiber, die mich in diesem Sinne drükten, ob ich mir gleich eine Superiorität von Verstand und Kenntnissen recht gut bewußt war.

---

Das Weib denke doch nicht, sie sey blos zum Empfangen, zum Nehmen da; die schöne Weiblichkeit bestehe darin, immer mehr zu wollen; mehr Attention, mehr Gefälligkeit, mehr Delikatesse. Solche Anmaßungen stören alles häusliche Glük, und allen gesellschaftlichen Genuß. Durch deine schöne Weiblichkeit mußt du bewirken, daß dich die Männer mit Attention, mit Delikatesse behandlen; daß es ihnen natürlich, wie einem gebildeten Manne

die Höflichkeit wird. Kannst du aber nicht so wirken; so winsele und erzürne dich wenigstens nicht. Lege deine Anmaßungen ab. Sicher kann der Mann immer weniger seyn, wenn das Weib viel von ihm, wie ein Recht fodert; und er ist sicher mehr für sie, wenn sie keine Anmaßungen hat. Ein Weib, das durch Vorwürfe, von ihrem Manne mehr Attention, mehr Delikatesse verlangt, spannt ihn; und wer ihn in seinem Hause oft spannt, macht ihn unglüklich.

---

Der Mann lasse dem Weibe einen freien Spielraum, einen eigenen, selbst von ihm unabhängigen Wirkungskreiß. Im Haus, im Garten, mit der Pflege der Kinder, richte sie Alles ein, nach ihrem Sinn; wolgemerkt, wenn sie, was alle Weiber sollen, richtige Begriffe von Kinderpflege hat. Er maße sich nie mehr an, als ihr einen Rath zu geben. Das bringt viel Interesse in ihr Leben. Sie fühlt sich etwas; legt einen gewissen Werth auf ihren Beruf. Und dieß ist durchaus nöthig, wenn das Weib glüklich seyn und beglüken soll.

Interesse an den Kindern nimt das Weib für Interesse an ihr selbst. Also — wer einem Weibe gefallen will, der beschäftige sich viel mit ihren Kindern. Dieß gilt auch den Ehemännern. Das Weib fühlt sich zurükgesezt, verachtet von dem Gatten, wenn er sich nicht viel mit seinen Kindern abgiebt.

---

Der Mann verberge dem Weibe nichts, was er mittheilen darf, wenn sie schweigen und Alles tragen kann; wenn sie nicht zu ängstlich ist. Aber muß er ihr manches verbergen; so verberge er es auch ganz; so daß die Frau den gehabten Verdruß, die erlittene Kränkungen ꝛc. auch nicht auf seinem Gesichte lesen auch nicht ahnen kann. Nichts ist peinlicher für das Weib, als wenn sie dem Mann einen Gram, Verdruß, Aerger ꝛc. ansieht, und nicht weiß, woher er entstand. Ihre zügellose, unbegränzte Phantasie macht sie unglüklicher, als ein wirkliches, die Phantasie beschränkendes Uebel, so groß es auch seyn mag.

---

Wie spät komt er doch zum wahren Leben,

der Sinn für alles Wolthätige, Göttliche, was überall, in dem Kleinsten und Größten der Natur, im Menschen und in uns selbst ausgegossen ist! Die Stürme in unserm Innern, die uns an Klippen und Sandbänken herumtreiben, halten wir oft für Leben; aber es sind nur Krämpfe. Ruhe gehört zum wahren innern Leben, so gut wie Thätigkeit.

---

Gold wollen wir suchen auf dem Grund eines hellen Bachs; aber aus stürmischer Gierde trübten wir den Bach, sahen den Grund nicht mehr und fanden — nichts. So ist es mit dem Genußdurst.

---

Das lezte Gefül, das in dem Weib erstirbt, ist Muttergefül, wenn es einmal in ihr aufgeregt war. Man traue keinem Weibe mehr, wenn dieß erstorben ist. Jedes Gefül was sich dann noch regt, ist wilde tobende Leidenschaft oder Schwärmerei. Beides vergeht, und läßt gänzliche Gefülserschlaffung zurük.

## Zwei und sechszigster Brief.

Rosalia Grambold an ihre Mutter, Adelaide B.

Brandhorst.

Wie mir's geht mit meinem Grambold? Wie unser Verhältniß jezt ist? Ob ich anfang', recht glüklich zu seyn? — das fragen Sie, liebe Mutter; und ich bin wirklich verlegen, was ich Ihnen darauf antworten soll. Grambold hat kein Mißtrauen mehr in mich; wenigstens bemerk' ich keins, und ich würde es sicher bemerken, wenn er es noch in sich trüge. Er behandelt mich mit Achtung, und — mit einer Art von Liebe, die aber nichts giebt, sondern sich nur in Schonung, Nachsicht, und manchmal in einer gewissen stillen Freundlichkeit äußert, die mir wol thut. Könnt' er nichts mehr geben; so hätt' ich kein Wort darüber zu sagen. Es ist ein thörichtes Weib, das von ihrem Manne mehr Unterhal-

tung, Erheiterung, Belebung fodert, als er ohne Spannung geben mag. Aber Sie sollten ihn in Gesellschaft sehen! Da kennt man ihn gar nicht mehr! Er erheitert, belebt Alles um sich her; eine feine Bemerkung, eine interessante Erzälung jagt die andere. Sein Wiz ist unerschöpflich; auch dem gemeinsten Gegenstand weiß er eine so interessante Seite abzufinden, daß man ihn gern darüber reden hört. Nie geht er tief in etwas hinein, sondern läßt nur das Unterhaltendste oben abschöpfen, abschlürfen, so daß es nicht ermüden kann. Das Feinste, wenigstens aus einer gewissen Art der neuesten Literatur ist ihm gegenwärtig und er weiß es anzubringen, als ob es durchaus dahin gehörte. Kurz: er ist bei Weitem der unterhaltendste Gesellschafter in dieser Stadt, und Jeder sucht seinen Umgang, — mit Recht. Im Haus kann er aber einen ganzen Tag sizen, ohne zwanzig Worte zu reden; und was er redet, ist so unbedeutend, so gemein, daß man kaum darauf antworten mag. Er kann eine merkwürdige Neuigkeit wissen, das Allerinteressanteste gelesen, die interessanteste Bekanntschaft gemacht haben, und ich erfahre nichts

davon, bis ich ihn in Gesellschaft höre, wo es denn mit aller Feinheit angebracht wird. Ich muß gestehen, daß mich dieß manchmal innerlich empört. Warum Alles Angenehme, Liebliche seines Wesens, blos für Fremde aufbewahren, und seiner Gattin nichts davon zu Theil werden lassen? Das ist eben so, als ob eine Mutter, die unreifen, faulen, schlechten Kirschen, Aprikosen, Trauben den Kindern gäbe, oder sie mit Holzbirnen abspeisen wollte, dagegen alles reife, güte, erquikende Obst, zu glänzenden Diners und Soupers verwendete. Ein solcher Mann thut für die am Wenigsten, die für ihn am Meisten thut, und Alles für Leute, die nichts für ihn thun. Er traktirt Fremde mit einem solchen Aufwand, daß er darüber seine Hausgenossen darben lassen muß. Alle andere — Weiber und Männer, mit denen er umgeht, haben mehr an ihm, als seine Gattin.

Und wie ein solcher Mensch an sich selbst zerstört, das seh' ich deutlich an meinem sonst guten Grambold. Er opfert Alles der ärmlichen Eitelkeit auf, ein treflicher Gesellschafter zu heißen, als solcher gesucht zu werden. Er ver-

wöhnt sich zu Verstellung, zu Uebertreibung, verdirbt seinen Wahrheitssinn, erlaubt sich Medisance und Persiflage gegen gute, edle Menschen, denen man eine lächlerliche Seite abgefunden hat. Kurz: er verfällt in alle die Fehler, die den Konversir- Amüsir- und Wizbolden, den Assembleehelden, grands parleurs und Erzälungsvirtuosen eigen sind. Nicht selten macht ihn seine Eitelkeit auch recht unglüklich, wenn sie nemlich nicht befriedigt wird. Neulich war ein gewisser Herr von Wizau, ein Fremder, mit uns in Gesellschaft, ein sehr interessanter Mann, der viel gesehen und erfahren hat, recht gut erzält, und immer eher abbricht, ehe man müd' ist, ihn zu hören. Grambold wurde durch ihn in Schatten gestellt. Niemand hört' auf ihn, wenn Jener sprach. An dem Abend war er von einer unerträglichen Laune. Nichts konnte man ihm recht machen. Er war mit nichts und mit Niemand zufrieden, weil er mit sich selbst nicht zufrieden war.

Bisher hab' ich nichts dagegen gethan. Aber soll und kann ich nichts thun? Gerne mögt' ich einen Versuch machen, ihn von dieser elenden,

männlichen Koketterie zu heilen, weil sie mich von ihm entfernt, ihm nach und nach meine Achtung raubt, und ihm selbst nachtheilig, auch — ich bin es gewis — oft lästig ist. Aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Vorwürfe mag ich ihm nicht machen, weil ich weiß, wie wenig damit überhaupt, besonders aber bei Grambold, auszurichten ist. Mich an ihn zu drängen mit Liebe, find' ich auch bedenklich, weil ihm dadurch eine Art von Zwang aufgelegt, und meine Annäherung ihm widrig, vielleicht gar, wenn etwas von seinem ehemaligen Mißtrauen erwachte, verdächtig werden könnte. Rathen Sie mir also, liebe Mutter. Sie haben so viel Erfahrung, so viel Männer- und Menschenkenntniß. Ich will Ihren Rath pünktlich befolgen. Wissen Sie aber nichts mit Sicherheit zu rathen; so will ich mein Schiksal geduldig tragen, denn ob ich mich gleich eben nicht glüklich nennen kann, so bin ich doch auch nicht unglüklich. Und das ist gegen meine vorige Lage, schon sehr viel. Ich erwarte mit Sehnsucht Ihre Antwort.

## Drei und sechszigster Brief.

### Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold.

Holdheim.

Dein Brief, liebe Rosalie, hat mich weniger gewundert, als in Verlegenheit gesezt. Ich habe so etwas immer befürchtet. Ach! die Männer, die sich so übersatt genossen haben, daß sie nichts mehr eigentlich genießen können, die genießen nur noch, wie Mercier sagt, durch Anderer Augen. All ihre Herrlichkeiten sind ihnen selbst nichts; sie haben nur noch den Kizel der Eitelkeit, wenn sie sie Anderen zur Schau hinlegen können. So ist Dein Grambold mit seinem Wiz, seinem Talent für die Unterhaltung. Er legt blos noch Werth darauf, weil er dadurch glänzt, die Augen auf sich zieht, die Lacher auf seiner Seite hat und Alles um sich her verdunkelt. Er würde sich nie aufspannen, sich keine

Mühe geben, unterhaltend zu seyn, wenn er der Erreichung dieses Zweks nicht sicher wäre. Darum wird er auch so verdrießlich, wenn er ihn nicht erreicht, sich vergebene Mühe gemacht hat. Solchen Menschen ist schwer beizukommen, so wie überhaupt Eitelkeit selten geheilt wird, weil die verdrießliche Laune mit der unbefriedigten Eitelkeit, wie die Tochter mit der Mutter verwandt, und die unseelige Familie sehr ausgebreitet im Gemüth ist. Ja; wenn Du wahre Genußfähigkeit wieder in ihm schaffen könntest! Wenn er fähig würde, sich des Schönen wieder um des Schönen, des Wizes wieder, um des Wizes willen zu freuen! dann braucht' er keine glänzende Gesellschaften aufzusuchen, um seinen Wiz geltend zu machen, um eine intereßante Erzälung zu würdigen. Auch blos in Deiner Gesellschaft würd' ihm so etwas wol thun. Du hättest dann Dich recht glüklich gemacht und ihn selbst. Aber freilich, das ist schwer.

Doch; es ist Dir ja mehr gelungen, was schwer ist; also versuch' es; zeig' ihm, daß auch Du seinen Umgang zu schäzen wissest. Frag' ihn nach einer intereßanten Lektüre, nach einer

Anekdote, nach einer feinen Bemerkung, die er gemacht hat und die Dir erzält worden ist. Mit sichtbarer Aufmerksamkeit hör' ihm zu, wenn er etwas Bedeutendes giebt. Bemühe Dich darum, daß Alles so auf Dich wirkt, wie er es erwarten kann. Gelingt Dir das nur einigermaaßen, so wird es ihm doch nicht gleichgültig seyn. Sey dann zuvorkommender, liebevoller gegen ihn, als Du gewöhnlich bist. Ich denke, man braucht Dir dieß nicht zu rathen. Dein eigenes Herz wird Dich dazu treiben. Er achtet Dich; Dein Beifall wird ihm wol thun. Die Liebe, die er in Dir, durch irgend einen Reiz seines Umgangs aufregte, wird ihm schmeicheln. Laß dieß auch immer Eitelkeit bei ihm seyn. Und es ist die unschuldigste, wenigstens die unschädlichste, wenn man es darauf ist, daß man Liebe erregt hat. Liebe reinigt, heiligt Alles, was sie berührt. Sie mischt Liebe in die Eitelkeit des Andern, durch ihre elektrische Kraft. Und wird diese Liebe genährt, findet sie einen, nur nicht ganz unfruchtbaren Boden; so vertreibt sie am Ende die Eitelkeit, wie der schnellwachsende Platanus, die Insekten vertilgt. Vor allen Dingen aber ge-

wöhn' ihn an sein Haus. Es kommt unglaublich viel darauf an, daß ein Mann daran gewöhnt werde. Wir sind nun Einmal Gewohnheitsthiere, besonders in dem ruhigen Manns- und Weibsalter. Leute, die sich gewöhnt haben, am Abend auszugehen, können nicht zu Hause bleiben, wenn sie auch außer dem Haus Alles schlechter finden; und Leute, die sich an ihr Haus gewöhnt haben, bringt man mit Mühe heraus, wenn sie auch viel Vergnügen in einer Gesellschaft erwarten können. Ist man einmal an sein Haus gewöhnt, so sucht man sich da recht anzupflanzen. Man benuzt alles Bequeme, Angenehme, was es hat. Man gewöhnt sich zugleich an Weib und Kinder, an die Unterhaltung, die Spiele, mit ihnen. Kurz: viel im Hause seyn, ist noch keine Häuslichkeit, aber doch das Klima, in dem sie gedeiht; die Luft und Sonne, ohne die sie nicht fortkommen kann. Mach' ihm darum sein Haus so angenehm, wie es Dir möglich ist. Verschaff' ihm darin alle Bequemlichkeiten, die der Mann in zunehmenden Jahren immer mehr liebt. Lad' ihm Gesellschaft ein, in sein Haus, und solche, die ihm interessant ist,

die ihn interessant findet. Die Gesellschaft werd' immer kleiner, aber gewälter. Du hast es schon sehr weit gebracht, wenn er nur in einem trauten Kreise gefallen will. Dann such' auf sein Herz zu wirken. Gewinn' es über Deinen Stolz, ihn auch einmal um eine gute Stunde für Dich zu bitten. Sag' ihm, wie sehr auch Du Dich sehntest, die Liebenswürdigkeit seines Geistes zu genießen. Giebt er Dir eine solche Stunde, so lok' aus ihm heraus, so viel Du kannst. Leit' ihn auf einen Gegenstand, von dem er gerne redet; und er wird gerne von dem reden, worüber er gut reden kann, wovon er viel weiß. Nimm vielen Theil an seinen Erzälungen und Bemerkungen. Erwiedere Alles, hauptsächlich durch Fragen, die ihn zum Fortreden reizen, etwas Neues in ihm weken, eine Wißbegierde, ein Bedürfniß verraten, das man so gerne befriedigt, weil die Befriedigung wol thut, dem der giebt und dem, der empfängt. Findest Du ihn gutmütig; so nimm auch wol, wenn es nicht geben will, sein Mitleid in Anspruch, oder laß es durch eine Freundin thun, die es aber selbst bemerkt haben muß, also nichts

von Dir erfahren haben darf. Dieß Mittel sezt aber nothwendig voraus, daß er sich für Deine Zufriedenheit interessirt, daß sein Inneres nicht ganz verdorben ist, durch Eitelkeit und Eigensucht. Der verdorbene Mensch, zieht immer an der Achtung so viel ab, als er an Mitleid zusezt; also bleibt die Summe des Interesses gleich, und nur so lange, als der Gegenstand unglüklich ist. Hört er auf, das zu seyn, so ist das: haben vermindert und das: soll bleibt, wie vorher. Ich rath' also eher zu jedem andern Mittel, als zu diesem.

Nun; laß mich nach einiger Zeit hören, ob Du meinen Rath befolgt hast, und welches die Wirkung davon war.

## Vier und sechszigster Brief.

### Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Ich versprach Ihnen vor einiger Zeit, von meinem Külthal zu schreiben; aber ich dachte nicht, daß ich Ihnen wieder mit schwerem Herzen schreiben würde, was ich doch leider! muß. O! Theophan; seine Gesinnungen haben sich seit einiger Zeit sehr geändert, oder vielleicht ist mir's erst klar worden, daß sie sich schon lange geändert haben. Nicht seine Gesinnungen gegen mich. Immer ist er noch der sanfte, nachsichtige, sorgsame, treue Gatte, der er immer war. Auch in seinen Gesinnungen gegen Andere bemerk' ich keine Aenderung. Er ist gefällig, dienstfertig, gutmütig; er kann Zeit und Kräfte für Andere aufopfern, und thut es nicht selten. In die langweiligste Gesellschaft schikt er sich mit einer Gedult, die — ich nicht habe, und mir oft nicht

geben kann. Er ist sich immer gleich. Aber seine religiöse Gesinnungen haben sich sehr geändert. Christus und Christenthum ist ihm nichts mehr. Die Bibel eine trefliche alte Urkunde, eine wol erhaltene Reliquie einer schönen Zeit, die aber nicht mehr Werth hat, als ein anderes gutes Buch. Von Wundern will er nichts wissen. Sie sind ihm Vorstellungsarten aus einem Zeitalter, wo Jeder solche Sachen glaubte. Er hält sich an das, was ihm seine Vernunft und was die Natur sagt. Sittlichkeit ist sein Ziel, und Sittenlehre, feste Grundsäze, das Mittel dazu. O Theophan, welcher Glaube oder vielmehr Unglaube! Wie entfernt von meinem Sinn, dem Christus Alles in Allem ist! So gut auch Külthal seyn mag; er fehlt doch gewis. Er unterläßt Manches, was er thun könnte, also auch sollte. Gewiß ist sein Herz nicht immer so rein, wie es seyn müßte, vor den Augen dessen, der die verborgensten Gedanken und Neigungen kennt. Und das unleugbare Gute, was er thut, thut er es auch aus dem wahren Zwek, aus zutrauenvollem Gehorsam gegen Gott? Sollt' er sich nichts, gar nichts vorzuwerfen ha-

ben, am Abend eines Tags, eines Jahrs, am Abend seines Lebens? Und wenn er sich Manches vorwerfen muß; wie will er gewis werden der Vergebung Gottes, da es ihm sein eigenes Gewissen nicht vergeben will? Kämen uns schwere Leiden, wie will er Trost finden ohne den festen Glauben, daß kein Haar von unserm Haupte falle, ohne den Willen des guten Vaters, der Alles regiert, und Alles leitet zu seinem Zwek? Und woher will er diese Gewisheit schöpfen, als aus den Worten dessen, der den Vater im Himmel besser als Einer kannte, und der es durch sein Leben und seinen Tod bewiesen hat, daß Gott gut macht, was die Menschen böse zu machen suchten, daß Er das tödtendste Gift in Lebensarzenei verwandeln kann? Wenn Liebe in seinem Herzen wohnt, Liebe, die sich über das Grab hinaus erstrekt, wie kann er ruhig hinbliken auf seinen Tod, auf den Tod seiner Geliebten, ohne die Aussicht, daß er sie wieder finden werde in einer beßeren Welt? Aber woher will sie ihm kommen, diese Gewisheit, von der die bloße Vernunft nichts weiß, die uns warlich! die Natur nicht giebt, — die trostrau-

bende Natur, in der nichts Einzelnes fortdauert, sondern sich auflösete in seine Elemente, woraus es zusammengesezt war? O! Theophan; mein Herz blutet mir manchmal, wenn ich ihn ansehe, wie gut er ist, wie er sich abarbeitet für Andere und für mich. Ich kann's nicht ertragen, daß er unglüklich werden sollte; und doch „giebts keinen anderen Namen, darin die Menschen seelig werden könnten, als allein den Namen Jesus." *) Ach Theophan, hab' ich je Ihres Raths und Ihrer Stärkung bedurft, so bedarf ichs jezt. Meine ganze Ruhe ist gestört. Ihn krank, gefährlich krank zu wissen, wäre mir ein kleines Leiden gegen dieses — denn ist er nicht an dem besten Theile seines Wesens krank? Ist er nicht in größerer Gefahr, als wenn er die Wassersucht oder ein Nervenfieber hätte? Soll ich auch jezt nichts thun? Soll ich dem Todtkranken keine Arzenei geben, weil er keine zu brdürfen glaubt? O! dieser Wahn zeugt schon von der Höhe und Gefahr seiner Krankheit. Rathen Sie mir, lieber Theophan. Wer sollte mir sonst rathen?

Mir hat er von dem Allen noch nichts ge-

*) Bibelausspruch.

sagt; auch läßt er sich nicht das Geringste merken, gegen meine Christliche Ansichten. Im Gegentheil! Er respektirt meine Christliche Erbauungsart offenbar, und befördert sie, wo er kann. Aber in Gegenwart der Madame Geistberg, hat er sich etwa auf diese Art erklärt gegen den Hofrath Wildheim und den Aßeßor Geliz, deren Umgang ihn auch ohne Zweifel zu diesem unglüklichen Glauben gebracht hat.

Ich leide unaussprechlich dabei, und erst durch dieß Leiden hab' ich erkannt, daß ich wirklich Külthal mehr liebe, als ich glaubte. Mir ists manchmal, als würd' ich ihn dort nicht wiederfinden. —— Zwar, wenn ich wieder sehe, wie gut er ist; wie gewissenhaft er seine Pflichten erfüllt; wie gern' er Jedermann hilft; wie er oft Monate lang, für Andere lebt: so dünkt michs unmöglich, daß Gott ihm zurechnen sollte seinen Irrthum. Ich würd' ihm vergeben; aber ich bin auch ein schwaches Weib. —

Sagen Sie mir nun, was ich thun soll. Darf ich auch jezt schweigen, als wüßt' ich nichts? Und muß ich reden, was soll ich ihm sagen, wo soll ich ihn anfassen? Wie soll ichs

machen, daß ich ihm nicht als Schwärmerin erscheine, die man toleriren muß? — Es ist mir unerträglich, tolerirt zu werden, — sondern als liebende Gattin, die das gefunden hat was unser Wesen bedarf, und es gerne mittheilen mögte mit ihrem Gatten.

Nie hab' ich eine Antwort sehnlicher erwartet, als Ihre jezige, denn mir ists immer, wenn ein Tag herum ist, ohne daß ich etwas in der Sache gethan habe, wie jenem Kaiser. Es klingt Nachts in mir wieder: Du hast einen Tag verloren! O! lassen Sie mich keinen mehr verlieren ohne Rath!

## Fünf und sechszigster Brief.

### Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Weniger als Sie glauben können, war es mir neu und auffallend, was Sie mir von Ihrem Külthal schreiben, liebe Adelheid. Ich ahnete längst, daß es dahin kommen werde, fast kommen müsse. Männer wie Külthal, die in Allem nach Klarheit und Deutlichkeit streben; die Alles messen, wägen, zergliedern müssen, um es in sich gehörig ordnen zu können; die es nie in sich empfanden, daß das Heilige überall in ein gewisses Dunkel eingehüllt ist, daß es gerade da anfängt, wo die flache Klarheit aufhört, daß das Göttliche, seiner Natur nach, nirgends von Menschen Augen durchgesehen werden kann; — Menschen, die dabei kalt, zu keiner starken Neigung fähig sind, die wegen eines gewissen Gleichgewichts in ihrem Wesen, immer mit ruhiger

Besonnenheit handlen; die durch Anlage, Erziehung und Umstände, frühe zu Sittlichkeit geleitet, an Sittlichkeit gewohnt wurden; — solche Menschen kommen selten zum Christenthum oder bleiben wenigstens nicht dabei, wenn sie es nicht frühe, von seiner treflichen, Kopf und Herz zugleich, ansprechenden Seite kennen lernten. Es sind keine Bedürfnisse in ihnen aufgeregt, die nur durch Religion, oder vielmehr, nur durch das, ganz auf die tiefsten Menschenbedürfnisse berechnete Christenthum befriedigt werden können. Das, was sie ihre Religion nennen, ist ihnen blos Sache des Verstands; ein Versuch, sich und Anderen, gewisse Fragen zu beantworten, die uns häufig aufgeworfen werden, und worüber man sich selbst und Anderen Rechenschaft geben muß. Sie wären so sittlich, so ruhig, so stark, wie sie sind, auch ohne diese Religion. Das Christenthum ist, was auch sein Stifter im Symbol gab, und immer den seinigen gegeben wissen wollte, — Brod und Wein, Fleisch und Blut, Nahrung und Erquikung für das Geistigste in uns, für den innern Menschen. Was sollt es dem, der nicht hungert? Er wird

die Bestandtheile der Nahrung untersuchen, ihm nährende Kraft berechnen, und wenn er nicht Alles zerlegen, zersezen, die nährende Kraft berechnen könnte; so wird er die Nahrung verwerfen. Essen und trinken wird er auf keinen Fall. Kurz: er bedarf für sich keine Religion; so weiß er auch den Werth derjenigen nicht zu schäzen, die blos auf Bedürfnisse berechnet ist. Jede Philosophie über Gott, Menschenbestimmung und Unsterblichkeit, ist ihm recht, wenn sie nur in sich zusammenhängt, und sich klar auseinander sezen läßt. Weiteren Gebrauch davon, macht er nicht.

O! wenn Eins der Bedürfnisse in ihm lebte, von denen Sie mit so vielem Interesse schreiben; wenn er sich Vergehungen bewußt wäre, die ihm sein Gewissen selbst, nicht verzeihen könnte; wenn schwere Leiden auf ihm lägen, gegen die keine menschliche Weisheit und Kraft, Rath wüßte; in denen ihn nur der Glaube an eine allregierende, allweise und allväterliche Vorsehung trösten könnte; wenn Liebe genug in ihm wäre, um ihre Unauslöschlichkeit in sich, tief, wie sein Daseyn zu empfinden; wenn ihm also

das Wiederfinden der Geliebten Bedürfniß wäre, wie die Luft, die er athmen muß: — ja dann würd' er sich wol ausstreken nach einer Religion, wie das Christenthum ist. Er würde wünschen, es wahr finden zu können; er würd' es prüfen mit dem Ernst und Interesse, mit dem man eine Reisebeschreibung nach einem unbekannten Lande prüft, in das man auch reisen, das man bewohnen soll.

Und doch käm' es darauf an, wie er die Prüfung begänne. Wer sich nicht erst fest überzeugt hat, daß der Mensch nie wissen könne, wie etwas an sich ist, sondern blos, wie es ihm erscheint, das heißt: daß er nie ohne Augen sehen und ohne Ohren hören könne, daß er also gar nichts mehr wissen würde, wenn er etwas auf andere, als eine menschliche Art wissen wollte: der wird immer forschen und nie zur Erkenntniß der Wahrheit, nie zu Gewißheit kommen. Je tiefer er denkt, je weniger wird er wissen, weil er immer mehr einsieht, daß Alles nur menschliche Vorstellungsart ist, über die er sich erheben will. Am Ende wird er blos mit Gewisheit wissen, daß er nichts wisse.

Wehe ihm dann, wenn sich Bedürfnisse in ihm regen, die nur durch festhalten an hohe, heilige Wahrheit befriedigt werden können. Er ist der unglüklichste Mensch, den die Erde trägt.

Hat er sich nun gar dem lächerlichen Wahn überlassen, daß der Mensch die Gottheit an sich, so wie sie ist, erkennen könne, daß sogar der Nachdenkende, Aufgeklärte, sie auf diese Art erkennen müsse —— der Arme, Beschränkte, der einen hoch-gemachten Menschengeist nicht einmal erfassen kann, in seinem innern Seyn: — dann werden sie ihn anekeln, die vielen menschlichen Vorstellungsarten der Bibel von Gott. Er wird sich durch seinen Verstand (Vernunft ist es nicht!) ein göttliches Wesen komponiren, das, wie er wähnt, durchaus auf keine menschliche Art denkt, schließt, empfindet, liebt, handelt. Dieß Wesen muß aber ein gemachter Göze seyn, weil wir überall nur Ein Exemplar aus der Geisterwelt, den menschlichen Geist, kennen, und alles Geistige, was nicht menschlich ist, uns in das Reich der Ideale führt, oder vielmehr in das Reich der Träume, weil kein Ideal, das sich der Menschengeist machen kann, auch nur von

Weitem, an die Gottheit zu reichen vermag. Auf alle Fälle wird dieser Verstandsgöze keine menschliche Seite in uns berühren; es wird ein fremdartiges Wesen für uns bleiben. Wir werden uns zu Ihm nicht wenden, kein Vertrauen zu Ihm fassen, es noch weniger lieben können. Der Mensch, der einen Gott bedarf, und nur einen solchen Gott hat, lebt also im Grund ohne Gott in der Welt; denn der selbst- oder durch andere Philosophen komponirte Gott, befriedigt allenfalls seinen Verstand, giebt und ist aber seinem übrigen Wesen nichts.

Sie sehen, Liebe; wie tief das, was Sie Külthals Unglauben nennen, in ihm liegen kann, wahrscheinlich in ihm liegt. Und so sagt Ihnen ja schon Kopf und Herz, daß ihm ein redlicher, so tief in seiner Organisation begründeter Irrthum, von dem Schöpfer dieser Organisation, nicht zugerechnet werden könne. „Sie würden ihn darum nicht verdammen!" sagen Sie. Und Gott sollt' es thun, der seine Redlichkeit, seine Pflichttreue, aber auch sein inneres Wesen kennt, der es am besten weiß, warum Christenthum bis jezt noch nicht darin wurzeln kann? Nur der

unredliche, leichtsinnige, gegen Wahrheit gleichgültige Absprecher gegen Christenthum ist strafbar; der Redliche, der es aus wahrer Ueberzeugung verwirft, kann es nicht seyn. Denn was soll er thun? Noch Einmal prüfen, rastlos forschen, bis er zur Ueberzeugung kommt? Aber wie soll er dazu kommen, da er Ueberzeugung gefunden zu haben, ehrlich glaubt, und so viel Wahrheit, als er jezt bedarf? Müßte nicht erst Bedürfniß nach mehr Wahrheit in ihm gewekt werden, eh' er sich mit Wahrheit darnach sehnen kann? Und kann er sie in sich weken? Oder soll er prüfen und forschen zum Schein? Oder sich gar christlicher stellen, als er ist? Sie sehen, auf alle Fälle würd' er unredlicher, also schlechter werden, als er jezt ist. Und das kann Gott nicht wollen; das wollen Sie sicher auch nicht.

Mit Allem dem, bin ich, wie Sie, des festen Glaubens, daß der Mensch seine höchste Bestimmung, die in den heiligsten Momenten seines Lebens, aus seinem Innersten, wie eine höhere Erscheinung heraustritt, nicht erreichen, daß er in keine geistige Verbindung mit

der Gottheit kommen könne, ohne den, der in der allerinnigsten stand, so ganz Mensch war, und durch Zutrauen und Liebe, uns Alle, in Ein Wesen zusammenschmelzen will. Mir ist dieß so klar, daß ich es aus mir selbst, sobald ich Christus kennete, gefunden zu haben wähnen würde, wenn mich nicht so manche, dem Vorgeben nach, durch Vernunft gefundene Wahrheiten, an Kolumbs Ey und Amerikas Entdekung erinnerten. So gewis es ist, daß der höchste Geist, Gott, und der niedrigste, in einem zu weiten Abstand von einander stehen, als daß sie einander berühren könnten; so gewis wir also ein Mittelwesen bedürfen, das an die Gottheit und an die Menschheit gränzt, — göttlich genug, um uns mit der Gottheit in Verbindung zu sezen, und menschlich genug, um sich bis zu uns herabzulassen, von uns erfasset werden zu können, und so gewis wir dieß Mittelwesen, in Christus gefunden haben, außerdem wir kein ähnliches kennen: so gewiß ist es mir, daß „Niemand zu dem Vater kommen könne, außer durch Ihn.“ *) Aber muß denn der Mensch

*) Bibelausspruch.

gleich jezt, oder schon hier Alles werden, was er zu werden bestimmt ist? Lehrt uns nicht Vernunft und Bibel, jene Welt ansehen, als eine Fortsezung unseres Erziehungsstands, der hier begann? Wer Christus hier nicht kannte, oder nicht erkannte für das, was Er ist, kann Ihn der nicht dort noch erkennen? Dort, wo offenbar, noch ganz andere, angenehme und unangenehme Bildungsmittel angewendet werden? Oder wird darum ein Mensch zurükbleiben auf seinem Wege zur Vollendung, weil er Christus später erkannte, wenn er doch nach Sittlichkeit strebte, so gut er es vermogte? Ist Paulus darum zurük geblieben, weil er einige Jahre später, Zutrauen faßte zu Christus und seiner Lehre? Oder Thomas, weil er ehrlich zweifelte, als die anderen Freunde Christus schon glaubten, daß Er lebe? Gewis Liebe; wird unser religiöser Sinn nicht gemessen nach den Monaten und Jahren seines Lebens in uns, sondern nach dem Grad der Wahrheit, der Innigkeit, der Wärme, mit dem er uns belebte. Da können manche Lezten, die Ersten werden, ohne daß sie es je ahneten.

Jezt werden Sie schon ahnen, was ich Ih-

nen rathe. Sie sollen ruhig bleiben und nichts thun. Durch Lagen und Schiksale wird Ihr Külthal zum Christenthum gebracht, wenn er hier dazu kommt. Durch andere Mittel gewis nicht. Das überlaßen Sie also seinem höheren Erzieher und dem Ihrigen. Ich will verantwortlich dafür seyn, wenn Sie etwas Pflichtmäßiges unterlaßen.

Aber Eins können Sie doch thun. Sie sagen mir, daß Külthal Ihren christlichen Sinn doch immer schäze, Ihre Erbauungsmittel befördere. Ist also Ihr Herz einmal recht voll von dem Einen, der uns Alles seyn kann und will; lassen Sie es überfließen in seiner Gegenwart. Zeugen Sie von der Ruhe, der Kraft, dem Trost, der himmlischen Freude, die Ihnen das Christenthum gewährt, mit all der Zuversicht, die ein, ganz davon durchdrungenes Gemüth erzeugt. Nicht blos Ihr Mund, Ihr Auge, Ihr Gesicht, Ihr ganzes Wesen spreche zu ihm, und überzeug' ihn, daß Sie glüklich seyen, bei Ihrem Glauben. Von dem Besten, was in der Menschheit lebt, kann man ohnehin nur zeugen;

und es klingt wieder, in dem, der Sinn dafür hat.

Das beste Zeugniß ist aber auf alle Fälle, Ihr ganzes Betragen. Wer den Weinstok nicht kennt, dem wird man vergebens seine Treflichkeit beweisen. Das dürre, unscheinbare und fast unbrauchbare Holz kann ihm leicht Zweifel übrig lassen. Aber wenn man ihm Eine recht gute, reife Traube reichet, als Frucht von dem Weinstok, dann wird er an seine Treflichkeit glauben müssen, wenn er auch nicht begreift, wie sie aus dem troknen, unscheinbaren Holze habe hervorwachsen können. Ihre Ruhe, beste Freundin, Ihre Geduld, Nachsicht, Freudigkeit, Ihre Pflichttreue, und Ihre, in Allem sichtbare, empfindbare Liebe, ist der beste Beweis von der Wahrheit der Religion, zu der wir uns bekennen. — Das muß ja wol göttlich seyn, was göttlichen Sinn einflößt!

Leben Sie wol.

## Sechs und sechszigster Brief.

### Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

Ich muß Sie wieder um etwas fragen, lieber Wandulf, das mir sehr am Herzen liegt. Meine Nichte Lernie hat jezt ihr siebenzehentes Jahr zurükgelegt. Sie sieht gut aus, ist wol gezogen und sehr sanft. Ihr Herz ist nie von Liebe berührt worden, so viel ich weiß; und ich wüßt' es gewis, wenn es wäre, weil sie vor mir nichts verbergen will und kann. Da ist aber der Hofrath Warneken, ein vierzigjähriger Witwer, ein achtungswerther, nicht unangenehmer Mann, der das Mädgen schon eine Zeitlang beobachtet, und ihren Umgang, wenigstens ihre Nähe gesucht, und mich nun gefragt hat, ob er sich ihr wol noch mehr nähern und sie, wenn er nicht zurükgewiesen würde, um ihre Hand bitten dürfe. Ich muß sagen, daß mich dieser Antrag

sehr in Verlegenheit sezt. Er ist Witwer, hat zwei Kinder von sechs und acht Jahren, ist vierzig und sie siebenzehen Jahre alt; also drei und zwanzig Jahre älter als sie. Das ist viel Ungleichheit. Indeß ist Lernie an Stille und Eingezogenheit gewöhnt; sie ist sehr ernst und gesezt für ihre Jahre. Auch scheint sie den Hofrath ganz gerne zu haben, ob ihr gleich gewis nie ein Gedanke an nähere Verbindung gekommen ist. Irr' ich mich nicht, so hat sie auch Zutrauen zu ihm; denn sie hat ihn schon mehrmals um sein Urtheil über Bücher und Menschen gefragt, und auf dieß Urtheil Werth gelegt. Kinder liebt sie auch sehr, und die Kinder des Hofraths kommen manchmal zu ihr, und sind gerne bei ihr. Dieß scheint auch ein mitwirkender Bestimmungsgrund für ihn gewesen zu seyn; denn er liebt seine Kinder sehr. Was soll ich thun? Soll ich Alles gleich abbrechen, oder es blos dem jungen Mädgen überlassen, die mich wieder um Rath fragen wird, wenn sie, — was ich sehr vermuthe, unentschlossen ist? Hugo ist selbst unentschlossen, was ich thun soll, und will, daß ich Sie um Rath frage. Also antworten Sie mir bald.

## Sieben und sechszigster Brief.

### Wandulf an Selane.

Grenzau.

Um Ihnen irgend etwas bestimmtes rathen zu können, müßt' ich durchaus Ihren Hofrath selbst kennen; denn darauf kommt eigentlich das Meiste an. Ich würd' also zu Ihnen kommen, wenn sich nicht grad' eine Gelegenheit von selbst fände, ihn kennen zu lernen. Wir haben nemlich beide ein Geschäft in Erlenhayn, das uns acht bis zehen Tage fesseln wird. Dort sind einige artige Familien, mit denen ich bekannt bin, in die ich also Ihren Hofrath einführen werde. Ich kenne selbst einige artige Töchter in dem Hause des Beamten. Es giebt also gewis Gelegenheit, ihn von mehreren Seiten kennen zu lernen. Morgen oder übermorgen gehen wir dahin. So lange können Sie leicht warten, und der Hofrath muß warten, bis er wieder zurük kommt. Gleich nach unserer Zurükkunft schreib' ich Ihnen wieder.

## Acht und sechszigster Brief.

---

### Wandulf an Selane.

Grenzau.

Ich hab' Ihren Hofrath gesehen, gesprochen, und ich wage fast zu sagen, ganz kennen gelernt; denn bei seiner Offenheit und Freimütigkeit ist nichts leichter als das. Er gefällt mir sehr gut, und so weit ich mich in den Sinn eines jungen Mädgens versezen kann, ist es wol möglich, daß er auch ihr gefällt. Einmal ist er zwar vierzig Jahr alt; aber lebendig, kräftig, heiter, kurz jünger, als manche Jünglinge von zwanzig. Er weiß sich recht gut bei Frauenzimmern zu benehmen, faselt nicht, wie ein Fat, und affektirt keine Würde, wie ein Pedant. Dabei ist er höflich gegen Damen, und hauptsächlich daran sieht man, daß er über die Jünglingsjahre hinaus ist. Nimmt man dazu, seine unverkennbare Biederkeit, seinen klaren, gesunden Verstand, seine,

wie es mir scheint, ziemlich gleiche Heiterkeit: so begreif' ich recht gut, wie er ein unverdorbenes, solides Mädgen glüklich machen kann. Ich hab' mehr Beispiele, daß dieß möglich ist. Ein Freund von mir, auch ein Witwer, lernt' ein Mädgen kennen, die gute zwanzig Jahre jünger als er war. Ihre Unschuld, ihre Naivetät, ihre schöne weibliche Bildung und ihr Frohsinn zogen ihn an. Er wagte es aber nicht, sich seinem Herzen zu überlassen: aber ich fand, daß das Mädgen ihn liebte; ich sagt' es ihm, er verband sich mit ihr, ward glüklich und beglükt' sie in hohem Grad. Eine Freundin fand ich verheiratet, mit einem Manne, der fünf und zwanzig Jahre älter war, als sie; ein frei- und tief-fülendes Weib, die sehr warm lieben konnte, aber auch, wie natürlich, Anspruch machte auf gleiche Liebe. Ihr Mann gab ihr aber Alles, was sie bedurfte; er überraschte sie oft mit einer kleinen Freude, sucht' alles Lästige, Unangenehme auf eine so feine Art zu beseitigen, und verjüngte sich in ihrer Nähe so natürlich, daß sie mit vollem Herzen an ihm hieng und untröstlich war bei seinem Verlust'. Also — gar nicht gesagt, daß ein junges Mäd-

gen mit einem älteren Manne durchaus nicht glüklich seyn könnte. Es giebt allerdings Fälle, wo auch eine solche Verbindung glüklich war, und ich glaube, daß auch die, des Hofraths mit Ihrer Nichte glüklich werden kann.

Aber dieß sind Einzelne Fälle und der Hofrath ist wirklich eine Ausnahme von der Regel. Im Allgemeinen könnt' ich zu einer solchen ungleichen Heirat nicht rathen. Abgerechnet, daß ganz in der Ordnung der Mann zehen Jahre älter als das Weib ist, — wenn dann doch sein Alter, das des Weibs, um fünfzehen, zwanzig Jahre übertrifft: so wird die Verbindung schon sehr mißlich. Als Bräutigam spannt sich der Mann auf, und in dem Maaße mehr auf, wie er sich älter fült, als seine Braut; er verjüngt sich, für eine kurze Zeit, entweder aus Spannung oder aus Liebe. Das kann aber nicht dauern. Auf die Spannung folgt Erschlaffung, und der Unterschied der Jahre wird schon auffallend fülbar. Noch fülbarer wird er aber nach zehen, fünfzehen Jahren. Der Mann ist im eigentlichsten Sinn ein alter Mann, wenn das Weib noch in seinen besten Jahren ist. Hat er denn noch

dazu, seine Jugend nicht enthaltsam zugebracht; — wie es leider! sehr oft der Fall ist — fehlt ihm die Energie, das innere Leben, das man noch in so hohem Grade bei dem Hofrath findet: so entsteht leicht verdrießliches Wesen von Seite des Weibs, und das pflanzt sich auf den Mann fort, oder umgewendet. Der Mann liebt Ruhe, Stille, Gemächlichkeit, oder Spiel und bonne chair; die Frau, parties de plaisir, Tanz, Landparthien, kleine muntere Spiele; Jedes, was seinem Alter angemessen ist. Harmonie, Sympathie ist da nicht möglich. Ein Theil muß verleugnen, sich aufopfern, wenigstens dulden; vielleicht Beide: Und wer verleugnet sich gern, opfert sich gern' auf, wenn ihn nicht hohe Liebe oder hohe Religiosität dazu treibt. Kommt dann noch Mißtrauen von Seite des Manns dazu; dann ist die Glükseeligkeit der Ehe ganz zerstört. Das Weib fült sich in einem Kerker, und der Mann glaubt sich genöthigt, den Kerkermeister zu machen. Da ist es denn eine große Frage, was am peinlichsten wäre. —

Ich weiß wol, daß die Verbindung einer alten Frau mit einem jungen Manne, noch weit

unerträglicher, daß sie höchst ekelhaft ist, weil sie gemeiniglich das Gepräge von unedlen Nebenabsichten allsichtbar an sich trägt, und weil man den unseeligen Erfolg voraus berechnen kann. Aber ein Nervenfieber hört doch darum nicht auf, ein Uebel zu seyn, weil es keine galopirende Lungensucht ist. —

Mein Rath wär' also dieser: Reden Sie vernünftig mit dem Hofrath. Er ist kein verliebter, kopfloser Schwärmer, er kann hören. Erinnern Sie ihn an die Ungleichheit der Jahre, und wie diese Ungleichheit noch weit mehr auffallen werde, nach zehen Jahren. Begründen Sie damit die Nothwendigkeit, sich einander näher kennen zu lernen, um zu sehen, ob sich Lernie wirklich in sein Alter, und er sich in ihre Jugend werde schiken können. Rathen Sie ihm deßwegen, um seines eigenen, künftigen Glüks willen, sich ganz zu geben, wie er ist; nicht den Liebhaber, den galanten Bräutigam zu machen, sondern den gesezten Mann, der nicht täuschen will. Bitten sie ihn, frei zu sagen, was ihm mißfällt, damit Lernie an sich bemerke, ob sie dieß Mißfallen gut tragen kann. Wenn er ihr

ein Vergnügen vorschlägt; so muß es keins seyn, was ihm nichts, oder gar widrig ist. Das würde dem Mädgen einen unrichtigen Begriff von seinem Geschmak beibringen; diesen Geschmak ihr weit jugendlicher darstellen, und das wär' eben so gut Täuschung, als wenn er sich schminkte. Sie sagten mir, Lernie wäre bisher sehr still und eingezogen gehalten worden. Werfen Sie sie auch jezt nicht auf Einmal in rauschende Vergnügungen hinein. Immer gut, wenn auch die Macht der Gewohnheit benuzt wird, um den Hang dazu, zu mäßigen. Aber lassen Sie doch ihre Lebensart allmälich übergehen zu der, die sie als Hofräthin Warneken führen wird, wenigstens führen kann. Beobachten Sie nun, ob sie Neigung dazu bekommt, ob diese Neigung wol gar zur Leidenschaft wird, die sie etwa nur mit großer Mühe überwinden könnte. Lassen Sie den Hofrath auch beobachten; — Ihre Lernie und sich selbst bei ihrem Benehmen. Er mag sie auch manchmal unter einem schiklichen Vorwand bitten, auf ein öffentliches Vergnügen Verzicht zu thun, und dafür eine stille, trauliche Gesellschaft zu genießen; und an der Art, wie sie seinen

Wunsch erfüllt, wird er schon merken können, ob sie eine passende Gattin für einen etwas ältlichen Mann wird. Kann sie nicht ohne großen Kampf, und üble Laune, einem jugendlichen Vergnügen entsagen; findet sie gar keinen Geschmak an solchen Freuden, an denen auch ältere Leute Theil nehmen können; sucht sie ausschließend, nur die Gesellschaft junger Leute: so mag er die Idee in Zeiten aufgeben. Es ist höchst-wahrscheinlich, daß sich die gute Lernie nach einigen Jahren unglüklich fülen, und — was die natürliche Folge ist — den würdigen Mann unglüklich machen wird.

Besonders rathen Sie ihm, daß er sich giebt, wie er ist. Die Liebe verjüngt gewöhnlich; und Liebe zu einem jungen Mädgen verjünglingt, — ich mögte sagen, verkindert oft. Das lezte wird zwar bei dem gesezten Warneken der Fall nicht seyn. Indeß könnt' ihn doch seine Vorliebe für Lernie geneigt machen, sich ihr zu verähnlichen, ihren Geschmak in manchen Stüken anzunehmen, sich in eine gewisse jugendliche Spannung zu sezen, oder sich darin zu erhalten, um sich ihr gefällig zu beweisen. Das muß nicht seyn. Es

wäre möglich, daß sie ihn bei diesem Benehmen liebenswürdig fände, sich sein Wesen jugendlicher dächte, und sich betrogen sähe. Das wirkt nicht gut auf ein weibliches Gemüth, so wenig, wie auf ein männliches. Es sind immer falsche Zähne, die man einsezt, so unschuldig auch die Absicht dabei seyn mag. Rathen Sie ihm, Ihrer Lernie Alles zu seyn, was er ihr seyn und bleiben kann, nicht jünger, lebhafter, unterhaltender seyn zu wollen, als er wirklich ist, seine Mannswürde und sein Alter nie zu verleugnen, und sein Benehmen wirken zu lassen, was es wirken kann. Wenn sie ihm dann, nach einiger Zeit, freiwillig ihre Hand giebt; so glaub' ich, so weit ich Warneken kenne, und nach der Beschreibung, die Sie mir von Ihrer Nichte machen, daß Beide glüklich mit einander seyn werden.

Nur muß Alles von ihrer Seite freiwillig geschehen. Ich weiß recht gut, daß Sie an keine Art von Zwang denken: aber Ueberredung ist der ärgste Zwang, wie langsam, hoch herabtröpfelndes Wasser, die ärgste Tortur seyn soll. Wer zwingt, der fodert die Kraft des Andern auf, und reizt dessen Freiheitsgefül zum Widerstand.

Wer beredet, der nimmt das Herz des Andern in Anspruch. Er sucht auf das Vertrauen, die Liebe des Andern zu wirken; und was kann nicht eine Mutter oder ihre Stellvertreterin wirken, wenn sie in das heiligste Verhältniß eingreift, und dieß nach ihrem Willen zu benuzen sucht? Jedes Wesen, das Charakter hat, wiedersezt sich dem Zwang; gefällt sich wol in dem trozigen Widerstand: aber gerade die besten weiblichen Wesen lassen sich durch Vertrauen und Liebe bestimmen? Tausende sind schon auf diesem Wege geopfert worden; und die Opfer giengen, mit Blumen der zartesten Empfindungen geschmükt, in ihr Unglük.

Doch; Sie werden sich auch dafür hüten. Bestimmen Sie eine doch nicht allzulange Zeit, nach welcher Lernie ihr Jawort und Sie Ihre Einwilligung geben wollen. Vorher sey aber kein Theil gebunden. Dann sieht jeder klar.

## Neun und sechszigster Brief.

### Aeone an Wandulf.

Werdau.

Ich hab' eine Reise gemacht, lieber Wandulf, mit Edelwald und Eduard, nach Hannover, Bremen, und über den Harz zurük; eine sehr interessante Reise. Machen Sie sich also gefaßt, auf einen langen Brief; denn

wenn Einer eine Reise thut,
so kann er was verzälen.

Reisen ja Manche blos, um etwas erzälen zu können! Das war nun freilich unser Zwek nicht: aber doch ist es wieder ein ganz eigener Genuß, seinen Freunden mitzutheilen, was man gesehen, gehört und genossen hat. Ich weiß nicht, ob die Erinnerung, durch Erzälungen gewekt, nicht in manchen Fällen süßer ist, als der Reisegenuß selbst. Drängt sich viel Interessantes zusammen, so verschlingt man es nur. Man läßt es den

dunklen, aber lebhaften Eindruk machen, den es machen kann, und bewahrt ihn, wie Maria, in seinem Herzen. Man rafft zusammen, in der Geschwindigkeit, was man mitnehmen will, und kennt seine Schäze kaum selbst, bis man zu Haus Alles auspakt, besieht, ordnet, und sich dessen in stiller Ruhe freuen kann.

Ich bin in die Baumannshöle und in die Bielshöle gekrochen, habe den Broken bestiegen, habe den Roßtrapp, den Tanzplaz und wer weiß, wie viele romantische Gegenden, und das Feenschloß Söder gesehen, und was mehr als dieß Alles ist, ich habe die trefliche St —— ische Familie kennen gelernt. Herrliche Kunstwerke, Gegenden und Menschen! Doch Eins nach dem Andern! Aber was werd' ich davon sagen können? Es ist ein elendes Wesen um das Beschreiben, besonders von Naturschönheiten. Sey Alles noch so richtig, selbst ästthetisch beschrieben, es hinterläßt durchaus nichts von dem Eindruk, den die Gegend selbst machte. Und was soll es uns dann? Machen mir doch die Naturschilderungen der treflichen Brunn, Langeweile, so meisterhaft sie auch sind! Was könnt' es auf Sie

wirken, wenn ich Ihnen sagte, daß ich auf dem rauhen, öden, wilden Broken, von dem Thurn, den der sinnvolle Graf Stolberg hat bauen lassen, durch einen mäßigen Tubus, den Herkules bei Kassel, den Petersberg bei Halle und die Elbe bei Hamburg gesehen habe, daß die unzäligen Dörfer, Fleken, Städte, Wälder, Wasser, wie auf einer Landcharte vor mir gelegen haben? Werden Sie sich dadurch über die Erde gehoben, Alles so weit unter Ihnen, so klein und unbedeutend fülen, und sich so versezt in eine höhere Welt, wie ich? Wird Ihr Blik und Wesen so hinabgezogen werden, und so gefesselt bleiben in tiefem Staunen, in dem schäumenden, tobenden Strom, der sich durch die enge Felsenspalte des Roßtrapps durchwindet; wird Sie, so wie mich, ein heiliger Schauer durchbeben, ein Gefül des Unendlichen, Ewigen ergreifen, wenn ich Ihnen die Tiefe der Felsenschlucht, nach Fuß und Zoll darlegte, und Ihnen die Wasserwut in den Eingeweiden des gespaltenen Felsen, mit der höchsten Kunst beschriebe? Nein; so etwas will gesehen seyn, wenn man es empfinden will. Ein todtes Wort giebt von dem lebendigen Eindruk

nichts wieder. Dafür schreib' ich Ihnen die sinnvollen, gemüthlichen Verse ab, die ich in dem Brokenbuche fand, die Sie ganz so genießen können, wie ich sie genossen habe.

Auf des Bernhards Schauerhöhen,
Wo der Schneegestöber Wehen,
Grausend oft den Pilger dekt;
Auf dem nie geschmolznen Schnee und Eise
Kaum die winterliche Meise,
Falber Sonnenschimmer wekt;
Wo des Frülings seegenschwangre Schauer
Ew'ger Gletscher felsenfeste Mauer,
Schnell erstarrt, umsonst umweh'n;
Hieß die Kirche, die mit Feuer und Schwerde
Die Religion des Lammes lehrte,
Ein Hospitium wunder gleich entsteh'n;]
Lehrte hier dem Herzen, schwer von Sünden,
Ruhe in dem heiligen Berufe finden,
Helfer dem verlor'nen Pilger seyn.
Leicht sank jede irrd'sche Fessel nieder;
Himmelserben sahen sich die Brüder,
Und mit Recht lohnt sie ein Heil'genschein.

Auf des Brokens dürren Höhen,
Wo der Stürme kaltes Wehen,
Oft den schönsten Himmel dekt;
Wo auf mühevoller, langer Reise,
Oft den Pilger von dem schmalen Gleise
Trügerisch ein Nebel nekt;
Wo des Frülings seegenschwang're Schauer
Auf des Urgesteines Felsenmauer
Kaum ein dürres Reis umweh'n,
Hieß, die nimmer noch mit Feu'r und Schwerde,
Sanft und tröstend nur die Menschen lehrte,
Die Humanität ein Haus ersteh'n;
Lehrte in der Wälder Irrgewinden,
Bahnen für den fremden Pilger finden,
Der, Natur, zu deinem Altar strebt;
Kehrte freudig dann zum Himmel nieder,
Sah mit Ruhe auf den Broken nieder:
„Mein geweihter Stolberg lebt!

Wirklich hat die feinste, weiseste Humanität dieß Haus erbaut; Humanität, die nicht blos den Wanderer vor dem Ungestüm der Witterung schüzen, sondern ihm auch Lebensgenuß bereiten, und ihm den Zwek seines mühevollen Heraufstei-

gens, freie Aussicht erleichtern will, diese Zweke auch wirklich erreicht hat. Ein niedriges Haus mit sehr diken Wänden schüzt ihn vor Sturm. Es sind so viel Betten darin, daß eine ganze Gesellschaft, oben die Nacht zubringen und dem Sonnenaufgang ruhig entgegen schlummern kann. Vorher mußte man in der Nacht hinaufsteigen, wenn man den Einzigen prächtigen Sonnenaufgang sehen wollte. Im ganzen Sommer ist ein Wirth hinauf gesezt, der die Fremden speiset und tränkt, was man nach einer Brokenreise so sehr bedarf; und damit man den Vorgrund, den Berg selbst übersehen kann, was auf dem Boden nicht angeht, ist ein Thurm gebaut, der allen Stürmen trozt, und ein Tubus liegt bereit, der die Sehkraft verstärkt, und den Naturgenuß unbeschreiblich erhöhet. Hier sahen wir die Sonne untergehen und aufgehen, in stiller, göttlicher Erhabenheit. Eine Gegend nach der andern verschwand in dem Schatten des Todes, und trat hervor in's Leben, je nachdem sie niedriger oder höher lag. Das Wesen dieser Welt vergieng, ein neuer Himmel und eine neue Erde wurde geschaffen vor unsern Augen, für unser Auge.

Wir fülten uns an Gottes Thron, und beteten an demütig-schweigend, mit der vollen Zuversicht, daß Er lese in unserem Herzen und verstehe, was kein Wort auszusprechen vermag. Sie müssen hinreisen, lieber Wandulf und selbst sehen, und auch beten in diesem Allerheiligsten. Wer da nicht fromm wird, der ist verloren für Zeit und Ewigkeit.

Erlassen Sie mir's jezt, von dem geschmakvollen, prächtigen Söder, dem Landsiz des kenntnißreichen, gastfreien, humanen Grafen Brabek zu reden; von dem Hause, in dem man überall, durch Glasthüren und lichthelle Spiegelfenster durchsehen kann, in dem man sich nirgends zwischen Mauern, immer im Freien fült; von den elf Sälen in dem mannichfaltigsten und doch immer ausgesuchten Geschmak verziert, von der feinsten, geschmakvollsten Tischler- und Stukkaturarbeit, Alle durch Handwerker auf seinen Gütern, unter seiner Leitung gemacht; von der treflichen, ausgewälten Gemäldesammlung, in der man vier Wochen wenigstens leben mögte, von dem Miniaturpantheon, das auf einer Anhöhe erbaut ist, in dem ein vierstimmiger Gesang, wie ein

ganzes Chor tönt. Doch mach' ich Sie besonders aufmerksam, (denn Sie müssen durchaus Alles selbst sehen) auf eine Stufenfolge von Madonnenbildern, die mit Rubens anfängt, und mit Raphael endet, und auf den unbeschreiblich-scharf- und fein sinnigen Kommentar, durch den der Besizer die eigenthümliche Schönheit jedes Einzelnen und die Vorzüge der beßeren, heraushebt. Nach einer großen Natur, kann ich der Kunst nicht genug Geschmak abgewinnen, um nur wie eine, nicht gefüllose Liebhaberin davon reden zu können.

Aber von den treflichen St —— gs will ich reden. Der Mensch ist doch immer das Schönste in der schönen und das Erhabenste in der erhabenen Natur. Nemlich solche Menschen! —

Es war eine große Familie, — Vater, Mutter, vier Söhne und vier Töchter, vier Schwiegersöhne und vier Schwiegertöchter, als ich sie sah. Jezt ist Eine, und Eine der Treflichsten unter diesen Lezteren, schon hinüber gegangen in eine beßere Welt. Sie sind von den verschiedensten Anlagen und dem mannichfaltigsten Charakter. Jedes redet, handelt, genießt und lebt,

ganz diesem Charakter gemäß. Die jungen Leute jagen und neken sich, treiben Muthwillen, tanzen, springen, reiten, jubeln, nach Herzenslust. Die älteren freuen sich mit, machen Musik, zeichnen, lesen, lassen sich vorlesen, gehen spazieren und genießen mit vollen Athemzügen die herrliche Harznatur um Wernigerode. Jedes hat seine Lieblingsbeschäftigung, seine Lieblingslektüre, seinen Lieblingsplaz, sein Stekenpferd. Es giebt ein Agneshaus, einen Mariensiz, eine Luisenbank, eine Heinrichshöhe. Art und Umgebungen sind so verschieden, wie es die sind, denen sie gereicht wurden. Und doch herrscht wieder Ein Geist in der ganzen Familie, in den Schwiegertöchtern, wie in den Töchtern, in den Schwiegersöhnen, wie in den Söhnen, in den jungen Gardeoffiziers, wie in den älteren Landesregenten — der Geist einer humanen, demütigen, froh- und freundlichen Religion, der Geist des ächten Christenthums. Es ist die Sonne, die Alle erleuchtet, Alle erwärmt, Alles Gute in Allen reift, wie sie reife Kirschen, reife Aepfel und reife Trauben bildet, ohne daß die Kirsche darum aufhörte, Kirsche und die Traube, Trau-

be zu seyn. Am Meisten wundert' ich mich, daß die Schwiegersöhne und Schwiegertöchter auch in diesem Geiste leben: aber die Ursache zeigte sich mir bald. Söhne und Töchter finden keinen Geschmak an irgend einem männlichen oder weiblichen Wesen, in dem sie keinen religiösen Sinn entdeken. „Ihm fehlt das Beste,“ sagen Sie; „und über das Beste kann ich mich ihm nicht öffnen.“ Er kommt ihrem Herzen nicht nahe, so liebevoll sie auch mit ihm umgehen; so sehr sie auch seinen sonstigen Werth schäzen. Wie aber dieser religiöse Sinn in die Familie gepflanzt wurde, und so tief wurzelte, daß keine Berliner Frivolität, und keine Potsdamer Gardesitten, ihn vertilgen konnten? — Die Frage lag mir sehr am Herzen und sie mußt' es, weil ich ja auch Mutter bin. Ich fragte die Gräfin Mutter freimütig darum; sie respektirte meinen Stand und Zwek genug, um sich ausführlich darüber zu erklären.

„Erwarten Sie keine Kunstgriffe der Erziehungskunst von uns,“ sagte sie. „Wir lassen sie Alle auf ihrem Werthe beruhen; aber wir halten uns an das Alte, Einfache, schon Jahr-

hunderte lang Erprobte, an die Mittel, durch die auch Gott wirkt. Liebe, Beispiel und Gewohnheit, sind die Einzigen Mittel, die wir angewendet, und wodurch wir, Gott sey Dank! den feinsten religiösen Sinn in unsern Kindern erhalten haben. Wir haben ihre Liebe zu weken und zu erhalten gesucht, durch Liebe. Wir haben uns bemüht, lauter Menschen um sie her zu versammlen, von denen sie auch mit Liebe behandelt wurden, die wenigstens nichts Bitteres aufregten in ihrem Gemüth. An uns haben sie immer die tiefste Ehrerbietung gesehen, gegen Alles, was mit der Religion, auch nur äußerlich in Verbindung steht. Vor ihren Augen haben wir uns niedergeworfen und gebetet, mit stiller Andacht. Wir haben ohne Noth keine Kirche versäumt, haben uns zu Haus über die Predigt unterhalten; — nicht, um den Prediger zu loben oder zu tadeln, sondern um uns zu erinnern, an das, was er über den religiösen Gegenstand gesagt hatte, um uns unsere Bemerkungen darüber mitzutheilen, und unsere Herzen gegen einander zu ergießen, „über das Eine, was noth ist.“ Wenn der Vater oder die Mutter

beteten, durfte kein Kind das geringste Geräusch machen, mußte sich still hinsezen, und warten, bis das Gebet geendigt war. Frühe, sehr frühe haben wir sie an's Beten gewöhnt. Wir waren nie der Meynung, daß man erst Dorn und Disteln in dem Herzen solle aufwachsen lassen, ehe man diesen besten Saamen hineinstreut. Wir wußten aus eigener Erfahrung, daß die Ersten jugendlichen Eindrüke, gerad' die tiefsten und unauslöschlichsten sind. Steht mir's doch noch immer vor Augen, und ergreift noch jezt mein Herz, wie meine Mutter um die Genesung meines kranken Sohnes betete, und uns aufforderte, auch für ihn zu beten! Ich habe nie herzlicher und andächtiger gebetet, als damals. Nichts ist auch leichter, als den Kindern begreiflich zu machen, wie und warum man beten müsse. „Gott ist unser Vater, von dem wir Alles haben, der Alles kann, was wir nicht können. Er hat uns lieb, und auch dich, wie dich dein Vater, deine Mutter lieb hat. Ich kann dich und mich und deinen Vater und deine Geschwister nicht gesund erhalten; das kann Er aber. Wir können uns selbst und dich, nicht vor allen Gefahren beschüzen.

Ihm ist es aber eine Kleinigkeit; denn Er kann Alles. Wir sehen Ihn nicht; Er hört uns aber." Wenn man das den Kindern sagt mit Ernst und Liebe; wenn sie den Vater und die Mutter nun beten sehen, also wissen, was sie jezt thun, und daß sie selbst überzeugt sind von dem, was sie den Kindern sagten: dann kommen die Kinder von selbst zum Gebet. Man betet mit ihnen, um ihre und der Aeltern Gesundheit, man leitet sie an, zum Danken für das Gute, was ihnen Gott gegeben hat; man macht es ihnen zur Gewohnheit, Morgends und Abends zu beten. Und es ist unseren Kindern so, als ob sie sich nicht gewaschen hätten, wenn sie nicht gebetet haben. Nicht frühe haben wir sie in die Kirche gehen lassen. Der Prediger sagt gar Manches, das sie nicht verstehen, das kein Interesse für sie haben kann, das ihnen also nothwendig Langeweile machen muß. Das gewöhnt sie dann an zerstreutes Wesen, da, wo der Mensch immer gesammelt seyn sollte. Es flößt ihnen vielleicht Widerwillen ein, gegen das, was ihnen Genuß seyn sollte. Früher führten wir sie aber in die leere Kirche, und sagten ihnen, was die Erwachsenen dort

vornähmen. Außerdem hielten wir ihnen einen Gottesdienst zu Hause. Außer den biblischen Geschichten, die ich ihnen alle Tage erzälte, wurde die Geschichte Jesus auf den Sonntag verspart. Sie wurd' ihnen dann erzält, so gut und lebhaft, als ich es vermogte. Ich ließ mich durch die Festtage bestimmen, ihnen die Ursache des Fests zu erzälen, und las ihnen ein gemüthliches Lied, das sich darauf bezog. Durch diese einfachen Mittel, die aber ununterbrochen fortgesezt wurden, hat sich, Gott sey Dank! ein frommer Sinn bei unseren Kindern erhalten, und wir bitten Gott täglich darum, daß er sich unter ihnen erhalten möge, besonders in dieser Zeit, wo sich so vieles verändert, wo man also nöthig hat, auf das zu bliken, was keine Menschenmacht verändern kann." — So sprach etwa die fromme, liebevolle Mutter, und es wird mir unvergeßlich seyn, mit welcher Wahrheit und Innigkeit, mit welcher Einfalt uud Würde sie es sprach.

Wir haben sehr glükliche Tage mit dieser Familie in W. gelebt. Sie gehören zu den glüklichsten meines Lebens, und zu den frömmsten zugleich. Wir waren fromm im Freien, wie in

der Kirche, bei dem Scherz wie bei dem Ernst, bei dem Tanz wie bei der Musik. Die ganze Familie ist musikalisch. Wenn sich nun der Vater, die Söhne und Töchter hinstellten und Eins von den einfach=schönen Schulzischen Chören oder Reichard'schen geistlichen Liedern vierstimmig sangen, — mit der Innigkeit und Wahrheit, mit den frommen Gesichtern: O! Wandulf, wie wurde mein Wesen gehoben über die Erde! Ich hätte mit Wahrheit sagen mögen, was jene Königin affektirte: „Erde, du bist mir nicht nöthig; du bist mir nicht genug!" Und doch, wie lieb wurden mir die Menschen! die St —— gs, mein Edelwald, mein Eduard und Alle!

Nein; ich kann heute nichts mehr erzälen. Meine Seele ist voll von der treflichen Familie; ich mag an nichts Anders denken. Das Nächstemal mehr!

## Siebenzigster Brief.

### Aeone an Wandulf.

Werdau.

Jezt müssen Sie Geduld haben, lieber Wandulf, und sich eine eigene Stunde zum Lesen meiner Briefe aussezen, oder eine dem Schlaf entziehen. Ich habe noch Manches, — just nicht auf dem Herzen, aber doch im Gedächtniß; und Sie wissen wol, wenn wir Weiber so etwas haben, so muß es gesagt und erzält seyn, und sollten wir unsere Freunde aus dem Schlaf erweken. Doch, so ganz zweklos ist es nicht, was ich Ihnen zu erzälen habe. Ich bin jezt wie die Käfer- Raupen- Insektensammler, oder wie die Botaniker. Ich suche und sehe nur nach Erziehung, Erziehungsmethode und ihren Wirkungen. „Um zu rezensiren?" — O! Sie Boshafter! womit hab' ich denn das verdient? Ich beobachtete ehrlich alle Väter und Mütter, und die Art,

ihre Kinder zu behandlen. Ich ließ mir alle Kinderstuben zeigen, und schnuffelt' in allen Kinderbüchern, die ich liegen sah; — ehrlich um etwas zu lernen. Ja, ja! um zu lernen. Sie mögen lachen, wie Sie wollen. Was kann ich nun dafür, daß ich nichts lernte, als — was man vermeiden muß; daß ich nicht anders als tadeln, rezensiren, satyrisiren kann? Urtheilen Sie einmal anders, wenn Sie gelesen haben.

Die Erste pädagogische Weisheit, die mir ohne mein Suchen aufstieß, war in Frinzheim, wo auch eine Gräfliche Familie, aber keine St —— ische, residirt. Ich hört' aus unserem Gasthause, daß: „heraus!" gerufen, und die Trommel gerührt wurde. Ich sah hin, und sah, — sah ein Kind von etwa sechs Jahren, mit seiner Wärterin im Wagen, vor dem die Wache ins Gewehr treten mußte!! Es war der Kronprinz, der einst das Reich regieren sollte. Ich hört' auf mein Erstaunen und Fragen, daß es auf hohen Befehl des Herrn Grafen, seines Vaters, geschehe, der dadurch seine Unterthanen frühe an Ehrerbietung gegen seinen Nachfolger gewöhnen wolle. „Und den Sohn zugleich, daß

er niemals Ehrerbietung zu verdienen braucht?"
Die Frage entschlüpfte mir. Ich merkt' aber bald an den verlegenen und erschrokenen Gesichtern, daß ich einen respektswidrigen Ausdruk gebraucht hatte, und daß es wol hier zu den herkömmlichen Sitten gehöre, Ehrerbietung zu fodern und zu bezeugen, ohne an Verdienst zu denken. Ich erzält' es Edelwald mit Erstaunen: aber er wunderte sich nicht. Er sagte, so etwas sey an der Tagsordnung, nicht blos bei solchen beschränkten Köpfen wie der Graf Frinzheim ist, sondern bei manchen weit Verständigeren. Sie gehen stillschweigends von dem Grundsaz aus: meine Kinder müssen als Prinzen, Prinzessinnen, Grafen, Gräfinnen, als gnädige Herrn, als Adliche erzogen werden, und darüber geht natürlich die Menschenerziehung verloren. Nach den Begriffen nämlich, die sich ein Prinz, Graf, Edelmann, oder seine Durchlauchtigste, Hochgeborne, Gnädige Frau Gemalin von ihrem Stand, ihrer Würde, ihrem Verhältniß gegen andere Stände und Menschen macht, — und man kennt die fixen Ideen, die darüber gäng und gebe sind — wird die Erziehung eingerichtet. Erwachsene

Personen müssen dem Kinde mit einer gewissen Ehrerbietung begegnen, müssen sich von dem vornehm- und hochgebornen Aristokraten mißhandeln lassen, und die Mißhandlung in Unterthänigkeit, als gnädigen Scherz aufnehmen. Das kleine gnädige Wesen darf sich keine Schuhe und Strümpfe anziehen können, muß so hüflos und unbeholfen wie möglich bleiben. Mit gemeinen, d. h. bürgerlichen Menschen, darf es sich nicht gemein machen, muß sie seine angeborene Vornehmigkeit empfinden lassen, muß mit ihnen nur die gemeine Sprache, teutsch, aber mit allen Personen von Familie (bürgerliche haben keine Familie) französisch reden, gegen bürgerliche ein air de protection annehmen. Das Lezte zwar mit Recht; denn die Rolle will wirklich früh' und lang' einstudirt seyn, bis der zwanzig jährige Schwächling, den Beschüzer des kräftigen, vierzig jährigen Manns machen lernt, der von der frühesten Jugend an, sich selbst beschüzen und sich selbst helfen mußte. So wird dann ein aristokratisches Krebsbüchlein — nicht geschrieben, aber praktizirt; und der Erfolg wird, wie so manche Figuren um uns her, es zeigen.

Edelwald meynt, der größte Mann unserer Zeit wäre sicher, von manchen Seiten kein so großer Kaiser geworden, wenn sein Vater ein Kaiser gewesen wäre, und mit großem Recht hab' er sich der Erziehung aller derer bemächtigt, die Anspruch auf die Krone einst haben oder machen könnten.

Sie denken doch nicht, lieber Wandulf; daß Bitterkeit mir diese Sprache eingebe, weil ich etwa hier und da auf der Reise, von Vornehmen und Adlichen verächtlich behandelt worden sey. Nichts weniger! Ich habe die interessantesten, liebenswürdigsten Menschen in den vornehmen Ständen gefunden. Ich bin von ihnen über die Gebühr geschäzt, und mit Höflichkeit, — nicht überhäuft, aber sanft und wohlthätig übergossen worden. Der Geldstolz einiger reichen, breiten Kaufmannsweiber hat mich eher empört. Ohnehin hätte mich die trefliche St——ische Familie, nicht blos mit den höheren Ständen aussöhnen, sondern für sie bestechen müssen. Ausserdem bin ich überzeugt, daß unser Stand meist schuld ist an dem Stolz der Vornehmen, und daß man unsere Würde anerkennen müßte, wenn wir sie

selbst zu behaupten den Muth hätten. Ich habe mehrmals in Pyrmont ein Andrängen, selbst bedeutender Männer an die Vornehmen gesehen, das mich angeekelt und empört hat, und ich bin weggereiset, ohne einen berühmten Mann und Schriftsteller gesprochen zu haben, ob wir gleich um seinetwillen dahingegangen waren — blos weil ich dieß unleidliche, unwürdige Anschmiegen, Ankriechen sah. Wenn wir uns die Bildung, auch die äußere verschaffen, die zum Umgang mit gebildeten Personen gehört; wenn wir jede ungemischte adliche Gesellschaft wie eine geschlossene betrachten, zu der sich kein gesitteter Mensch drängt, der man aber auch nicht gram wird; wenn wir uns eben so zusammenhalten, unseren Gesellschaften Interesse zu geben wissen, und in dem darin herrschenden Ton, feine Bildung zeigen; wenn wir jede Höflichkeit eines Vornehmen mit Höflichkeit erwiedern, ohne Kriecherei und Affektation, nie und nirgends, um Einzelner Thoren und Thörinnen willen, absprechen über einen Stand, der so zalreich ist, und so viele fein-gebildete, intereßante, ehr- und liebenswürdige Menschen in sich faßt; wenn wir uns vor

jedem höheren Verdienst, aber nie vor einem bloßen — von beugen: dann soll sichs mit dem Adelstolz wol geben. Unser Stand hat jezt so bedeutende Männer und so viele gebildete Weiber, sagte Edelwald neulich, daß wir den Adel überall entbehren können, aber nur in großen Residenzen, der Adel uns.

Lachen mußt' ich übrigens, als ich neulich in den interessanten, Reichardtischen vertrauten (aber durch den vertrauten Korrespondenten dem Druk übergebenen) Briefen über Wien ꝛc. las: „Jeder Stand gewinnt unleugbar durch eine weise Abgeschlossenheit, an Würde und ächtem Lebensgenuß.“ — Ich denke gerade das wird er gewinnen, was man durch eine artige Steifheit gewinnt: denn ich habe von der weisen Abgeschlossenheit so wenig Begriff, wie von einer artigen Steifheit, oder von einem geselligen Mönchthum. Ob wol Reichardt das geschrieben haben würde, wenn man auch gegen ihn, diese weise Abgeschlossenheit beobachtet hätte? Doch; ich verstehe mich nicht auf alle Wege, wodurch man zu Würde und ächtem Lebensgenusse kommt. Mein Weg wär' es einmal

nicht, sondern ich bin der Meynung des naiven Petrus: „Unter allerlei Volk und Ständen, wer redlich ist, und sich in gebildete Gesellschaft paßt, der ist mir angenehm."

Aber nun auch kein Wort mehr, von allen Vornehmen und Großen der Erde! Sie werden hören, daß wir, in unserem Stande, auch nicht sehr weise sind.

## Ein und siebenzigster Brief.

### Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Mit hohem Interesse hab' ich Ihre beiden Briefe gelesen, liebe Aeone; besonders hat mich Ihre Beschreibung der St——ischen Familie in ein Elysium gezaubert, das ich mir wie ein Heiligthum, so lange als möglich, in meinem Innern aufbewahren werde. Warum wir doch immer Theorieen aufbauen, wie man Kinder zu Religiosität bilden könne, und das ganze Zeitalter, und nicht lieber eine solche Mutter fragen, die uns sagt, nicht blos wie man es könne, sondern wie sie wirklich gebildet habe! Es wäre Zeit, daß man unseren Vormündern der Menschheit so etwas riethe. Seit einiger Zeit scheinen sie denn doch aufmerksam und verlegen zu werden, über den Verfall der Religiosität, der nicht mehr zu verkennen und zu verbergen ist.

Es fällt ihnen selbst auf, daß die Aufklärung, die Alles durchsehen, durchsichtig machen und alles Tiefe, Undurchsichtige beseitigen will, nicht einmal so viel Religiosität zu erhalten vermag, als die einfältige Orthodoxie, die noch Alles glaubte, was die Verfasser der Bibel glaubten, wenn auch nicht Alles tout comme chez nous war. Es scheint ihnen ein Licht darüber aufgegangen zu seyn, daß man doch dem Baume schaden könne, wenn man die Rinde allmälich abstreift, um ihn hübsch glatt zu machen, wie einen Freiheitsbaum. Sie fürchten sogar, daß er absterben könne, weil er wirklich weder Blätter noch Blüten trägt, im Früling der Aufklärung, und sie überlegen untereinander, ob man ihm eine symbolische Rinde m a l e n, oder ihn mit einem modisch-ästhetischen Ueberzug bekleiden solle. Man hat es hin und wieder sogar versucht; aber doch kein inneres Leben in dem Baume verspürt, so daß man es wol, wie mit den Christtagsbäumen für Kinder machen, und Früchte mit Zwirnsfäden daran wird binden müssen, welches sich bei Nacht ganz gut ausnimmt. Indeß bleibt doch guter Rath theuer;

denn man merkt wol, daß, wenn die Bäume der Landleute eben so weise behandelt, eben so glatt wären abgestreift worden, wie die Kunstgärtnersbäume: so würde man am Ende kein Obst mehr haben, um es anzubinden an die erleuchteten Christkindsbäume.

Im Ernst, liebe Aeone, ist es der Einzige Weg, Kinder zur Religiosität zu bilden, den die weise Gräfin, geleitet durch Erfahrung an sich selbst, eingeschlagen hat und ausgegangen ist. Der Mensch kann nur das mittheilen, was er selbst hat. Man muß selbst religiös seyn, um Religiosität in Anderen zu weken, so wie man selbst lieben muß, um Liebe aufzuregen in seinen Kindern. Wie kann das Kind Ehrerbietung haben gegen das, was seine Aeltern nicht achten? Wie wird es beten mögen, wenn es merkt, daß seine Aeltern nichts machen aus dem Gebet? Wird es die Bibel lesen oder etwas aus der Bibel hören mögen, wenn seine Aeltern sie bei Seite liegen, ihm zur Noth durch einen elenden Lohnknecht, etwas daraus erzälen lassen, indeß ihm die Frau Mutter, statt dessen, erdichtete Erzälungen aus all den unendlichen Kinder-

freunden und moralischen Unterhaltungen vorlieset? Und wenn sie ihm denn noch so viel vorsagen, daß und warum es beten, sich mit der Bibel bekannt machen, Religion achten müsse, was wird es sich aus diesem Benehmen merken? „Rede nur recht ernsthaft von Religion; ermahne nur Andere, sie zu achten. Rühme das Bibellesen und das Gebet. Du selbst kannst thun was du willst.“ Das ist die Maxime, die sie ihren Kindern — freilich nicht vorsagen, aber — was noch mehr ist, die sie ihnen durch ihr Beispiel einprägen, die auch sicher von den Kindern treulich befolgt wird. So kannt' ich eine Mutter, die in Gegenwart eines kleinen, naiven Mädgens, jede besuchende Person versicherte, daß sie ihr durch ihren Besuch sehr viel Vergnügen machte, oft aber, wenn er ihr nicht gelegen gekommen war, unmittelbar nach ihrem Weggehen sagte: „Das unausstehliche Weib! Sie kam mir doch so ungelegen, wie möglich!“ die aber doch dem Mädgen so streng gegen jede Unwahrheit sprach, wie der strengste Kantianer hätte thun können. Das Kind log nicht selten, macht' es aber mit seiner Puppe gerade so, wie

es die Mutter mit ihm machte. Einmal hört' es die Mutter, und fragte das Mädgen, ob sie denn auch immer die Wahrheit rede. „Nein; das nicht, liebe Mutter," antworte das naive Mädgen: „aber man muß es den Kindern doch sagen." Das ist die Erndte von der schönen Saat!

Ueber den kleinen Machthaber, vor dem die Wache unter das Gewehr treten muß, hätt' ich gelacht, wenn dergleichen Elendigkeiten nicht gar zu traurige Folgen hätten. Es kommt mir vor, wie die Gewohnheit einiger Mütter in Ostfriesland, die ihren Kindern recht frühe Brantewein geben, um sie daran zu gewöhnen, und oft so viel, daß es dem armen Wesen in den Kopf steigt, worüber sich denn die unsinnige Mutter herzlich ergözt. Was Sie über Adelstolz und Adelserziehung sagen, ist sehr wahr: aber Lieber; die Menschen sind nicht so streng zu tadlen, wie Sie glauben. Sie sind mit den Vorurtheilen ihres Standes aufgewachsen. Sie haben von Aeltern und Verwandten nichts Anders gesehen und gehört; Alle ihres Standes sind so erzogen worden. Wie wollen beschränkte Menschen, die

wenig Anders sahen, sich losreißen von dieser Standesthorheit? Es sind wenige Menschen, die sich über die Einseitigkeiten, schiefe Ansichten und Vorurtheile ihres Zeitalters ganz erheben konnten; diese Wenigen sind ausgezeichnete Köpfe. Und das können doch nicht alle Adliche seyn. Mit den Standesvorurtheilen ist es eben so, wenn man nicht den Geist und die Sinnesart anderer Stände genau kennen lernt.

Die Art von Erziehung oder vielmehr das System, nicht zu erziehen, sondern dem ganzen Thiermenschen, besonders dem Knaben, allen Willen zu lassen, wie er auch Erwachsene behandlen oder mißhandlen mag, ist indeß nicht so selten als Sie glauben, und wird aus gar mancherlei Scheingründen, in allen gebildeten Ständen manchmal befolgt. Der Knabe soll sich aus sich selbst entwikeln; soll nicht in der Jugend geknikt werden; soll auf seinem Sinne bestehen lernen, soll Charakter bekommen. Darum wird ihm jede Unart zugelassen, jeder tolle Einfall befriedigt. Kann und darf man es nicht; so fängt der kleine Despot an zu toben, zu schreien, zu krazen, zu beißen, und seine Wärterin — muß

sich bewahren so gut sie kann, muß schmeichlen, ableiten, zerstreuen oder nachgeben, was dem verzogenen Kinde schädlich ist. Kann man sie's verdenken, daß sie manchmal mit dem Knecht Ruprecht, mit dem Wauwau, mit einem Wesen aus der unsichtbaren Welt droht, wenn die Aeltern in der sichtbaren sie nicht unterstüzen wollen? Freilich wird so ein Kind auf seinem Sinne bestehen lernen; aber sein Sinn wird despotisch, unbiegsam werden. Und ist dann etwas gewonnen, wenn es auf seinem Sinne besteht? Freilich wird es Charakter bekommen; aber welchen? Den Charakter eines vollendeten Egoisten, der Alles nur für sich will, dem Alles zu Gebot stehen soll, der Alles und Alle nur als Werkzeuge betrachtet die seinen Willen thun, seine Launen und Leidenschaften zu befriedigen, geschaffen sind. Kurz: es giebt solche Jünglinge, wie wir sie nicht selten sehen, für die nichts Werth hat als ihre Sinnlichkeit, ihre Lust, und die Mittel, wodurch sie befriedigt werden kann. Es ist recht gut, Kindern nicht allzuviel zu verbieten, was unsere Alten manchmal thaten. Allerdings muß das Kind auch einen Willen haben

und auf seinem Willen bestehen. Es liegt hohe Weisheit in der Erzälung von der Bildung jener Ersten Menschen, daß sie nur Ein Verbot bekamen, daß sich ihre Erziehung nicht auf Befehlen und Verbieten beschränkte, sondern sich ausdehnte auf Entwikelung und Uebung aller ihrer Kräfte. Sklavenseelen, charakterlose Talgmenschen kann eine Alles verbietende, blos durch Furcht wirkende Erziehung bilden; aber keine freie, feste Menschen, noch weniger Männer mit Mannsmuth und Mannskraft. Allein dem Kinde nichts verbieten, ihm in Allem seinen Willen lassen, oder ihm etwas verbieten und nicht fest bestehen auf dem Verbot, heißt, es aufwachsen lassen wie ein Thier des Feldes. Alle Moralität gründet sich auf Gebot und Verbot. Ohne dieß giebt es keine Uebung für den moralischen Sinn. Gehorsam ist die Erste Uebung dieses Sinns, und es giebt keinen Gehorsam, wo weder Gebot noch Verbot ist.

Ich glaub' Ihnen dieß auch in Hinsicht auf Ihren Eduard sagen zu müssen; denn Edelwald, der so viel auf Mannssinn und Mannskraft hält, könnte ihn leicht auch zu einem solchen Allwillsgenie erziehen. Warnen Sie ihn davor.

## Zwei und Siebenzigster Brief.

### Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

Jezt, nachdem meine Lernie vier Monate verheiratet ist, kann ich Ihnen wol etwas von der Ehe sagen, lieber Wandulf, ohne Furcht, es bald zurüknehmen zu müssen. Alles müßte mich täuschen, oder sie wird glüklich seyn. Schon als es ihr Warneken gesagt und sie gefragt hatte, ob sie ihm wol ihre Hand geben könne, sprach sie mir davon mit einer Art von Rührung, die mich viel Gutes ahnen ließ. „Warneken ist ein so achtungswerther Mann," sagte sie „daß ich nicht begreife, wie er auf ein so unbedeutendes Mädgen fallen konnte. Gewis hat ihn aber sein gutes Herz getäuscht, weil er mich für gut hält. — Er muß mich wirklich besser kennen lernen."

„Und du ihn."

„O! ihn kenn' ich schon. Ich bin seiner nicht werth."

„Die Liebe macht Alles gleich; und er liebt dich."

„Es wird mir schwer, das zu glauben."

„Traust du ihm denn nicht, wenn er dir es sagt."

„O! ja, ich trau' ihm auf jedes Wort. Aber er irrt sich in mir. Ich weiß nicht, was er an mir finden sollte. Ach! liebe Mutter, sagen Sie mirs doch, wo ich etwa einen Fehler vor ihm verberge. Ich will ihn wenigstens nicht täuschen." (Sie sagte dieß mit sichtbarer Rührung. Ihr Auge schwamm in Thränen. Ich umarmte sie.)

„Nein, liebes Mädgen; du täuschest ihn nicht, und Niemand. Wer nicht täuschen will, der täuscht nicht. — Aber Lernie, sage mir nun auch ganz offen: wünschtest du denn, daß er Dich liebte?"

„Ob ich's wünsche?" (kaum hörbar.)

„Ja?"

„Ja liebe Mutter." (mit hoher Röthe.)

„Und könntest du ihn wieder lieben?"

(Sie verbarg ihr Gesicht an meinem Hals) „Wer wird einen solchen Mann nicht lieben?"

Jezt wußt' ich genug. Ich sagt' ihr indeß, daß sie sich beide näher kennen lernen müßten, daß sie Alles wol überlegen solle, was sie entbehren müsse bei einem ältern Mann, daß Warneken nach zehn Jahren, schon ein alter Mann, und sie noch in ihren besten Jahren sey; daß er mürrisch werden könne, u. s. w., das Alles schien aber gar keinen Eindruk auf sie zu machen. Nun fragte sie mich, was sie denn erst lernen müsse? Und als ich ihr Bälle, Umgang mit jungen Mannspersonen und dergleichen nannte, drükte sie mir die Hand, und sagte mit funkelnden Augen: „Nein; daran entbehr' ich nichts. Wenn Sie mir ein Wort sagten, ich solle nie auf einen Ball gehen; es würde mich sehr wenig kosten. Und nun gar —" Ich mogte sie nicht beschämen, durch die Bemerkung, daß ihr Warnekens Wort schon jezt mehr als das Meinige gelte. Ich lachte also und sagte, nach drei Monaten wolle ich erklären, ob ich meine Einwilligung geben könne. Die drei Monate vergingen; beide näherten sich immer mehr. Warneken überzeugte sich täglich

mehr, daß Lernie ihn liebe, und Lernie glaubt' am Ende auch, daß sie für ihn, kein ganz unbedeutendes Mädgen sey. Sie wurden verheiratet, und sind glüklich, glüklicher als hundert junge Paare seyn mögen.

Aber welcher Mann ist auch Warneken! Liebender Bräutigam und besonnener Mann zugleich. Er faselt nicht, schmeichelt nicht, erhält sich in seiner vollen Mannswürde: aber er überrascht seine Gattin so oft mit kleinen Vergnügungen, mit fein ausgedachten kleinen Geschenken; er erleichtert ihr Alles, auf eine so feine und doch natürliche Art, leitet sie so sanft, unterstüzt sie so kräftig und doch so ruhig, ist so gleich heiter und erweiset ihr in Gesellschaften eine so zarte Achtung, daß sie sich über sich selbst erhoben und im Himmel fült. Dagegen zeigt sie ihm eine so liebevolle Ehrerbietung, einen so innigen Dank für Alles, womit er ihr Freude macht, ein beständiges Bestreben, ihm wieder Freude und Alles nach seinem Sinne zu machen, daß man die Leute mit einer wahren Herzenswonne zusammen sieht. Lernie ist ein Mittelding zwischen Gattin und Tochter, ohne es zu wissen und zu wollen.

Das drükt auch ganz das Verhältniß aus, in dem sie sich gegen Warneken fült, und macht sie unbeschreiblich liebenswürdig. Kurz: das Pär-gen ist troz dem ungleichen Alter glüklich und ich freue mich unbeschreiblich dieses Glüks. Jezt seh' ich recht gut ein, daß Lernie mit einem Jüngling von zwanzig Jahren kaum hätte glüklich seyn können; am Wenigsten mit einem Jüngling nach der Mode, die jede Feinheit als unmännlich ver-achten und nur dann du dernier gout zu seyn glauben, wenn sie recht plump und lümmelhaft sind. Du arme Lernie! was wäre dann aus dir geworden? Nein; so ist es besser!

## Drei und siebenzigster Brief.

---

### Edelwald an Aeone.

Hannover.

Herzlich hätt' ich lachen müssen über Deine Besorgniß, ich mögte von Werdau bis Hannover, auf der langen Reise von — zwölf Meilen, in den gefährlichen Wegen — einer Poststraße, ein Unglük gehabt haben, oder wol gar von Mördern erschlagen worden seyn; — ja ich hätte gelacht, wüßt' ich nicht, daß es dich wahrhaft unglüklich macht, wenn Dich einmal die Angst ergreift. Ja wol: ergreift! — denn es ist nie ein Wesen außer Dir, das Dich anpakt, von dem Du Dich nicht losmachen, über das Du nicht Herr werden kannst. „Es muß ein Unglük seyn!" sagst Du. Und warum? Weil Du keinen Brief bekommen hast, da Du Einen sicher erwartetest. Aber konnt' ich nicht abgehalten worden seyn in der Stunde, in der ich Dir schrei-

ben wollte? Konnte der Brief nicht liegen geblieben, nicht verloren gegangen seyn? Ist das Alles, was so oft geschieht und so leicht geschehen kann, nicht unendlich wahrscheinlicher, als daß ich ein Unglük gehabt habe auf einem Wege, der gewiß schon funfzig Jahre lang, ohne irgend ein-Unglük für einen Reisenden, befahren, beritten und gegangen worden ist? „Aber es kann doch seyn," sagst Du, „und schon der Gedanke an die Möglichkeit ist mir schreklich." Freilich kann man die Möglichkeit nicht leugnen: aber wenn man sich vor Möglichkeiten fürchten wollte, so könnte man nie ohne Angst seyn. Der Schlag kann mich an Deiner Seite treffen; ein vom Dache fallender Ziegelstein kann mir das Gehirn zerschmettern; ich kann durch und in jeder Speise vergiftet, auf jedem Wege durch eine Straße kann ich überfahren werden, bei jeder Ueberfahrt über die Weser kann ich ertrinken. Willst Du deßwegen nie ruhig an meiner Seite sizen, Dich ängstigen, so bald ich aus dem Hause gehe, einen Mund voll esse, mich über die Weser sezen lasse? Nein, meine liebe,

gute Aeone, vor Möglichkeiten fürchtet sich kein vernünftiger Mensch.

Nicht als wenn es meiner köstlichen Aeone an Vernunft fehlte. Wie ich darüber denke, weiß sie besser. Sie erinnert sich wol noch, wie oft ich sie die Vernunft des Hauses nannte. Sicher weiß sie auch Alles, was man ihr darüber sagen kann; sieht in ruhigen Stunden Alles selbst recht gut ein, lacht wol über ihre eigene Angst: aber die ruhigen Stunden kann ihr eben Niemand herbeiführen. Ihre lebhafte Phantasie denkt sich das Fürchterlichste. Sie malt's ihr aus mit den grellsten Farben. Eben weil sie von gar keiner bestimmten Gefahr weiß, schweben ihr alle mögliche vor. Die Phantasie kann unbegränzt frei wirken, eben weil ihr die Wirklichkeit keine Grenzen sezt. Der Verstand mag sagen, man mag ihm vorstellen, was man will; er hat nichts dabei zu sagen, oder er ist selbst im Dienst der Phantasie, muß Gründe auffinden, um ihre Vorspiegelungen als Wirklichkeit vorzustellen. Kurz: die Phantasie herrscht über Verstand, Vernunft, Alles. Hätten sich unsere lieben, herrlichen Weiber mehr Herrschaft über ihre Phantasie erwor-

ben: sie wären so beherzt wie wir, und oft noch beherzter; denn in der wirklich eingetretenen Gefahr haben sie gemeiniglich sehr viel Muth und Gegenwart des Geistes, weil ihre Phantasie durch die Wirklichkeit beschränkt ist. Auch meine liebe Aeone sollte sich also ernstlich bemühen, mehr Herrschaft über ihre Phantasie zu erlangen.

Wirklich ist es der Mühe werth; denn Aengstlichkeit macht namenlos unglüklich, nicht nur die Personen, die sich ängstigen, sondern auch Alles um sich her, was nur einigermaßen Theil an ihnen nimmt. Es ist die peinlichste, quälendste Lage, ein gutes geliebtes Wesen gefoltert zu sehen von unnüzer grundloser Aengstlichkeit, und ihr durch alle mögliche Bemühungen nicht helfen, ihre Noth nicht um einen Gran lindern zu können. Man ist empört, und empfindet das tiefste Mitleiden; man glaubt, man m ü s s e sie vernünftig machen können, und jeder Versuch schlägt fehl. Wenn sich denn unser Inneres dagegen empören will; so sehen wir wieder das arme Geschöpf von Angst, wie von einem bösen Dämon herumgetrieben, ohne Ruh und Rast, von den unseligen Bildern seiner Phantasie, wie Makbeth

von dem Geiste verfolgt, und wir mögten selbst verzweiflen über ihre Verzweiflung. Weiß der Mann in der Ferne, wie sehr sich seine Frau ängstigt; so ist er in seinem ganzen Wesen gelähmt, so bald etwas nicht Vorhergesehenes kommt, was ihn über die bestimmte Zeit zurükhält. Er kann seine Geschäfte nicht mit Ruhe verrichten, nicht mit Ruhe an seine Familie denken, sich kaum auf seine Zurükkunft freuen. Kurz: die ganze eheliche Glükseeligkeit ist gestört.

Oder ist es Anders, liebe Aeone? Die ungestörte Erhaltung unserer ehelichen Glükseeligkeit verdient es also wol, daß Du Dich bemühtest, mehr Herrschaft über Deine Phantasie zu erhalten, was freilich nicht auf Einmal geht. Ewald in seinem Handbuch für Frauenzimmer, sehr sonderbar, die Kunst ein gutes Mädgen zu werden, genannt, hat Einiges darüber gesagt, was sehr anwendbar ist und kaum seine Wirkung verfehlen kann, wenn es ernstlich und anhaltend gebraucht wird. Ich habe nun zweierlei hinzu zu sezen; was jener Verfasser nicht berührt, und was in dem Augenblik der eintretenden Angst angewendet werden kann. Laß der Aengstlichkeit

keinen Augenblik Raum, hänge ihren Bildern keine Sekunde nach, sonst bist Du verloren. Die ängstlichen Phantasiebilder sind ein rollender Schneeball in den Schweizergebürgen. Anfangs ist er aufzuhalten; aber bald wird er zu einer Lavine, der nicht mehr zu widerstehen ist, die Alles mit sich fortreißt und das friedliche Dorf im Thale zerstört. Bemühe Dich also vorerst nicht, über den Gegenstand Deiner Angst vernünftig zu denken, sondern gar nicht. Wirf Dich auf der Stelle in ein Geschäft, das Deine ganze Aufmerksamkeit erfodert; in das schwerste, wichtigste, was Du jezt vorhast. Oder findet sich so keins, geh' in eine Gesellschaft — nicht an solche Orte, wo Du Dich deinen Vorspiegelungen überlassen oder wol gar Dich darüber auslassen kannst, sondern wo möglich in Eine, in der Du Dich zusammen nehmen mußt. Zwinge Dich Theil zu nehmen an Allem, hinein zu gehen in Alles, nur nicht in Dich selbst. Hast Du Deine Phantasie einmal zum Stillschweigen gebracht, so laß sie einschlummern und weke sie nicht. Man kann sie eher unterdrüken als leiten. Ihre Leitung erfodert Uebung von Jugend auf, die meine gute

Aeone nicht hatte, so viel sie auch hat. Und dann Liebe; schreib' Dir's jedesmal auf, wann Du Dich ängstigst, was Du befürchtest, und warum. Bemerke Dir ganz einfach, wie hoch die Angst stieg, wie lange sie dauerte, und — wie sich's zeigte, daß Deine Angst ungegründet war. Führe darüber ordentlich ein Buch und gieb mir's in die Hände. Ich werde dann schon sehen, ob es rathsam ist, es Dir zu geben, oder ob Du Dich selbst noch vergessen mußt. Kannst Du es aber einmal brauchen, so ist es eine Bibel für Dich.

Ich werde unter vierzehen Tagen noch nicht wieder zurükkommen können, Dir aber so oft schreiben, wie es mir möglich ist. Käm' einmal an einem Posttage kein Brief, so kannst Du sicher darauf rechnen, daß ich durchaus nicht schreiben konnte, oder daß der Brief liegen geblieben ist. Ich bin sehr wol, und sehne mich wieder bei Dir zu seyn, da dann ohne Zweifel die Aengstlichkeit ein Ende haben wird, wenn ich die — gefährliche Reise, in meinem bequemen Wagen mit zwei Postpferden, und — nur einem Bedienten, glüklich zurük gelegt habe. Jezt mag ich wol scherzen; denn jezt ängstigst Du Dich nicht. Ich denke Du scherzest selbst.

## Vier und siebenzigster Brief.

### Aeone an Wandulf.

Werdau.

Jezt kann ich wieder schreiben, scherzen, spötteln, rezensiren, pädagogisiren, wol gar philosophiren, — Alles, was Sie wollen; denn Edelwald ist wieder angekommen. Er hat kein Bein und keinen Hals gebrochen; kein Mörder hat ihn erschlagen. Ich hab' ihn wieder. Vorher konnt' ich nichts, denn ich fürchte Alles. Doch nichts davon. Er hat mir von Hannover aus eine tüchtige Predigt darüber gehalten und ich hoffe, sie soll besser wirken, als die gewöhnlichen. Wenigstens bewahr' ich sie in seinem, guten Herzen.

Ich hab' Ihnen noch Einiges von unserer pädagogischen Reise zu erzälen, das Sie unterhalten wird, wenn man Anders durch die Thorheit der Menschen unterhalten werden kann. Ich wäre jezt dazu gestimmt; denn weinen oder la=

chen muß man über diese Thorheit, und zum Weinen hätt' ich keine Lust. —

Mein Mann hatte zwei Bekannte in Gießbach, den Kriegsrath Ralph, und den Amtmann Bohnenberger. Da nun auf dieser Reise alle Bekannten aufgesucht und besucht werden sollten; so brachten wir auch einige Tage bei diesen zu. Beide hatten Kinder und beide wolten an ihnen erziehen; wenigstens beschäftigen sich beide mit ihnen. Aber freilich auf eine sehr verschiedene Weise. Beide haben viel Amtsgeschäfte, sehen also ihre Kinder meist nur beim Frühstük und bei Tisch. Kriegsrath Ralph, ein sehr munterer Mann fängt dann gleich an, — nicht mit den Kindern zu spielen, sondern sie als Spielzeug für sich zu brauchen. Er giebt ihnen einen Teller mit Essen, und wenn sie es genießen wollen, nimmt er den Teller weg. Er rükt ihnen an den Stülen, daß sie herunter zu fallen fürchten, manchmal wirklich herunterpurzeln, — was seine größte Freude ist. Er kneipt sie, wenn sie wegsehen, und fragt ganz verwundert, wer sie gekneipt habe; beschuldigt es wol gar einen Bruder. Nach Tisch jagt er sie

herum, wirft er sie auf den Boden und nekt sie auf alle Art. Manchmal nehmen's die Knaben übel, vergessen allen Respekt, und knuffen tüchtig auf den unartigen Herrn Vater los; und das von Rechtswegen. Da lacht er denn daß ihm der Bauch schüttert, über den kraftlosen Zorn. „Da müssen die Jungens Kourage bekommen, sich zu helfen und sich wehren lernen," sagt er dann, und will seine Nekereien wol gar noch für pädagogische Uebungen ausgeben. Edelwald hat ihm aber tüchtig den Text darüber gelesen, und ich hab' ihm gerathen, er möge sich lieber ein Paar junge Hunde oder Affen anschaffen, damit er etwas zum Spielen habe. Er lacht' aber darüber, wie über Alles, und antwortete Edelwald nur: „Du bist immer so ein Präzeptor gewesen." Eduard war ganz erstaunt und empört über die Szenen. Er verließ die Seite seines Vaters nicht, um nicht in die gymnastischen Uebungen mit hineingezogen zu werden. Einmal, da er doch genekt werden sollte, benahm er sich so ernsthaft, wurde glühend-roth und sein Mißfallen sprach sich so deutlich aus, daß Ralph bald nachließ, weil er sich kein Vergnügen ver-

sprechen konnte, von einer Bokiade, in der ein Mann die Rolle des Knaben, und ein Knabe die Rolle des Manns übernehmen sollte.

Ganz anders benahm sich der Amtmann, ein ernster, bis zur Aengstlichkeit gewissenhafter Mann. Auch er kann seine Kinder nur selten anders, und in der Regel, nur blos bei Tische sehen. Hier glaubt er aber auch den ganzen cours d'éducation nachholen zu müssen, der bei ihm in Ermahnungen, Warnungen und Tadel besteht. Er lauerte auf den kleinsten Muthwillen, den sie ausübten, auf die kleinste Unanständigkeit — ein vielfassendes, hundertdeutiges Wort! — die sie sich erlaubten, auf jede Aeußerung ihres innern Lebens, die irgend mit den Sinnen wahrgenommen werden konnte. Dieß Alles wurde streng getadelt. Daran wurden Ermahnungen geknüpft, wie man nun anfangen müsse, „die Kinderschuhe auszuziehen," wie man sich gesezt und verständig betragen und dem Gespräch der ältern Leute still zuhören müsse. — Wir sprachen gerade von dem gesunkenen Handel Hollands, und von der Englischen Nationalschuld. — Um die Zeit recht zu benuzen, warnt'

er sie zugleich vor heimlichem Naschen, vor Spielen mit Pulver, vor Hinaufklettern auf ein Dach, von dem man die Maulbeeren eines nahestehenden Baums gemächlich pflüken konnte, vor Jagen der Hüner, Spielen mit dem Schweif der Pferde, vor Baden in einem gewissen Wasser, und — vor Lügen. Er war im Begriff, die zehen Gebote durchzugehen, ihnen das verbotene Laster zu beschreiben und ihnen dessen Ausübung mit so viel Ernst zu verbieten, als ob sie es eben hätten begehen wollen. Zum Glük hörten die Kinder nicht sonderlich auf die weisen Lehren, sondern schnitten sich einander Gesichter zu, wenn es der Vater nicht sehen konnte, weil sie durchaus nichts Anders treiben durften. Man sah indeß ganz deutlich, daß die pränumerirte Moral, gerade ein so hohes Interesse für sie hatte, als unsere Vorträge über Hollands Handel und die Englische Nationalschuld. Mit Allem dem hatte sich der muthwilligste, oder in der Sprache des Hauses zu reden, der unartigste der Knaben, etwas von den Warnungen gemerkt; denn ich sah in an dem Tage ganz gewandt und verstolen, eine kleine Leiter ansezen und auf das

Dach steigen, das durch die Nähe des Maulbeerbaums und durch die Vorstellungen des Vaters, so viel Interesse für ihn bekommen hatte. Ich zeigt' es Edelwald und wir zweifelten gar nicht daran, daß die Knaben, Ein Vergehen nach dem Andern, — wenigstens probiren würden, vor denen sie gewarnt worden waren, woran sie aber nie gedacht hätten. Mich dünkt, der Amtmann verfährt mit seinen Kindern, wie jener Bauer mit sich selbst, der die Arzenei, die er in vier und zwanig Stunden nehmen sollte, auf Einmal verschlukte, weil er am Tage keine Zeit hatte. Eins mag wol wirken, wie das Andere!

Ich zeigt' indeß unserem Eduard, die schönen Kupfer zu Loßius moralischer Bilder-Bibel, und erzält' ihm von den großen Männern des Alterthums, so viel ich davon wußte, — nur damit er durch all die Warnungen nicht aus dem Paradise gestoßen würde, in dem er noch lebt.

Von Gießbach giengen wir nach Bettingshofen zu dem Oberforstmeister von Gundersblum, mit dem Edelwald eine große Reise gemacht hatte. Einen auffallendern Kontrast zwischen Mann und Frau sah ich nie, und doch

Sympathie, die mir nur erklärlich wurde, durch den Kontrast, der zwischen dem Inneren und Aeußeren der beiden Leute ist. Der Mann spricht in dem rauhesten Tone — Edelwald nennt es Bierbaß, vielleicht Bierhausbaß — zieht bei der geringsten Gelegenheit die Augen furchtbar zusammen, flucht wie ein junger Fähndrich und tobt gleich, wie ein Unmensch. Wenn aber einem Menschen oder Thier weh gethan werden soll; so läßt er es nicht dazu kommen, findet eine Entschuldigung, und das Wesen muß ihm aus den Augen, nur damit er nicht zu strafen braucht, droht ihnen aber mit der entsezlichsten Strafe, wenn es wieder geschehen sollte. Neulich wurden zwei Weiber hergebracht, die ihre Kühe an einem verbotenen Ort im Walde hatten weiden lassen. Er fuhr auf sie los, als wenn er sie erwürgen wollte, sagt' ihnen mit schweren Flüchen, daß er sie in das Hundeloch bei Wasser und Brod würde steken lassen, daß sie ihm alle Eichen bezalen sollten, die auf dem Plaze hätten wachsen können. Und als sie kläglich vorstellten, daß sie kein Futter mehr für ihre Kühe hatten, und doch von der Milch hauptsächlich le-

ben müßten, daß ihre Kinder ohne Milch nicht leben könnten: sagt' er eben so rauh: „warum habt Ihr auch Kinder?" griff aber in die Tasche, gab jeder ein Stük Geld für die jungen Raker, verschwor sich aber, daß er sie an den nächsten Baum würde hängen lassen, wenn sie es wieder thäten. Seine Frau, eine zarte Blondine, sieht ganz schmachtend aus, lispelt so leise, daß man sie mit Mühe verstehen kann, und fährt krampfhaft zusammen, wenn ihr Mann einen Fluch ausstößt. Aber neulich sah ich sie einen Hünerhund schreklich durchprügeln, weil er, ich weiß nicht, was für einen Fehler auf der Jagd gemacht hatte; und noch gestern zog sie schnell ein Reitkleid an, und sezte sich auf ein Pferd, das zurük war gebracht worden, weil es sich mit dem Oberforstmeister überschlagen hatte. Nach einer Stunde kam sie zurük, und das Pferd war ganz weis von Schaum. Als ich sie fragte, warum sie sich so aussetze, sagte sie mit ihrem sanftesten Lispeln: „Ich muß ihm Untugend abgewöhnen." Ihr Kammermädgen soll auch von ihren sanften Händen zu rühmen wissen.

Dafür wissen aber die beiden Leute ihren

Kindern desto mehr Untugenden anzugewöhnen. Da haben sie eine Allwina, die der Göze der Mutter ist, weil sie eben so blaue Augen und so blonde Haare hat, wie jene. Das Mädgen ist hübsch und wär' auch ganz artig, wenn sie kindlich wäre, wenn man sie kindlich gelassen hätte. Aber da muß das kleine Wesen singen, Clavierspielen, deklamiren, Solos tanzen, seine Zeichnungen produziren, und dabei produzirt's denn zugleich seine Gestalt, seinen Wuchs, seine schmachtenden Augen, seinen Arm und seine Hand so sichtbar und absichtlich, daß man sich betrübt für das Kind, und schämt in die Seele der Mutter. Dabei wird dann erzält, mit welcher Fertigkeit sie das Alles treibe, in wie kurzer Zeit sie dieß und das gelernt habe, wie sie alle Andere ihres Gleichen übertreffe; sogar, was dieser oder jener bekannte Mann von ihr gesagt habe, und von ihren vielen Talenten. Der Knabe, ihr Bruder, muß denn auch seine Künste machen, voltigiren, sein kleines Pferd tummeln — er ist noch nicht elf Jahre alt — nach der Scheibe schießen und eine ganze Rede in lauter Jagdausdrüken hersagen. Sein angeborenes Talent und das Beispiel

seines Herrn Vaters, hat ihn denn auch Fluchen gelehrt, ohne einen besonderen Meister. — Ich glaube, der Vater hätt' ihm einen dazu gegeben, wenn er es nicht frühe genug von selbst gelernt hätte. — Und was der Vater Alles von dem Sohne zu rühmen wußte! Welche Kourage er habe, wie er die Jungen von seinem Alter unter zu kriegen wisse, wie er sich oft schon mit den Mädgen herumbalge, wie gerne sie ihn küssen. — Es ist unbegreiflich, wie verständige Menschen — was Beide außerdem sind — in dem wichtigsten Geschäfte ihres Lebens so unverständig, so unsinnig seyn können. Es giebt kein sichereres Mittel, um den jungen Menschen frühe zu einem aufgeblasenen Lüst- und Wüstling, und das sonst so liebenswürdige Mädgen zu einer Erzkokette zu bildn.

Da kommt Eduard und will erzält haben. Also heut' nichts mehr, damit ich nicht einen Pendant zu den Erziehungskarrikaturen mache, — Anderer Erziehung rezensire, statt daß ich an die Erziehung meines Kinds denken sollte. Ein Fall, der auch nicht ganz ungewöhnlich ist. Adieu!

## Fünf uud siebenzigster Brief.

### Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Wenn man eine solche Gallerie von Erziehungsmethoden durchsieht, wie Ihr Brief, liebe Aeone, Einige enthält; so wird man versucht, von Menschen überhaupt zu sagen, was man so oft von Fürsten gesagt hat: man müsse sich wundern, daß sie noch so seyen, wie sie sind, wenn man mit ihrer Verziehung bekannt sey. Wirklich muß in der Schule des Lebens noch gar Viel gelernt und Vieles abgelernt werden; der große Erzieher muß durch Lagen und Schiksale noch gar viel an den Menschen bilden, von vielen Schlaken sie reinigen, weil noch viele so gut sind, wie wir sie sehen. Was könnte man z. B. Sichereres thun, um allen Respekt gegen den Vater in den Herzen der Kinder zu vertilgen, als das, was der Kriegsrath Ralph thut? Wird nicht

auf alle mögliche Art an den Knaben gereizt, damit sie vergessen, daß der unartige große Junge ihr Vater sey? Und wie kann je von einem solchen Vater auf sie gewirkt werden, wenn alle kindliche Pietät aus dem kindlichen Gemüthe herausgeplündert ist? Wenn die Mutter hier nicht gut macht, was der Vater verdirbt; wenn sie nicht die Hochachtung gegen den Vater erhält, durch Erzälungen, was er für die Familie that und thut, wie gut und edel er bei manchen Gelegenheiten gehandelt hat, durch Darstellung der Nekereien von einer weniger nachtheiligen Seite, besonders aber durch Zurükhaltung der Knaben von allen Repreßalien, die sie brauchen und zu brauchen gereizt werden, durch Beschränkung auf eine gewandte Defensive, die dann auch dem verzogenen Vater etwas von der Lust nimmt, die Nekereien lange fortzusezen. Ich seze voraus, daß dem Vater gar nicht anzukommen ist, daß er zu allen Vorstellungen lacht, und gar nicht darüber nachdenkt, welcher Schade daraus entstehen kann; daß ihm die verständige Mutter auch keinen andern Zeitvertreib unterzuschieben weiß; dann freilich wäre dieß das Beste. An dem Quell

muß man verstopfen, dann versiegen sie von selbst die Bächlein, in die er sich ergießt.

Noch schlimmer als der leichtsinnige, muthwillige Kriegsrath, ist Ihr ängstlicher, bedächtlicher, und doch so höchst unbedachtsamer Amtmann. Sein ewiges Ermahnen macht taub gegen Alles Ermahnen; die Kinder hören auf keinen Tadel mehr, wenn sie zu oft hinter einander getadelt werden. Und das ist noch nicht das Schlimmste. So altklug, so anständig und so todt kann kein Kind seyn, wie es der Amtmann und Konsorten haben will. Die Gegenwart des Vaters wird ihm also zur Last. Sie lernen sich verstellen in seiner Gegenwart, und halten sich schadlos für den Zwang, sobald der Vater ihnen den Rüken gewendet hat. Kurz: es ist das sicherste Mittel, um in den Kindern alle Wahrheit zu tödten und alle Liebe. Dann ist es mit ihnen, wie mit den Bäumen denen gesunder Wachsthum fehlt; alle Insekten ziehen sich dahin und zerstören bald seine Blüte und sein Laub.

Und nun gar das Warnen vor Fehlern, die sie noch nicht begangen haben, die sie vielleicht gar nicht kennen! Ein gewisser Ehrhard hat einmal

das System beschrieben, das der Teufel haben müßte, wenn er ein geschikter, konsequenter Teufel seyn wollte. Dieß Warnen vor unbekannten Vergehungen würde wesentlich in dieß System gehören. Das ist die Schlange, die das unschuldige Kind reizt, von der verbotenen Frucht zu essen indem sie selbst davon ißet. Durch jede Warnung vor unbekannten Vergehungen und durch jede Erzälung davon, wird es aus dem Paradiese vertrieben, in dem es keine Sünde kennt, weil es keine darin giebt; und jeder Mensch, wie das Erste Menschenpaar muß eine Zeit lang in diesem Paradiese leben; die Blüte des sittlichen Sinns muß in der Hülle der Unwissenheit wachsen, ehe sie sich öffnen darf der freien Luft, der Sonne und den Insekten, die daran zerstören. Eine Gallerie von Unarten, die von Kindern begangen werden, besonders mit Kupfern, ist ein, in gleiche Dosen vertheiltes Reizmittel, um sie Alle zu probiren, wie in so manchen Romanen von — und — und — *) die lebhafte Schilderungen von Ausschweifungen und

*) Die Namen sind unterdrükt, um nicht ein Reizmittel zu geben, so wie sie.

ihren unseeligen Folgen, sind nur Aufmunterung es darauf hin zu wagen, ob die Folgen kommen werden. So fand ich mehrmals die Hälfte des dritten Bandes und den vierten, von — —, unaufgeschnitten, da die Ersten Bände ziemlich zerlesen waren. Natürlich, weil die lezten Bände die Folgen enthielten, die den Lüstling nicht kümmerten, die Ersten aber ein Detail von Ausschweifungen, das ihn sehr interessirte. Diese Warnungstafeln und Kinderstubengalgen, wären sie auch aus der Bibelgeschichte hergenommen, gehören unter die unbekannten Sünden, die Gott unseren Kinderschriftstellern ohne Kindersinn verzeihen muß, auch wol verzeihen wird, weil sie nicht wußten, was sie thaten. Endlich: Warnung vor Lügen, wenn das Kind noch nie log, das ist eine Herabwürdigung der kindlichen Natur, die sich früher oder später rächen muß, dadurch, daß das Kind sie verdient, wenn es anders weiß, was Lüge ist. Auch das Kind ist ein Mensch; und jeder Mensch wird schlechter, wenn man ihm viel Schlechtes zutraut, so wie der Mensch besser wird, wenn man ihm Gutes zutraut. Lüge ist nie die Erste Schuld, sondern

Folge einer Schuld; sie kommt nicht aus der menschlichen Natur, ob diese gleich von manchen Seiten zerrüttet ist; sie wird hinein gepredigt, getadelt, erzogen, durch Beispiel hinein gebildet, oder das Kind will eine Vergehung bedeken durch diese größere. Einem Kind also eine Lüge zutrauen, heißt sich selbst verdammen, wegen seiner schlechten Erziehung, oder dem Kinde zutrauen, daß es schon verdorben sey, der sicherste Weg um es zu verderben! Gerad' als ob man dem Kinde Merkurius geben wollte, auf den Fall, wenn es vielleicht — ein venerisches Uebel hätte. Gott bewahre alle gute Kinder vor einer solchen Krebserziehung.

Ueber Ihre Forstleute hätt' ich lachen müssen, wenn ihr Benehmen nicht auch eine gar zu traurige Seite hätte. Der Mann mit seiner rauhen Aussenseite ist noch viel besser, als die Frau mit ihrer glatten. Aber beide sind Thoren und bilden ihre Kinder zu Thoren, wenn ich mich recht gelind ausdrüken soll. Eine solche Inokulation der Eitelkeit; ein so vorsäzliches Säen eines Unkrauts, das ohnehin nicht zu vertilgen ist; so ein langsames aber sicheres Vergiften des kind-

lichen Sinns und kindlichen Reizes, durch den das Kind gefällt, eben weil es nicht daran denkt, daß es gefallen könne, ohne zu wissen, was gefallen ist, jammert und empört den Kinderfreund, und thut das doppelt, wenn es von Aeltern geschieht. Theilten sie ihm Skrophelngift mit: so wäre das traurig genug; indeß wären sie unschuldig. Sie geben ihm etwas Schlimmeres, und tragen die Schuld; denn ein geringes Nachdenken führt uns doch zu der Einsicht, daß dadurch die Kinder eitler werden müssen, und daß ein eitles Kind, ein unerträgliches Geschöpf ist. Schon ein erwachsenes, mit allen Reizen der Natur und der Kunst ausgestattetes Wesen, verliert all seinen Reiz, bei dem gesundfülenden Menschen, wenn es immer nur die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, immer und durch Alles nur gefallen, Schmeicheleien und Lobsprüche erzwingen will. Dieser Sinn giebt dem besten, feinsten, was es sagt, giebt seinem Spiel und Gesang, etwas so Unedles, Gemeines, daß man Mühe hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, seinem Talent, und es mehr verachtet, in dem Maaße, als es Bewunderung erregen will.

und nun gar — ein solches Kind! Lieber wollt' ich noch Eins, recht roth gemalt, von oben bis unten hin, mit colifichets bimbirt, mit cul und gorge postiche sehen, als so eine kleine, überall mit den Bliken Beifall suchende Kokette.

Doch; Sie werden es herzlich müde seyn, meine Sarkasmen zu hören, besonders, da ich eher in der Stimmung bin, die Thorheiten zu beweinen, als wie Sie, darüber zu lachen. Also nichts mehr! Haben Sie noch einige pädagogische Verkehrtheiten in Ihrem Reisejournal oder in Ihrem Kopfe, so theilen Sie mir sie mit. Vielleicht bin ich dann anders gestimmt.

## Sechs und siebenzigster Brief.

### Aeone an Wandulf.

Werdau.

Nein lieber Wandulf, Sie sollen sich nicht anders stimmen. Die Verkehrtheiten sind wirklich so arg und wirken so übel, daß man nicht dabei lachen sollte. Ich habe mirs nicht so arg gedacht. Und dann fällt mir ihre lächerliche Seite immer zuerst und am meisten in die Augen. Ich muß darüber lachen und wenn ich selbst dadurch verlöre. Das ist nun Einmal so! Darum nehm' ich's doch ernsthaft, wenn ichs recht überlege. Alles hat bei mir seine Zeit; das Lachen und der Ernst.

Freilich hab' ich noch ein Paar Thorheiten, — nicht im Reisejournal, aber desto besser im Kopf, die ich Ihnen mittheilen muß. Jenes waren Landthorheiten, dieß sind Stadtsitten; ich weiß aber nicht, welches die ärgsten sind.

Die Erste fand ich, ohne zu suchen, bei dem Obersten von Kühnhelm, einem biederen, verständigen, aber nicht sehr gebildeten Mann und seiner Gemalin, einer Braunsbergerin, von hoher Bildung, die aber wie alles Hohe, was nicht sehr fest ist, etwas schief gerathen war. Sie haben einen Knaben von vielen Anlagen, aber unleidlich verzogen. Wie rasend lärmt' er in der Stube herum, wenn wir zusammen sprachen. Der Vater verwies es ihm einigemal ernsthaft, befahl ihm Stille, oder er solle hinausgehen und draußen lärmen. Das mißbilligten aber die Frau Gemalin ganz laut, sprachen von innerem Leben des Kinds, das sich nicht ungeäußert lassen könne, von unbefriedigtem Thätigkeitstrieb, und den mancherlei üblen Folgen desselben, geruhten einige Stellen aus Roußeau anzuführen, als unwidersprechliche Authorität, und schloßen mit dem Grundsaz, daß man nie den Kindern ewas verbieten solle, weil es Einem beschwerlich ist. Das Alles geruhten Sie gegen den Vater zu deduziren in Gegenwart des Kinds, und die Gelegenheit schien Ihnen recht erwünscht zu kommen, wo sie ihre Principes zu äußern

Gelegenheit fanden. Der Knabe verstand zwar von den hohen Worten und Sprüchen nichts, merkte aber doch bald, daß die gnädige Mutter anderer Meynung als der nicht so gnädige Vater seyen. Er tobte also fort, daß man kaum seine eigene Worte hören konnte.

„Aber Sakerment!" sagte der Oberst, „kann dann der Junge nicht seinen Thätigkeitstrieb draußen befriedigen?"

„Wenn er aber lieber in der Nähe seiner Aeltern seyn will! Das zeigt doch Attaschement."

„Ein schönes Attaschement, wenn er uns die Ohren voll schreit, da er doch weiß, wie unangenehm es mir ist! Noch Einmal: laß ihn hinaus gehen; da kann er lärmen, so viel er will."

„Draußen würd' er ohne alle Aufsicht seyn; und man muß Kinder physisch und moralisch bewahren. Sie können auf beide Art fallen."

„Hm! vor dem moralischen Fall ist mir nicht bange, wenn der Junge lärmt und tobt; und wenn er auch auf die Nase fällt, so wird er den Hals nicht brechen, sondern vorsichtiger werden. Aber sage mir: ist er denn nicht schon

moralisch gefallen, wenn er seinem Vater nicht gehorcht?"

Ich konnte mich nicht enthalten, einzufallen: „Ja; das meyn' ich doch auch, liebe Obristin!"

„Ohne Zweifel fült er dieß Gebot schon als Despotismus. Und den Freiheitssinn der Kinder muß man möglichst schonen und pflegen. Es ist das edelste, womit der Mensch ausgestattet ward; was ihm einst Charakter und Würde geben wird, was —"

„Freiheit und der Teufel!" fuhr endlich der Oberste heraus, „Freiheit, seinem Vater nicht zu gehorchen! Eine schöne Ausstattung! Junge, jezt sag' ich dir's noch Einmal: still oder hinaus? Sonst du weißt wol!" (Er macht' eine sehr verständliche Pantomime.)

Jezt sah der Knabe wol, daß seine Frau Mutter ihn nicht mehr schüzen konnte, daß er also seine Freiheit nicht länger, auf Kosten der Gesellschaft mißbrauchen durfte. Indeß glaubt' er vollen Grund zu haben, sich zu stellen, als wenn ihm sehr Unrecht geschähe. Er fieng widrig an zu heulen. — Man unterscheidet gar

bald, das Weinen des Schmerzes von dem Heulen der Bosheit. — und gieng hinaus.

„Siehst Du nun, was Du gemacht hast. Jezt ist das Kind verstimmt; und nichts ist nachtheiliger für das Gemüth, als Verstimmung."

„Daran bist Du allein Schuld. Hättest Du mir nicht in Gegenwart des Knaben widersprochen, und seine Unart in Schuz genommen; hättest Du das nicht schon öfters gethan, so wett' ich darauf, der Junge wäre hinausgegangen und hätte kein Wort gesagt."

„Wie kannst Du doch reden? War es denn Unart, daß das Kind spielte, und sein inneres Leben heraus jubelte?"

„Das nicht. Du weißt wol, daß ich ihn gerne toben und schreien lasse, so viel er will. Aber das war doch Unart, daß er sein Toben fortsezte, nachdem ich es ihm verboten hatte."

„Aber die Frage ist, ob Du es ihm hättest verbieten sollen?"

„Seht doch! So soll ich der Sklave meines Knaben seyn, und er soll nie lernen, sich zu geniren um des Vaters willen! Eine artige Erziehung!"

„Beschränkung im unschuldigen Gebrauch der Kräfte, ist dem Kind immer nachtheilig. Wir Aeltern müssen lernen, uns Zwang anzuthun, um unserer Kinder willen.“

„Und soll es dann der Knabe nie lernen, um seiner Aeltern willen? Oder meynst Du etwa, er wird immer nach seiner Lust toben und wirtschaften können, ohne sich zu kümmern um andere Menschen? He?“

„Das kommt mit den Jahren, wenn man zu seiner Vernunft reden, und ihm die Nothwendigkeit der Selbstbeschränkung zeigen kann. Aber jezt —“

—„Beberlebeb! Jung gewohnt, alt gethan. Die Vernunft des Jünglings ist ein verzweifelt schwacher Regent, wenn sich die Lust empört. So ist der — wie heißen denn die Ministers der alten Könige, von denen Du ihm neulich erzältest?“

„Major domus!“

„Ja; so ein Major domus ist die Lust, und die Vernunft heißt dann freilich König.“

Die lezte Appellation an ihre Kenntnisse und die, ihr verschaffte Gelegenheit, sie zu zeigen,

hatte sie wieder mit dem Obersten ausgesöhnt, und der gute Mann hatt' es auch ohne Zweifel darum gethan.

Das war nur Eine Probe von der Erziehungsmethode in diesem Hause, oon der mütterlichen Protektion des Sohns gegen den Vater, von dem Streit zwischen übelangewandten Kenntnissen und gesunden Menschensinn. Dergleichen fielen alle Tage vor, und ich bewunderte nur den Scharfsinn der Frau, mit dem sie alle Unarten des Knaben zu schönen Anlagen zu machen wußte. Sie wird es erfahren. Ihr wird er sicher am ärgsten mitspielen, wenn der verständige Vater, die Sache nicht auf einen andern Fuß bringt, seiner Frau Gemalin ein anderes wissenschaftliches Stekenpferd anschafft. Wenn sie sich doch in die Botanik würfe und Pflanzen sammelte! Da würde sie schon einsehen lernen, wie viel Schaden auch die schönsten Raupen thun!

Jezt führ' ich Ihnen ein anderes Paar vor, das auch durch Edukationsgelehrsamkeit, die Erziehung seiner Kinder vernachläßigt, doch auf eine etwas andere Art. In der Gallerie kann es

der Pendant von jener syn. Es ist der geheime Legationsrath von Bisamburg, und seiner Gemalin Brunhilda (eigentlich Elisabeth getauft). Die beiden Leute leben und weben in Erziehungsschriften und Erziehungsideen, lesen aber so viel, daß sie unmöglich Zeit haben, ihre Kinder viel um sich zu sehen, die sich meist unter den Dienstboten belustigen. Zum Unglük haben sie zwei ganz verschiedene Erziehungssysteme; der Mann das Salzmannische, die Frau das Pestalozzische, das Beide einander gerade gegenüber stellen, und Beide mit dem größten Eifer als untrüglich, als allein seeligmachend vertheidigen, sich auch oft stundenlang darüber, in Gegenwart der Kinder streiten. Aber wie gesagt: dieß Streiten über Erziehungsmethode, ist ihre ganze Erziehung. Weil Keins mit dem Andern übereinkommen kann, wie man Kinder bilden solle, so bleiben sie ganz ungebildet. Feiner, scharfsinniger kann man nicht sprechen über Erziehung, wie diese beiden Leute sprechen, und roher können keine Kinder seyn, als die ihrigen, weil sie so viel unter den rohen Dienstboten sind. Und doch sind sie dort fast noch besser als bei den

Aeltern; — die Dienstbten sind nicht verdorben!
— Denn wenn sie hörn, was über sie abgehandelt wird, wobei man nicht im Allgemeinen bleibt, sondern die Küder mit Namen nennt; wie das Eine unvermekt gelenkt, was in dem Andern stille aufgereg und entwikelt werden soll; hören, welche Schwierigkeiten die Vorschläge des Vaters, vo Seite der Mutter, und die Vorschläge der Mutter, von Seite des Vaters finden: so merken sie wol, was ihnen auch die tägliche Erfahrun zeigt, daß sie — gar nicht werden erzogen wrden, welches ihnen dann freilich am liebsten ist. Auch werden diese ihre Wünsche in vollem Maas erfüllt. Sie sind so unerzogen und so verzogen wie möglich. Nur Eine Probe! Gestern Abend waren einige Fremde bei dem Essen und die Kinder auch, — nicht, weil man sie den Fremden produziren will, sondern weil sie den Fremden ihre Unarten produziren wollen; denn weiter thun sie nichts. Als man sich zu Tisch gesezt hatte, wurde dem Knaben, etwa acht Jahre alt, dem Liebling und Verzögling der beiden Aeltern, Suppe angeboten; er schob den Teller mit Ungestüm weg, und

erklärte barsch, er wolle keine Suppe; — Gemüs, Fisch, Ragout. — Er schrie immer lauter, er wolle nichts davon. Ich schämte mich in die Seele der Aeltern — ein höchst unangenehmes Gefül! — und Edelwald wurde ganz unruhig. Ich sah's ihm an, daß es ihm in dem rechten Arm zukte. Die Mutter empfand ganz anders. Sie sagt' ihrem Nachbar: „Ja, Sie glauben nicht, wie viel Charakter der Junge schon hat!" — „Was wilst du denn, mein Kind?" — „Aich will von dem Vuel do!" (Ich will von dem Vogel da!) — So hat diese charaktervolle Jugend in der Gesindestube reden gelernt! — Und wirklich wurde dem Jungen, ein Stük Brust von einem Rebhuhn gegeben, das er gierig verschlang. Nicht wahr, ich brauche nichts mehr zu erzälen?

Etwas ganz Anders, das vollste Gegenstük von diesem jungen Thiermenschen fanden wir bei dem Kammerherrn von Welling und seiner Gemalin, die eine beträchtliche Zeit Hofdame gewesen ist. Der Sohn von zwölf Jahren ist auch schon ein kleiner Kammerherr, und könnte, nach einiger Belehrung, des Vaters Stelle bei Hofe völlig vertreten. Er tritt herein mit vollem An-

stand, küßt den Damen sehr artig die Hand, reicht ihnen bei Gelegenheit den Arm und unterhält sie von dem neuen Schauspiel, von Göthes neuem Roman, dem neuesten Modejournal und von ihrer Schönheit. Der Knabe ist unerträglich. Ich thue immer, als hört' ich gar nicht was er sagt, und Edelwald fragt' ihn neulich, als er von Madame de Genlis und Delille sprach, ob er auch nicht vergesse, sein Pensum für morgen zu lernen, was er sehr ungnädig aufnahm.

Sehen Sie, so wird erzogen! So verkrüppelt man die jungen Menschenseelen oder verwahrloset sie, daß sie nicht zu gesunden Menschenwesen heranwachsen können. Meine pädagogische Reise, auf der ich so viel lernen wollte, war also, wie manche botanische von guten Schullehrern, — um die giftigen Schwämme und Giftpflanzen kennen zu lernen, vor denen man sich hüten muß. Schiken Sie mir eine Portion Gegengift für den Fall, wenn sich doch eine solche Giftpflanze einmischte, was der gute Genius unseres Eduards verhüten wolle.

## Sieben und siebenzigster Brief.

### Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Kennt' ich Sie nicht besser, meine theure Freundin; so glaubt' ich, Sie hätten eine Sammlung gemacht, um den zweiten Theil zu Salzmanns Krebsbüchlein zu schreiben; so sind die verkehrten Erziehungsarten in Ihrem Brief auf einander gedrängt.

Auch ich weiß nicht, ob die Landthorheiten oder die Stadtverkehrtheiten am Schlimmsten sind. Verdorben werden die Kinder bei Allen, und es ist ja ziemlich Einerlei, ob man an der Wassersucht oder am hizigen Fieber stirbt.

Verdorben wird der ungehorsame Sohn des braven Obersten, wenn er nicht sehr bald der Vergiftung seiner gnädigen Frau Mutter entzogen wird. Gehorsam ist die Erste Tugend des Kinds, und die Einzige. Hängen an des Vaters

und der Mutter Wort, wie an Gottes Wort, und ihm folgen auf das Wort hin, das muß dem Kind natürlich seyn wie das Athmen. Ohne diesen Grund giebts keine Sittlichkeit und keine Religion. Wer den Aeltern nicht folgt, die er sieht; wie will der Gott folgen, den er nicht sieht? Dem Kinde Vernunftgründe geben, eh' es folgt, ist in hundert Fällen nicht möglich; und wär' es das, so ist diese Folgsamkeit noch kein Gehorsam. Das Kind muß sich leiten lassen, eh' es sich selbst leitet. Es wird sich nie richtig leiten, wenn es sich nicht leiten ließ. Würd' es vielmehr durch Gründe überzeugt, so würd' es nicht geleitet; es leitete sich selbst, was es noch nicht kann; es sollte durch Vernunft geleitet werden, die bei ihm noch nicht gewekt ist, noch nicht gewekt seyn soll, damit es gehörig reife, sein Wesen. Der Knabe, dem das Vater-, das Mutterwort nicht genügt, der immer fragt, warum er denn etwas thun oder unterlassen solle, der ist schon herausgetreten aus dem Stand der Unschuld, und gewis durch der Aeltern oder Erzieher Schuld. Er wird ein Zweifler, da er sich zum Glauben bilden sollte, und

ein Grübler ohne Denkkraft; ein Kopf mit grauenden Haaren und einer Kindsfigur, — ein widriges Wesen! Ein Kind das nicht willig und aufs Wort folgen gelernt hat seinen Aeltern, wird auch nie als Mann seiner Vernunft folgen, wenn Gott durch Schiksale nicht seine Erziehung verbessert; es ist für Sittlichkeit verloren, weil seine sittliche Kraft noch nie geübt ward, die allein durch Gehorsam geübt werden kann.

Dazu werden auch die Kinder Ihrer Frau Brunhilda, (vermuthlich soll es ein Schweizername seyn, womit sie sich charakterisirt und dekorirt hat) nicht kommen, wenn es auf diesem Wege fortgeht. Das Aelternpaar wird sich immer mehr in die Theorie der Pädagogik vertiefen, sich über Principien streiten, und nie Eins werden, bei welchem Ende man die Erziehung anfangen solle, bis nichts mehr zu erziehen ist. So fragt' ich neulich einen Freund nach einem Bekannten von uns, der schon sechs Jahre im Pfarramt stand, vorher aber lange zwischen Christenthum und Philosophie hin und her gewankt hatte. „Er besinnt sich noch immer, ob er Pfarrer werden will,“ antwortete mein Freund.

Aber wie gehts denn mit dem kirchlichen Wesen? — „Es geht eben gar nicht. Die Leute gehen nicht in die Kirche, und der Pfarrer sieht sie nicht gerne darin. Die Stallfütterung ist eben eingeführt.“ — Bei Ihren pädagogischen . . . . . wird das ganz eigentlich der Fall seyn; und die Kinder werden auch wol bei ihrer Stall- und Küchenfütterung bleiben.

Von Ihrem kleinen früh- und nothreifen Kammerherrn mag ich nichts sagen. Er hat sein Leben in der Mitte angefangen; er wird sich also selbst überleben, oder die Knabenjahre im Alter nachholen. Auf alle Fälle wird er weder Jüngling noch Mann werden, weil er nicht Kind und Knabe war. Er ruhe in Frieden!

## Acht und siebenzigster Brief.

### Aeone an Wandulf.

Werdau.

Da hat Edelwald eine Broschüre mitgebracht, die mehr enthält, als manches dike Buch; mehr Wahres, Trefliches, was sich schon unter dem Lesen, als wahr empfindet, aber auch mehr Sonderbares, wozu man den Kopf schüttelt, was man nicht glauben kann, der Verfasser mag sagen, was er will. Sie ist von einem treflichen Kopf aus Hannover, der auch sehr viel Wahres und Gutes über die Weiber, besonders über die Hannöverischen und andere großstädtische Weiber geschrieben hat, von Brandes, und eifert mächtig dagegen, daß sich Aeltern von ihren Kindern: du nennen lassen. Wirklich treibt er das gar arg; und es ist ihm so sehr Ernst, daß ich oft habe lachen müssen. Einen wahren Don Quixottskampf besteht er mit diesen unschuldigen

Schaafen, die ihre Aeltern: du nennen, und kein Arges daraus haben. Dieß: du soll Ursache und Wirkung von dem Ungeheuer: democratie royale seyn. — So nenne man, sagt Edelwald, eine Volksregierung, die doch einen König habe. Ich verstehe kein Wort davon: aber toll genug mag es in einem solchen Reiche hergehen. Ein verbotener Apfel soll es seyn, dem neuen Adam von seiner demokratischen Freiheits- und Gleichheitseva gereicht, wobei ein junger Erzieher den Satan, wenigstens die Schlange spielt. Neulich erzälte mir Edelwald einmal von paradoxen Meinungen der Gelehrten, die mit großem Scharfsinn vertheidigt worden seyen; von einem Monsieur Linguet, der Brod für die ungesundeste Nahrung in der Welt erkläre, von einem Grafen Moßkati, der alles physische und moralische Uebel darin suche, daß die Menschen nicht auf Händen und Füßen gehen, und von dem sonst verdienstvollen Heineke, der die Menschheit für gerettet halte, wenn man die Jugend nicht mehr buchstabieren ließe. So kommt mir Brandes mit seiner Behauptung vor. Ich habe Familien gesehen, wo die Aeltern von den Kindern: du

genannt wurden, und wo das schönste Familien-verhältniß herrschte: aber auch Andere, wo das: Sie an der Tagsordnung war, und wo Alles eben so gut gieng. Das unschuldige: du — das lasse ich mir nicht einreden, — ist also an keinem Uebel der Menschheit schuld. Das mag mir Brandes mit all seinem Scharfsinn nicht leugnen: du ist der Ausdruk der Liebe; und Liebe ist mehr als Respekt. Liebe der Kinder zu Aeltern schließt schon ihrer Natur nach, Respekt in sich. Erscheinen sie ihm ja als weisere, mächtigere, höhere Wesen! Aber es ist nicht umgekehrt. Also; so lange man Gott in jedem Gebet: du anredet, werd' ich mich nicht bereden lassen, daß es die Ehrerbietung zerstöre. Er müßte mir denn beweisen, daß das: Unser Vater, schon viele nuzlose Menschen gemacht habe.

Das Alles hab' ich Edelwald gesagt: aber er will sich nicht überzeugen lassen. Er behauptet, Brandes habe Gründe angeführt, die nicht zu widerlegen seyen. Ich kann sie freilich nicht widerlegen: aber ich füle doch, daß er Unrecht hat. Ich schik' Ihnen darum die Broschüre; Sie sollen Ihr Gutachten darüber geben

und Brandes Gründe widerlegen, wenn Sie können. Es gilt um keine Kleinigkeit; denn jezt soll es entschieden werden, ob unser Erbprinz die Erlaubniß hat, uns so zu nennen, wie wir ihn nennen, oder ob er sich, wie alle Fremde, des ehrerbietigen Ausdruks: Sie, Herr Vater! und: Sie, Frau Mutter! bedienen muß, damit keine democratie royale und kein Sanskülotism' bei uns einreiße, für den sonst in Europa jezt so ziemlich gesorgt ist. Also bald Ihren Bescheid mit den rationibus decidendi! War der lateinische Broken so recht? —

---

## Neun und siebenzigster Brief.

### Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Ich habe Ihre Broschüre gelesen und wieder gelesen, und habe nicht müde werden können, sie zu lesen, liebe Aeone; so viel Trefliches, bestimmt und kräftig-Gesagtes enthält sie. Nicht gerade das, was der Titel besagt; worüber ich Ihnen hernach meine Meinung sagen will. Er und das, was sich darauf bezieht, ist, wie gewöhnlich die Titel und Ueberschriften in Jean Pauls Schriften, das schlechteste im ganzen Buche. Aber was der Verfasser sagt über den Glauben an eminente Menschen, über dessen Nothwendigkeit, über die Versuche, Aberglauben wieder in den Menschen zu pflanzen, damit die Zeiten besser werden, (Versuche, die Kranken durch Brantewein zu heilen) über das all zu frühe Genießen der Jugend, über Reisen, besonders aber, was er sinnvolles

und tief aus der Natur des Menschen Geschöpf-tes, bemerkt, über die Vortheile des frühen Bibellesens, das sind nicht blos „goldene Aepfel in silbernen Schalen,“ Worte geredet zu rechter Zeit, sondern Früchte von dem Lebensbaum des Paradieses, für unser sieches, schwindsüchtiges Jahrhundert. Ich habe lange nichts gelesen, was mir lauter gezeugt hätte, von einem reifen, männlich, klassisch - gebildeten, ächt - teutschen Geiste.

Aber auch ich kann mit seinem fanatischen Widerwillen gegen das: Du der Kinder gegen die Aeltern, nicht zufrieden seyn, so scharfsinnig auch die Gründe sind, womit er ihn zu vertheidigen sucht. Aeltern sollen nicht in allen Fällen die genauesten Vertrauten ihrer Kinder seyn, weil eine solche Vertraulichkeit, nur bei einer gewissen Gleichheit, natürlich statt finde, weil aber in dem Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern, eine natürliche Ungleichheit obwalte; und weil das zum Besten der Kinder so nothwendige Aelterliche Ansehen, die Ehrerbietung gegen diese, durch die größte Vertraulichkeit in allen Fällen, bedeutend leiden, ja vernichtet wer-

den müsse. Hier sezt schon der Verfasser voraus, daß durch die bloße Benennung: Du, die allergenaueste Vertraulichkeit begründet werde, wie sie allerdings dadurch bezeichnet wird. Das ist aber ein großer Irrthum. Durch das ganze Benehmen der Aeltern, durch ihre freundliche Herablassung und Nachsicht wird Vertraulichkeit begründet, und nicht durch eine gewöhnliche Benennungsart, die zur mechanischen Gewohnheit wird, bei der man sich nichts denkt. Ich sahe Gouvernantinnen, die ihre fürstliche Zöglingin immer Ihro Durchlaucht nannten, weil es die thörichten Mütter so wollten, die aber ihren Durchlauchtigsten Prinzessinnen unterthänigst auf die Finger klopften, wenn sie unartig waren. Ich sah dagegen Andere, die ihre Zöglinginnen: du nannten, und sie immer mit der nachsichtigsten Liebe behandelten. Aber auch vorausgesezt, daß das vertrauliche: du, zur Vertraulichkeit einlade und Vertraulichkeit bewirke: so sind doch Brandes Behauptungen, Paradoxien, die nur eine glänzend-wahre Vorderseite haben, die er einseitig ins Licht zu sezen gewußt hat. Freilich muß sich das Wesen, das Ver-

trauen auf sich ziehen soll, in gleiche Linie mit dem stellen, dem es Vertrauen einflößen will: aber blos durch Liebe. Außerdem mögte man eher das Gegentheil sagen: die größte Vertraulichkeit findet immer nur bei einer gewissen Ungleichheit statt. Vertraulichkeit sezt Vertrauen voraus, ist ohne Vertrauen nicht denkbar. Aber Vertrauen ist Glaube an die Superiorität des Andern, so gut wie an seine Liebe. Der Andere muß mehr wissen, mehr können als ich; wenigstens muß ich das von ihm glauben, sonst vertrau' ich ihm nicht. Wozu auch sonst das Vertrauen? Die Ungleichheit besteht an Seite dessen, zu dem wir Vertrauen fassen, in mehr Weisheit und Macht. Und gerade diese Ungleichheit ist zum Vertrauen nöthig. Dieß Vertrauen und die daraus entstehende Vertraulichkeit, ist auch der wahren Ehrerbietung gar nicht entgegen. Vielmehr ist Zutrauen die höchste Ehrerbietung. Ich muß sehr groß und gut von Jemand denken; ich muß durchdrungen seyn von dem Glauben an diese Größe und Güte, wenn ich ihm mein Schiksal überlassen soll. Will ja Gott selbst nicht anders geehrt seyn, als durch Zutrauen!

Wenn vollkommene Gleichheit zum Vertrauen und zur Vertraulichkeit erfodert würde, wie könnt' es Jesus von uns fodern? Das Beste und das Treffendste was sich gegen Brandes Haß gegen das: du sagen läßt, haben Sie schon gesagt! Der ehrerbietigste Beter redet ja den erhabensten Vater so an, und würde gewis nicht mehr Ehrerbietung gegen Ihn empfinden, wenn er Ihn durch: Sie anredete.

Ueberhaupt äußert Brandes manche so sonderbare Ideen über das Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern, über kindliche Natur überhaupt, daß man sich in die Zeit zurük versezt hält, wo der Vater gegen alle Erzieherweisheit schwer zu sündigen glaubte, wenn er einem Kinde je Liebe zeigte. Kinder sollen ihre chimärische Hofnungen und Träume, ihre starke, aus dem zartesten schamhaften Gefülen des Herzens entsprungene Neigungen nicht den Aeltern anvertrauen. Dieß sey nicht der natürliche Gang des jungen Gemüths! — Freilich ist er es in zwei Fällen nicht. Oft verbirgt der Knabe, besonders das Mädgen diese Neigung allen Menschen, manchmal gesteht es sie sich selbst nicht. Natürlich als-

dann auch nicht den Aeltern. Auch verbergen sich Kinder, wenn sich die Aeltern entfernt von ihnen halten, sie mit einer gewissen steifen Strenge behandeln, wie es wol ehemals Sitte war. Aber wenn Väter, Väter und Mütter, Mütter sind im vollen Sinn des Worts; wenn sie immer väterlich, mütterlich belehren, ermahnen, warnen, leiten: dann sind in den frühesten Jahren die Mütter, und in den späteren auch die Väter, die nächsten Vertrauten der Söhne. Die Mutter ists und bleibts bei den Töchtern. Die zartsinnige Tochter fült schon ein gewisses Unrecht darin, wenn sie einem Dritten etwas vertrauen sollte, was sie der Mutter verbirgt. Und wie? Chimärische Plane sollten mehr Stärke erhalten, durch Mittheilung an Personen, denen wir Ehrerbietung schuldig sind? Gerade das Gegentheil! Oft fülen die Kinder schon das Chimärische, indem sie den Plan ihren Aeltern mittheilen. Es bedarf nur einiger Fragen über das: wie?, so kommen die Kinder meist in Verlegenheit, was sie antworten sollen, und ahnen dunkel die Unausführbarkeit ihres Plans. Immer hält die Phantasie des Kinds, seine Plane und

Neigungen, in einem gewissen idealischen Nimbus und Zauber. Wissen sich die Aeltern nur einigermaßen zu benehmen; empören sie nicht das Freiheitsgefül der Kinder durch gründeloses Wegwerfen dessen, was dem Kinde jezt wichtig ist, sondern lösen nur den idealischen Zauber, durch den der Plan gut, die Neigung göttlich erschien; stellen sie dem Kinde seine Plane in ihrer ganzen Unausführbarkeit, die Neigung von ihrer gefährlichen Seite vor, und lassen ihm dann Zeit zu eigenem Nachdenken: so erhalten Plane und Neigungen gewis nicht mehr Stärke durch diese Mittheilung, sondern sie werden geschwächt. Wenn ein Sohn seinem Vater, eine Tochter ihrer Mutter, eine thörichte Neigung entdekt; wenn diese mit Nachsicht und Ruhe, das Thörichte, Zweklose, oder gar das Gefährliche, Verderbliche derselben zeigen, den Kindern, die ihre Aeltern als weise gutdenkende Aeltern, von vielen Jahren her kennen; wie sollte auch dadurch die Neigung erhöhet und geheiligt werden? Eben so schwer ist es zu begreifen, wie der Jüngling zu neuen Ausschweifungen gereizt werden sollte, wenn er seinem Vater die alten bekennt? Frei-

lich, wenn er es thäte, wie der rohe, irreligiöse Katholik seine Sünden dem Beichtvater bekennt, um Absolution zu erhalten, oder wenn der Vater dieß Bekenntniß leicht nähme, darüber wie über einen jugendlichen Muthwillen lächelte; kurz wenn der Vater ein Demönet wäre, dann könnte, wie Brandes sagt, eine Asinaria daraus werden. Oder um mich Ihnen verständlicher auszudrüken: ein alter Klingsberg bildet einen jungen; aber nur ein Klingsberg. Gewis wird er durch Traulichkeit in keinem andern Falle dazu gebildet.

Doch ich wiederhol' es; der Name ist überhaupt nicht so wichtig. Lassen Sie Ihren Eduard einst Du oder Sie zu Ihnen sagen, er kann und wird in beiden Fällen traulich gegen Sie werden. Dafür sind Sie Aeone und Ihr Gatte ist Edelwald.

---

[Zwischen diesen und den folgenden Briefen sind ein Paar Jahre verflossen. Die Korrespondenz zwischen Aeone, Edelwald und Wandulf war unterbrochen; bis auf ein Paar Mahnungsbillets von Wandulf. Nun finden sich noch folgende wenige.]

---

## Achtzigster Brief.

### Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

Drei Jahre, und kein Brief, weder von Aeone noch von Ihnen! Nein; das ist unverzeihlich. Sie wissen, daß ich nicht zu Ihnen kommen kann; Sie kommen nicht zu mir. Ich schreibe, mahne, bitte, und Sie sind stumm wie der Tod oder der Philosophen Gott. Nun; mag es göttliche Philosophie seyn, dem Freunde nicht zu antworten; Humanität ist es nicht. Was anders, als Briefe, hat man denn von entfernten Freunden, die man nicht sehen kann? Und so wenig es auch seyn mag, in Vergleichung mit dem persönlichen Genuß; so ist es doch unbeschreiblich viel, und schon hundertmal hab' ich den klugen Menschen gedankt für die Posteinrichtung, ob sie gleich gewis nicht um der Freundschaft willen gemacht worden ist. Sie nicht benuzen, heißt,

dem Freund einen Bissen Brod versagen, wenn täglich für Hungrige gebaken wird. Wer für mich nicht persönlich zu erreichen ist, und auch nicht schreibt, der ist todt für mich. Und er hat sich selbst gemordet, in Hinsicht auf mich. Und zugleich mordet er meine Freude, vielleicht meine Liebe, und streut das Gift der Bitterkeit, des Unglaubens in mein Herz. Denn ich muß Ihnen gestehen, Edelwald; es empört das liebende Herz oft fürchterlich, wenn ein Freund so lieblos, so unmenschlich an dem Freunde handlen kann, aus lauter Trägheit. Denn was wär' es anders? Wer wäre so beschäftigt, daß er nicht eine halbe Stunde finden könnte, zum Herzensgenuß für seinen Freund? Fehlt' es ihm aber auch wirklich an Zeit; so ist der Schlaf ein reicher Mann, der viel entbehren kann. Daß man sich doch fortlieben könne, wenn man auch nicht schreibt, davon mag ich nichts hören. Man hat schon aufgehört zu lieben, wenn man keinen Trieb mehr hat, seinem Freunde zu schreiben; denn die Liebe sehnt sich, etwas zu wissen von dem Geliebten und ihm, wenigstens manchmal zu ergießen sein Herz. Wär' aber auch das

nicht; kann der Freund zweifeln, daß er seinem Freunde Freude mache durch einen Brief, der ihm sagt und zeigt, daß er ihn noch liebe? und sollt' er nicht eine halbe Stunde aufopfern — wenn es doch ja ein Opfer seyn soll, — um seinem Freund' eine solche Freude zu machen, und seinen Glauben an Ewigkeit der Liebe zu stärken? Denn, man sage, was man wolle: jeder Glaube bedarf sichtbare Zeichen und Siegel, von Zeit zu Zeit, wenn er sich erhalten soll. Ein Sakrament ist nöthig, in der Freundschaft wie in der Religion.

Also — bei Verlust meiner Freundschaft, bald eine Antwort. Ich nehme keine Entschuldigung an, und es ist mir Ernst mit der Drohung. Lieber will ich unserer Freundschaft einen schnellen Tod verschaffen, als daß sie langsam an der Schwindsucht stirbt. Avis au lecteur!

## Ein und achtzigster Brief.

### Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Wie haben Sie mich gedemütigt und erschüttert durch den Anfang und erschrekt durch das Ende Ihres Briefs! Das wollen und werden alle gute Geister verhindern, daß wir je aufhören sollten, Freunde zu seyn. Aber Sie haben recht, lieber Freund. — Thut mirs doch ordentlich wol, daß ich wieder Besiz von diesem Titel nehmen kann! — Es ist unverzeihlich, wenn sich Freunde nicht schreiben, die sich nicht sehen können. Nur darin haben Sie Unrecht, daß man schon aufgehört habe zu lieben, wenn man sich nicht schreibt. Gewis haben wir Sie immer geliebt. Wie oft haben wir mit der innigsten Liebe von Ihnen gesprochen! Wie oft Ihre Briefe hervorgeholt, sie gelesen, und uns dankbar erinnert, wie manchmal Sie uns gerathen

und geleitet haben, wo wir es bedurften! — Oft, sehr oft wollten wir Ihnen auch schreiben; aber nie kam es zu Papier, Dinte und Feder. Man schiebt etwas immer länger auf, blos darum, weil man es eine Zeitlang aufgeschoben hat.

Doch ich begehre nicht, zu entschuldigen; weder mich noch meine Aeone. Wir haben gesündigt, und bitten um Vergebung. „Wer seine Sünde bekennt und läßt, dem soll Barmherzigkeit wiederfahren."*) Ich habe meine Sünde bekannt; gewis sollen Sie Besserung sehen; und so werden Sie dieß Wort ja auch erfüllen an uns.

Aber was soll ich Ihnen von uns schreiben, lieber Freund? Schlicht und einfach, aber höchst-glüklich fließt unser Leben dahin. Es ist herrlich zum Genuß, zur Theilnahme an dem Genuß: aber es ist wenig davon zu sagen. Eine glükliche Ehe ist doch eigentlich der Himmel auf Erden, und nicht blos ein beglükender, sondern ein bildender. Durch sie wird in dem Mann und der Frau Alles entwikelt, was entwikelt werden kann und soll. Ihr Wesen wird berührt von jeder Seite, von der es berührbar ist. Sie

*) Bibelworte.

brauchen also nicht schon einen Himmel in sich zu tragen; der Himmel wird in ihnen geschaffen durch Gattenliebe, Vater- und Mutterliebe. Die ganze Menschheit tritt hervor, und alles Göttliche, was in ihnen ist. Nicht blos das; sie werden immer mehr vergöttlicht durch Liebe. Jede Wolke kleiner Leiden, die aufsteigt, macht sie nur interessanter die Sonne der Liebe, die zwischen ihnen hervortritt. Mir ists manchmal, als könnten Menschen, die recht hoch religiös gebildet werden sollen, nicht wol in einer ganz glüklichen Ehe leben, weil sie dadurch zu viel gefesselt werden an die Erde, auf der sie schon gefunden haben ihren Himmel. Und doch muß auch das glüklichste Ehepaar, ein künftiges Leben wünschen, hoffen, glauben, weil seinem Herzen Wiederfinden der Geliebten, Bedürfniß wie Brod ist.

Aber wie wir uns auch bemühen — nicht b e m ü h e n, wie uns ein heiliges Gefül leitet, diese Glükseligkeit zu erhalten! Mit welcher Mäßigkeit wir Alles genießen, damit es uns immer Genuß bleibe! Wie wir mit einander fortgehen in Bildung, und Jedes dem Andern mit-

theilt, was es hat! Wie wir abwechseln in unserem Lebensgenuß, und froh wieder zurükkehren zu dem gewöhnlichen Leben, als zu einem Refrain, als zu dem Thema, das man immer gerne wiederkommen hört! Wie seelig wir bei unseren Familienfesten sind, (ich bin jezt so eifrig dafür, wie Aeone) und in unserem Eduard!

Lieber Wandulf; Sie müssen das sehen! Ich denke, daß Ihnen der Arzt für künftigen Sommer, das Pyrmonter Wasser an der Quelle verordnen wird; und dann sollen Sie bei uns eine Brunnenkur brauchen für Ihr Herz; denn ich weiß, Sie fülen unser Glük, wie Ihr eigenes.

Nächstens auch etwas von Aeone, die heute nicht schreiben konnte, weil Eduard die Masern hat und sorgfältig gehütet werden muß. Ein Wölkchen vor der Sonne, das Alles mild verklärt und heiligt!

---

Ende des zweiten Theils.

## In der Ostermesse 1810 erschienen ferner in diesem Verlage.

Remplaçant. Ein Schauspiel in 3 Aufz. Ein ächtes Gemählde unserer Tage 8 gGr.

Hier liegt im Ganzen mehr Würkliches zum Grunde, als es bei der ersten Durchlesung den Anschein hat. Die Haupthandlung fällt in den Zeitpunkt des Abschlusses des Preßburger Friedens 1806. Die lebendige Darstellung, die in dem Ganzen herrscht, wird jedem Leser Vergnügen machen.

Omar. Ein Andachtsbuch für die Jugend; auch für das Alter. Von Karl Hahn. 2 Theile mit 1 Kupf. 1 Rthlr. 12 gGr.

Niemand wird dieses Büchlein aus den Händen legen ohne sich dem Höchsten, dem Heiligsten genähert zu haben; Niemand wird es lesen, ohne Omarn lieb zu gewinnen, ohne den Entschluß zu fassen, sich ihm nachzubilden.

Neuer Gesundheitskatechismus oder Anleitung zu einer vernünftigen Gesundheitspflege für den Schul- und Hausunterricht entworfen von G. W. von Eicken. Königl. Bayer Hofrathe, der Arzneikunde Docezu Mülheim a. R. 8 gGr.

Briefe der Lespinaße, deutsch herausgegeben von Johanne Karoline Wilhelmine Spazier, geb. Mayer. 2 Theile. 3 Rthlr.

Durch die Zeitung für die elegante Welt und durchs Morgenblatt ist die Tendenz dieses Werkchens schon näher bekannt gemacht worden.

### Zur Michaelis-Messe 1810 erscheint:

### „Bilder des Lebens"

vom Hofprediger Ehrenberg in Berlin, 2 Thle. In wie fern dieses neue Werk als Pendant zu Ewalds neuem Werke über eheliche Verhältnisse und eheliches Leben betrachtet werden könne, bedarf für diejenigen, welche mit dem Geiste und der Darstellungsart dieser beiden würdigen Männer bekannt sind, keines Beweises mehr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ewald, Johann Ludwig,

Eheliche Verhältnisse und eheliches Leben in Briefen ; Fortsetzung von den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen und Mütter sowol, als für Jü nglinge, Gatten und Väter
Bd.: 2

Leipzig (1810)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.17(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108839-8